



ALTPREUSSISCHE PROSA

1404230

ALTPREUSSISCHE
PROSA

OL

1943

GRÄFE UND UNZER VERLAG
KÖNIGSBERG (PR)

144.
Nie pożycz się do domu

Einbandentwurf von Hans Hermann Hagedorn

Herausgegeben von Philipp Hofstötter



Gesamtherstellung:

J. C. F. Pickenhahn & Sohn in Chemnitz

D 424/9/09

281

NIKOLAUS KOPERNIKUS

Vorrede zu den Büchern der Kreisbewegungen an den Heiligsten Herrn, Papst Paul III.

Heiligster Vater, ich kann mir zur Genüge denken, daß gewisse Leute, sobald sie erfahren, daß ich in diesen meinen Büchern, die ich über die Kreisbewegungen der Weltkörper geschrieben habe, der Erdkugel gewisse Bewegungen beilege, sogleich erklären möchten, ich sei mit solcher Meinung zu verwerfen. Mir gefällt nämlich das Meinige nicht so sehr, daß ich nicht wohl erwägen sollte, was andere darüber urteilen werden. Und obgleich ich weiß, daß die Einsicht des Philosophen dem Urteile der Menge entzogen ist, weil sein Bestreben darin besteht, die Wahrheit in allen Dingen, so weit dies der menschlichen Vernunft von Gott erlaubt ist, zu erforschen: so halte ich doch dafür, daß man Meinungen, die von der Richtigkeit ganz entfernt sind, vermeiden müsse. Als ich daher mit mir selbst überlegte, für was für eine mißtönende Ohrenweide diejenigen, welche die Meinung von der Unbeweglichkeit der Erde durch das Urteil vieler Jahrhunderte für bestätigt annehmen, — es halten werden, wenn ich dagegen behaupte, die Erde bewege sich: so schwankte ich lange bei mir, ob ich meine Kommentare, die ich zum Beweise ihrer Bewegung geschrieben habe, herausgeben sollte, oder ob es besser wäre, dem Beispiele der Pythagoreer und einiger anderen zu folgen, welche die Geheimnisse der Philosophie nur ihren Verwandten und Freunden, nicht schriftlich, sondern mündlich zu überliefern pflegten, wie dies der Brief des LYSIS an HIPPARCH beweist. Sie scheinen mir

dies nämlich nicht, wie einige glauben, wegen der Deutlichkeit der mitzuteilenden Lehren getan zu haben, sondern, damit die schönsten und durch großes Studium bedeutender Männer erforschten Dinge nicht von denjenigen verachtet würden, die es entweder verdrießt, anderen als einträglichen Wissenschaften viele Mühe zu widmen, oder die, wenn sie durch die Ermahnungen und das Beispiel anderer zu dem freien Studium der Philosophie getrieben werden, dennoch wegen der Beschränktheit ihres Geistes sich so unter den Philosophen ausnehmen, wie die Drohnen unter den Bienen. Als ich also dies mit mir reiflich überlegte: so bewog mich die Verachtung, welche ich wegen der Neuheit und scheinbaren Widersinnigkeit meiner Meinung zu fürchten hatte, fast, daß ich das fertige Werk ganz beiseitelegte.

Aber meine Freunde brachten mich, der ich lange zauderte und sogar mich widersetzte, davon wieder ab; unter ihnen vorzüglich der in jeder Art des Wissens berühmte Kardinal von Capua, NICOLAUS SCHÖNBERG; nächst ihm mein sehr geliebter TIEDEMANN GIESE, Bischof von Culm, der sich mit gleichem Eifer der Kirche und allen guten Wissenschaften widmet. Dieser nun hat mich oft ermahnt und durch zuweilen hinzugefügte Vorwürfe angetrieben, daß ich mein Buch herausgeben sollte, welches bei mir nicht neun Jahre nur, sondern bereits in das vierte Jahrneunt hinein verborgen gelegen hatte. Dasselbe verlangten von mir nicht wenige andere ausgezeichnete und sehr gelehrte Männer, indem sie mich ermahnten, daß ich nicht länger wegen der gehegten Besorgnis verweigern sollte, mein Werk dem allgemeinen Nutzen der Mathematiker zu weihen. Sie sagten, daß, je widersinniger jetzt meine Lehre von der Bewegung den meisten erschiene, sie desto mehr Bewunderung und Dank ernten werde, wenn jene durch die Herausgabe meiner Kommentare den Nebel des Widersinnigen durch die klarsten Be-

weise beseitigt sehen würden. Durch solche Ermahnungen also, und durch diese Hoffnung bewogen, gab ich endlich meinen Freunden nach, daß sie die Herausgabe des Werkes, die sie so lange von mir gewünscht hatten, bewirken könnten.

Aber Deine Heiligkeit wird vielleicht nicht sowohl darüber verwundert sein, daß ich es gewagt habe, diese meine Nacharbeiten zu Tage zu fördern, nachdem ich mir bei der Ausarbeitung derselben so viel Mühe gegeben habe, daß ich ohne Scheu meine Gedanken über die Bewegung der Erde den Wissenschaften anvertrauen kann; — sondern erwartet vielmehr, von mir zu hören, wie es mir in den Sinn gekommen ist, zu wagen, gegen die angenommene Meinung der Mathematiker, ja beinahe gegen den gemeinen Menschenverstand, mir irgendeine Bewegung der Erde vorzustellen. Deshalb will ich Deiner Heiligkeit nicht verhehlen, daß mich zum Nachdenken über eine andere Art, die Bewegungen der Weltkörper zu berechnen, nichts anderes bewogen hat, als weil ich sah, daß die Mathematiker selbst bei ihren Untersuchungen hierüber mit sich nicht einig sind. Denn erstens sind sie über die Bewegung der Sonne und des Mondes so ungewiß, daß sie die ewige Größe des vollen Jahres nicht abzuleiten und zu beobachten vermögen. Zweitens wenden sie bei Feststellung der Bewegungen, sowohl jener, als auch der übrigen fünf Wandelsterne, weder dieselben Grund- und Folgesätze, noch dieselben Beweise für die erscheinenden Umkreisungen und Bewegungen an. Die einen bedienen sich nämlich nur der konzentrischen, die andern der exzentrischen und epizyklischen Kreise, durch welche sie jedoch das Erstrebte nicht völlig erreichen. Denn diejenigen, welche sich zu den konzentrischen Kreisen bekennen, obgleich sie beweisen, daß einige ungleichmäßige Bewegungen aus ihnen zusammengesetzt werden können, haben dennoch daraus nichts Gewisses festzustellen vermocht, was unzweifel-

haft den Erscheinungen entspräche. Diejenigen aber, welche die exzentrischen Kreise ersannen, obgleich sie durch dieselben die erscheinenden Bewegungen zum großen Theile mit zutreffenden Zahlen gelöst zu haben scheinen, haben dennoch sehr vieles herbeigebracht, was den ersten Grundsätzen über die Gleichmäßigkeit der Bewegung zu widersprechen scheint. Auch konnten sie die Hauptsache, nämlich die Gestalt der Welt und die sichere Symmetrie ihrer Theile weder finden, noch aus jenen berechnen. Es ging ihnen so, als wenn jemand von verschiedenen Orten her Hände, Füße, Kopf und andere Glieder, zwar sehr schön, aber nicht im Verhältniß zu einem einzigen Körper gezeichnet, nähme und, ohne daß sie sich irgend entsprächen, vielmehr ein Monstrum, als einen Menschen daraus zusammensetzte. Daher zeigt es sich, daß sie in dem Gange des Beweises, den man Methode nennt, entweder etwas Notwendiges übergangen, oder etwas Fremdartiges und zur Sache nicht Gehörendes hinzugesetzt haben; was ihnen gewiß nicht widerfahren wäre, wenn sie sichere Prinzipien befolgt hätten. Wenn aber ihre angewandten Hypothesen nicht trügerisch wären, so hätte sich alles, was daraus folgt, unzweifelhaft bewährt. Es mag das, was ich hier sage, dunkel sein, es wird aber seines Ortes klar werden.

Als ich nun diese Unsicherheit der mathematischen Überlieferungen über die zu berechnenden Kreisbewegungen der Sphären lange mit mir überlegt hatte, begann es mir widerlich zu werden, daß die Philosophen, welche in bezug auf die geringfügigsten Umstände jener Kreisbewegung so sorgfältig forschten, keinen sicheren Grund für die Bewegung der Weltmaschine hätten, die doch unsertwegen von dem besten und gesetzmäßigsten aller Meister gebaut ist. Daher gab ich mir die Mühe, die Bücher aller Philosophen, deren ich habhaft werden konnte, von neuem zu lesen, um nachzusuchen, ob nicht irgendeiner einmal der

Ansicht gewesen wäre, daß andere Bewegungen der Weltkörper existierten, als diejenigen annehmen, welche in den Schulen die mathematischen Wissenschaften gelehrt haben. Da fand ich denn zuerst bei CICERO, daß NIKETUS geglaubt habe, die Erde bewege sich. Nachher fand ich auch bei PLUTARCH, daß einige andere ebenfalls dieser Meinung gewesen seien; seine Worte setze ich, um sie jedem vorzulegen, hierher: „*Andere aber glauben, die Erde bewege sich: so sagt PHILOLAUS, der Pythagoreer, sie bewege sich um das Feuer in schiefer Kreise, ähnlich wie die Sonne und der Mond; HERAKLID von Pontus und EKPHANTUS, der Pythagoreer, lassen die Erde sich zwar nicht fortschreitend, aber doch nach Art eines Rades, eingegrenzt zwischen Niedergang und Aufgang um ihren eigenen Mittelpunkt bewegen.*“

Hiervon also Veranlassung nehmend, fing auch ich an, über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken, und obgleich die Ansicht widersinnig schien, so tat ich's doch, weil ich wußte, daß schon anderen vor mir die Freiheit vergönnt gewesen war, beliebige Kreisbewegungen zur Ableitung der Erscheinungen der Gestirne anzunehmen. Ich war der Meinung, daß es auch mir wohl erlaubt wäre, zu versuchen, ob unter Voraussetzung irgendeiner Bewegung der Erde, zuverlässigere Ableitungen für die Kreisbewegung der Himmelsbahnen gefunden werden könnten, als bisher.

Und so habe ich denn, unter Annahme der Bewegungen, welche ich im nachstehenden Werke der Erde zuschreibe, und durch viele und lange fortgesetzte Beobachtungen endlich gefunden, daß, wenn die Bewegungen der übrigen Wandelsterne auf den Kreislauf der Erde übertragen, und dieser dem Kreislaufe jedes Gestirnes zugrunde gelegt wird, — nicht nur die Erscheinungen jener daraus folgen, sondern auch die Gesetze und Größen der Gestirne und alle ihre Bahnen und der Himmel selbst so zusammenhängen, daß in

keinem seiner Teile, ohne Verwirrung der übrigen Teile und des ganzen Universums, irgendetwas verändert werden könnte. Dem angemessen habe ich auch im Verlaufe des Werkes die Ordnung befolgt: daß ich im ersten Buche alle Stellungen der Bahnen beschrieb, mit Einschluß der Bewegungen, die ich der Erde beilege; so daß dieses Buch gleichsam die allgemeine Verfassung des Universums enthält. In den übrigen Büchern aber trage ich hierauf die Bewegungen der übrigen Gestirne und aller Bahnen, mit Einschluß der Bewegung der Erde vor, damit daraus erkannt werden kann, inwiefern die Bewegungen und Erscheinungen der übrigen Gestirne und Bahnen beibehalten werden können, wenn sie auf die Bewegungen der Erde bezogen werden. Ich zweifle nicht, daß geistreiche und gelehrte Mathematiker mir beipflichten werden, wenn sie, was die Philosophie vor allem verlangt, nicht oberflächlich, sondern gründlich erkennen und erwägen wollen, was zum Erweise dieser Gegenstände in dem vorliegenden Werke von mir herbeigebracht ist. Damit aber gleicherweise Gelehrte und Ungelehrte sehen, daß ich durchaus niemandes Urteil scheue, so wollte ich diese meine Nacharbeiten lieber Deiner Heiligkeit, als irgendeinem andern widmen, weil Du auch in diesem sehr entlegenen Winkel der Erde, in welchem ich wirke, an Würde des Ranges und an Liebe zu allen Wissenschaften und zur Mathematik für den Erhabesten gehalten wirst; so daß Du durch Dein Ansehen und Urteil die Bisse der Verleumder leicht unterdrücken kannst, obgleich das Sprichwort sagt, es gebe kein Mittel gegen den Biß der Verleumder.

Wenn aber vielleicht Schwätzer kommen, die, obgleich in allen mathematischen Wissenschaften unwissend, dennoch sich ein Urteil darüber anmaßen und es wagen sollten, wegen einer Stelle der Schrift, die sie zugunsten ihrer Hypothese übel verdreht haben, dieses mein Werk zu tadeln oder anzugreifen; aus denen mache ich

mir nichts, und zwar so sehr nichts, daß ich sogar ihr Urteil als ein dummdreistes verachte. Denn es ist nicht unbekannt, daß LACTANTIUS, übrigens ein berühmter Schriftsteller, aber ein schwacher Mathematiker, sehr kindisch über die Form der Erde spricht, indem er diejenigen verspottet, die gesagt haben, die Erde habe die Gestalt einer Kugel. Es darf daher die Strebsamen nicht wundern, wenn dergleichen Leute auch uns verspotten. Mathematische Dinge werden für Mathematiker geschrieben, die, wenn mich meine Meinung nicht täuscht, einsehen werden, daß diese unsre Arbeiten auch an dem kirchlichen Staate mitbauen, dessen höchste Stelle Deine Heiligkeit jetzt einnimmt. Denn als vor nicht gar langer Zeit unter LEO X. im lateranischen Konzile die Frage wegen der Verbesserung des Kirchenkalenders erörtert wurde, blieb dieselbe nur deshalb unerledigt, weil die Größe des Jahres und des Monats, und die Bewegungen der Sonne und des Mondes für noch nicht hinreichend bestimmt erachtet wurden. Angeregt durch den berühmten Herrn PAULUS, Bischof von Fossombrone, der damals jener Angelegenheit vorstand, legte ich mich seit jener Zeit darauf, diese Gegenstände genauer zu beobachten. Was ich nun in dieser Sache geleistet habe, das stelle ich dem Urteile vorzüglich Deiner Heiligkeit und aller andern gelehrten Mathematiker anheim.

JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED

Akademische Rede

von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Menschen und der daher entstehenden menschlichen Glückseligkeit.

Im 1730sten Jahre in der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig gehalten.

Meine Herren!

So oft ich bisher das Bild des zweiköpfigen Janus irgendwo erblickt habe, so oft habe ich einen Einfall dabei gehabt, der zwar der Absicht dieser erdichteten Gestalt nicht gemäß ist, mir aber gleichwohl so gar verwerflich nicht vorgekommen. Es mag sein, daß dieser alte König von Italien deswegen mit einem doppelten Angesichte gemalt und geschnitzt worden, weil er von besonderer Klugheit gewesen und sowohl auf das Vergangene zurück, als auf das Künftige weit hinaus zu sehen vermocht. Es mag auch sein, wie andere vorgeben, daß der Stammvater aller itzlebenden Menschen, Noah, dadurch bedeutet worden, welcher zwei verschiedene Weltalter gesehen hatte: das eine vor, das andere aber nach der allgemeinen Überschwemmung des ganzen Erdbodens. Mich geht dieses voritzo nichts an, da ich meine besondern Gedanken von dieser symbolischen Abbildung entdecken will.

Der zweiköpfige Janus scheint mir ein bequemes Bild aller und jeder Dinge abzugeben, womit wir Menschen

in der Welt zu tun haben. Alles hat gleichsam zwei Angesichter; und zwar zwei so verschiedene Angesichter, als der Kopf des fabelhaften italienischen Königs immermehr haben kann. Von einer Seite sieht derselbe jung, lieblich, glatt, munter und wohlgestalt aus, auf der andern Hälfte aber zeigt er ein finsternes, langbärtiges, runzelichtes und überaus verdrießliches Antlitz. Und so sind, meiner Meinung nach, alle Dinge in der Welt beschaffen.

Man gehe nur alles und jedes durch, was den weiten Raum des Himmels erfüllt, was den Erdboden bedeckt und bevölkert, was die Natur wirkt und was der Mensch durch Witz und Fleiß zuwegebringt, was in Ländern und Städten angetroffen wird, was die Schlösser der Könige und was unsere Kammern in sich enthalten: alles, alles ohne Ausnahme, kann auf zweierlei Art angesehen werden. Kein Ding ist zu finden, welches nicht auf gewisse Art betrachtet, schön, angenehm, nützlich und gut sein sollte. Aber im Gegenteile ist auch nichts zu erdenken, was nicht von einer andern Seite schlecht, verwerflich, schädlich und böse zu nennen wäre. Kurz, nach dem Gesichtspunkte der Menschen, ändern sich auch ihre Urteile von Dingen: so, wie sich die Zeichnungen eines Malers ändern, der seinen Gegenstand bald von dieser, bald von einer andern Seite her betrachtet.

Diese Betrachtung, meine Herren, scheint ihnen vielleicht von schlechter Wichtigkeit zu sein. Allein so wenig ich auch von meinen Einfällen zu halten pflege, so sehr scheint mir diese Anmerkung dero Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese Erkenntnis hat keinen geringen Nutzen. Es macht uns behutsam und bescheiden in Beurteilung verschiedener Meinungen. Wir werden nicht so leicht eines andern Lehrsätze für ungereimt und falsch erklären, wenn wir erwägen, daß wir vielleicht ebenso wie er urteilen würden, wenn wir an seiner Stelle stünden und dieselben Sachen von einer gewissen Seite betrachten sollten.

Unter die Anzahl dieser Sätze gehört auch ohne Zweifel die Meinung von der Vollkommenheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Dieselbe wird von vielen für sehr klein und geringe angesehen, von andern aber für sehr groß und vortrefflich ausgegeben. Es hat zu allen Zeiten Dichter, Redner und Weltweise von zwei verschiedenen Arten gegeben: einige, die sich als Lobredner, andere aber, die sich als Verächter ihres menschlichen Wesens aufgeführt. Ja, was das wunderbarste ist: so hat es noch eine dritte Gattung gegeben, die den Menschen gleichsam wechselweise, bald erhoben, bald erniedrigt, bald zu dem vollkommensten Geschöpfe der Welt gemacht, bald zu dem verächtlichen Gewürme des Erdbodens hinunter gesetzt hat. Wer hat nun von beiden Parteien recht? Ob ich schon weiß, daß zwei widersprechende Sätze nicht zugleich wahr sein können, so muß ich doch sagen, daß hier beide Parteien, beide so widrige Urtheile, recht haben. Es ist aber auch kein wahrhafter Widerspruch vorhanden. Beide Parteien stehen in verschiedenen Gesichtspunkten. Ein jeder sagt, was er sieht und wahrnimmt: es fragt sich nur, wer von beiden bei seinem Urtheile am besten daran ist?

Sie werden sich vermutlich nicht wundern, meine Herren, wenn ich mich für die letzte Partei erklären werde. Mögen sich doch andere mit ihrer ganzen Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit auf die Betrachtung des menschlichen Elendes und Verderbens legen. Ich schätze mich glücklich, daß ich durch allerlei Ursachen und Umstände gelenkt worden, die Welt und ihre Einwohner auf ihrer schönen Seite anzusehen und mich an allem, was mir vorkommt, zu belustigen. Werde ich aber nicht so geschickt sein, sie davon völlig zu überführen, meine Herren, so will ich mir doch angelegen sein lassen, zu zeigen, daß wenigstens diese Meinung weit mehr zur Ehre Gottes und zur wahren Gemütsruhe beitrage als die entgegengesetzte. Ich

verspreche hierbei mehr mein Herz als meine Kunst, so gering dieselbe auch sein würde, reden zu lassen und vielleicht kann ich hoffen, durch diese meine Aufrichtigkeit alle Mängel meiner Geschicklichkeit zu ersetzen. Wohlan denn, hochzuehrende Herren, erheben Sie voritzo dero Gedanken etwas höher, als wenn Sie bloße Werke der Menschen betrachten. Wenn sich ein Reisender dem Sitze eines großen Monarchen nähert, dessen umliegende Gegenden mit Lustschlössern, Gärten und schattigen Gängen, Wasserfällen, Kanälen und Behältnissen des seltensten Wildes prangen; wenn er endlich die Residenz selbst erblickt, die schon durch ihren Anblick was großes verspricht, so ermuntert sich sein ganzes Gemüt, alle Merkmale der Pracht, Kunst und Freigebigkeit zu betrachten und zu bewundern. Und wie entzückt wird er nicht, wenn die Erfahrung und Empfindung selbst alle seine Ahnungen und Hoffnungen übertrifft, wenn er nicht nur ein prächtiges Gebäude, sondern auch einen vortrefflichen Hof, eine wohleingerichtete Regierung, blühende Künste und Wissenschaften, einen starken Handel, ja welches noch mehr ist und aus allem vorigen entspringt: vergnügte Bürger und Einwohner, kurz, ein glückseliges Volk antrifft, welches seine Tage in Ruhe und Lust zubringt und dem Zepter seines Fürsten ein ewiges Heil anwünscht.

Dieses ist, meine Herren, die wahrhafte Abbildung des Zustandes, darinnen wir uns itzo befinden, oder in welchen ich doch dieselben zu setzen begierig bin. Wir sind im Begriffe, die Meisterstücke der göttlichen Weisheit, Macht und Güte zu beurteilen: was für behutsame, was für aufmerksame Augen und Ohren gehören nicht dazu! Wer von den Kunstwerken großer Maler und Bildschnitzer urteilen will, der muß in der rechten Entfernung stehen. Wir wollen die vernünftigen Einwohner des Erdbodens, das ganze menschliche Geschlecht in genauere Erwägung ziehen. Wir



müssen also nicht gleich den Würmern im Staube kriechen, sondern uns aus den engen Grenzen unserer Zimmer, die uns versperren, unserer Häuser, die uns einschließen, ja unserer Städte und Landschaften in die Höhe schwingen: damit wir gleichsam von weitem dieses Ganze übersehen und alle seine Vollkommenheit auf einmal zu Gesichte bekommen mögen. Wie will doch eine verächtliche Spinne in dem finstern Winkel eines Kellers, darinnen sie sich mit einem mühseligen Gewebe beschäftigt, von der Vollkommenheit eines königlichen Palastes urteilen, den sie zwar selbst bewohnt, aber niemals ganz übersehen hat? Und wie will ein Mensch, der sich nur in Betrachtung einzelner und mehrentsils geringer Teile der Welt aufhält, die ganze Herrlichkeit ihres Urhebers wahrnehmen, die er darinnen offenbart hat?

Ich sehe derowegen, meine Herren, dieses Weltgebäude so an, wie es von den heutigen Weltweisen betrachtet wird. Unter der unzählbaren Menge leuchtender Weltkörper, erblicke ich sonderlich ein sehr prächtiges Gestirn, welches durch seinen Blitz mein Gesicht blendet, und einen entsetzlich großen Luftraum mit lauter Glanz und Klarheit erfüllt. Sechs dunkle Kugeln drehen sich um diese flammende Lichtquelle in ungleich großen Kreisen und borgen von ihren Strahlen Wärme, Kraft, Leben und Schönheit. Zwei darunter sind von erstaunlicher Größe und ziehen mit einem prächtigen Gefolge von vier und fünf kleineren Planeten begleitet, einher. Die übrigen vier aber, die weit näher an ihrem strahlenden Mittelpunkte stehen, sind unzähligemal kleiner und nur eine einzige darunter hat sich eines kleinen Gefährten in ihrem jährlichen Umlaufe zu rühmen, der sie aber über drei benachbarte Weltkugeln erhebt und ihr durch sein Licht auch auf derjenigen Seite Bequemlichkeit und Vorteile verschafft, die von dem strahlenden Mittelpunkte ihrer Bewegung abgewandt ist.

Hier sehen Sie nun, meine Herren, unseren eigenen Aufenthalt, die Erdkugel, mitten unter der Anzahl der planetischen Weltkörper; hier sehen Sie den anmutigen Wohnplatz unzählbarer Gattungen von lebendigen Geschöpfen; hier sehen Sie endlich das glückselige Vaterland des menschlichen Geschlechts. O Welch ein bezaubernder Anblick bemächtigt sich meiner Sinne! Der herrliche Glanz, den ich von weitem an dieser unserer Behausung von fern erblicke, setzt sie in meiner Einbildungskraft unter die Zahl der himmlischen Körper, deren vortreffliche Natur, sich von allen Zeiten her die Verehrung und Bewunderung der klügsten Völker erworben hat. Das volle Licht dieses trefflichen Planeten übertrifft die silberne Scheibe des Vollmondes an scheinbarer Größe fünfzehnmahl; und Welch ein entzückender Gegenstand ist das nicht! Glückselige Geschöpfe, die ihr eine so ansehnliche Kugel bewohnt, die auch dem funkelnden Abendsterne an Schönheit nichts nachgibt, den rötlichen Mars aber und den kleinen Merkur an Klarheit und Größe bei weitem übertrifft.

Doch wir müssen etwas nähertreten, meine Herren, und die Oberfläche dieses leuchtenden Weltkörpers genauer betrachten. Berg und Tal, Land und Wasser, Wälder und Felder, Seen und Ströme wechseln auf allen Seiten dieses runden Wohnhauses so angenehm ab, daß es einem immerwährenden Lustgarten ähnlich sieht, wo die Pracht der Natur alle Bemühungen der Kunst weit übertrifft und beschämt. Sie selbst, die prächtige Weltkugel, dreht sich nicht nur täglich um ihre Achse, sondern wälzt sich auch jährlich um den leuchtenden Sonnenkörper, damit sie die Wirkungen ihrer Wärme auf allen ihren Theilen in einer ordentlichen Abwechslung genießen möge. Dergestalt kleidet sie sich mit Gras und Kräutern, sie schmückt sich mit Zedern und Eichen, sie füllt sich mit Tieren, Vögeln und Fischen an und versorgt alle Gattungen derselben mit gehörigem Unterhalte von gesunden Kräu-

tern, lieblich duftenden Blumen und tausenderlei wohlschmeckenden Früchten.

Treten sie noch näher, meine Herren, und betrachten sie nunmehr als scharfsinnige Zuschauer auch den Endzweck und Nutzen aller dieser Dinge. Wozu dient doch immermehr alle die Schönheit dieses so reichlich versorgten, so prächtig geschmückten Erdballes? Was soll die mannigfaltige Abwechslung seiner Oberfläche? Wozu sind so viel Pflanzen, Stauden, Bäume, Tiere, Vögel und Fische? Wozu dienen so viel Mineralien, Steine und Metalle, die das innere Mark dieser so fruchtbaren Kugel ausmachen? Hat denn der Schöpfer aller Dinge dieses für sich selbst geschaffen? Doch was bedarf er solcher Sachen, da er ohnedem eine Glückseligkeit besitzt, die weder vermehrt noch vermindert werden kann? Oder hat er dieses alles ohne die geringste Absicht, ohne einen besonderen Endzweck, bloß damit es da wäre, hervorgebracht? Wie kann man solches von dem allerweisesten Werkmeister vermuten? Es muß derowegen unter so vielen edlen Geschöpfen noch ein edleres zu finden sein, das Gott zum Fürsten aller übrigen bestimmt und dem zum Besten er alles übrige so wunderwüthig eingerichtet und angeordnet hat.

Nunmehr erblicke ich unter den übrigen Tieren ein Geschöpf von ganz besonderer Gestalt. Seine Größe ist zwar sehr mittelmäßig, aber es tut größere Dinge auf dem Erdboden als die Wunder des trockenen Landes und der tiefen See: ich meine Elefanten und Walfische. Es ist viel schwächer an Gliedmaßen als Leuen und Bären und doch zähmt es dieselben mit leichter Mühe. Es ist viel langsamer in seiner Bewegung als die Adler und Hirsche und doch fängt es dieselben. Mit einem Worte: es zwingt Felsen und Ströme, ihm zu Gebote zu stehen; es wirft Berge auf, wo es will; und wo es ihm beliebt, da füllt es Täler aus; es baut Schlösser und Städte von gewaltiger Dauer und

Größe; es reutet Wälder aus und pflanzt sich neue. Es ahmt den Donner nach und löscht die wütende Glut der Blitze aus, die seine Wohnungen verzehren wollen, es hemmt die Wellen der See durch dauerhafte Dämme und überschwemmt zuweilen ganze Landschaften durch Schleusen; es überschreitet die Grenzen des trockenen Landes und fährt auf den Flügeln des Windes über die Meere; es schiffet über fast unermessliche Seen und dringt in Länder, die in den entlegensten Weltgürteln liegen; weder die brennende Luft der heißen, noch der grimmige Frost der kalten Himmelsstriche setzt die Einwohner derselben aus aller Verbindung; ja es gräbt in die Klüfte der Erden, um die Eingeweide seiner Mutter zu kennen, und steigt gen Himmel, die Gestirne samt ihrem Laufe zu messen. Nicht nur die ordentliche Bewegung der Fixsterne, nicht nur der schwer zu entdeckende Laufkreis der Planeten wird seinen Gesetzen untertan, er überschreitet das Maß seiner Sinne und entdeckt wider alle Zeugnisse derselben, daß sein eigenes Wohnhaus sich im Wirbel um die Sonne schwingt. Ja, was? er wagt sich an die unerforschliche Bahn fürchterlicher Schwanzsterne, die nur zum Schrecken der Welt erschaffen zu sein schienen; er errät ihre parabolischen oder vielmehr elliptischen Kreise und nötigt sie gleichsam den despotischen Gesetzen eines fast gar zu witzigen Erdbürgers nachzuleben. Er dringt endlich auch in die verflossenen Zeiten zurück und verkündigt, was künftig kommen soll. Kurz, alles macht sich der Mensch unterwürfig, alles muß sich zu seinem Nutzen brauchen lassen. Erstaunenswürdiger Anblick! Wie kann immermehr ein so schwaches Geschöpf solche Wunder ausrichten! Wie kann doch ein so kleines Tier sich zum Meister und Herrn des ganzen Erdbodens machen?

Die Vernunft, meine Herren, bloß die Vernunft ist dasjenige, was den Menschen zum Könige aller andern

Tiere gemacht hat. Die Vernunft ist das Werkzeug, wodurch er alle seine erstaunlichen Taten tut. Durch sie vermag er alles und ohne sie würde er nichts auszurichten vermögend sein. Durch ihren Dienst erfindet er die Künste und Wissenschaften, die zu seinem Unterhalte und zur Bequemlichkeit dienen; durch sie unterwirft er sich die Natur; durch sie herrscht er über Wind und Wellen, über Berg und Tal, über Felsen und Wald, über Stein und Metall, über Pflanzen und Ungeziefer, über Vögel und Fische, über zahme und wilde Tiere; durch sie endlich macht er sich auch den Himmel und seine prächtigen Körper dienstbar, indem er den Zeiten ihren Lauf vorschreibt, den Finsternissen der Himmelslichter ihre Wiederkunft, Größe und Dauer bestimmt und der Dunkelheit vergangener Begebenheiten ein helles Licht ansteckt.

Auch das ist noch nicht genug. Selbst der menschlichen Gesellschaft setzt die Vernunft ihre gebührenden Grenzen. Weit gefehlt, daß sie nach Art anderer Tiere in einer beständigen Wildheit leben, in Wäldern und Einöden herumirren und mit Raub und Gewalttaten ihr Leben fristen sollten. So unterscheidet sie vielmehr ihr Geschlecht von der unvernünftigen Brut aller andern Tiere; sie unterscheidet Laster und Tugend; sie verbindet Mann und Weib durch ein unzertrennliches Band; sie ordnet die Kinderzucht; sie unterwirft die Knechte ihren Herrschaften zu Beförderung ihres beiderseitigen Wohls; sie richtet ein ordentliches Hauswesen ein und machet endlich, daß auch Nachbarn friedlich beieinander wohnen. Was sage ich? Selbst Republiken, Fürstentümer, Königreiche und Kaisertümer sind bloß ihr Werk. Durch ihren Dienst gibt man Gesetze, den Unordnungen zu steuern, die in großen Gesellschaften entstehen würden; durch ihren Dienst macht der Mensch sich selbst zur Tugend geschickt; durch ihren Dienst erlangt er endlich eine stetswährende und immeranwachsende Glückseligkeit.

Ich muß noch weiter gehen, meine Herren: durch die Vernunft erforscht er die Ursachen aller Dinge; durch sie erkennt er Gutes und Böses; durch sie findet er in allen Geschöpfen den Beweis, daß ein Gott sei, und die Spuren aller seiner Eigenschaften; durch sie endlich erkennt er, daß er ein Bürger in der Stadt dieses vollkommenen Regenten sei, der seine Untertanen nicht nur zeitlich, sondern auch ewig glücklich machen will.

Urteilen sie nunmehr selbst, meine Herren, ob ihnen meine obgedachte Meinung von der großen Vollkommenheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wahrscheinlich vorkomme oder nicht. Ich habe sie bisher in den Punkt gestellt, wo ihnen die Welt so in die Augen gefallen, wie sich ein Weltweiser dieselbe vorzustellen pflegt. Wie gefällt ihnen dieselbe in dieser Gestalt? O, daß ich noch ganze Tage zubringen sollte, diese Abschilderung ausführlicher zu machen! O, daß ich ihnen noch alle Einwürfe heben sollte, die ihnen dabei einfallen möchten! Einen davon sehe ich vorher. Man wird dasjenige, was ich im ganzen gefunden, in den Teilen nicht finden können. Man wird mir so viel unglückliche Personen zeigen, die wenig oder nichts von der Vollkommenheit und Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts besitzen. Was hilft es diesen, wird es heißen, daß das ganze Weltgebäude so herrlich und unvergleichlich ist? Sind denn alle vernünftigen Einwohner des Erdbodens mit solchen Vollkommenheiten begabt? Sind alle Bürger dieser Welt einer so großen Glückseligkeit fähig, die nur den wenigsten unter ihnen zuteil wird? Wie schwach ist nicht der Verstand, wie zerbrechlich und hinfällig ist nicht der Körper der allermeisten? Allein weit gefehlt, meine Herren, daß ich die Unvollkommenheit und das Unglück vieler Menschen leugnen oder nur in Zweifel ziehen sollte! Ich gebe solches ganz willig zu: ich bin aber im Gegenteil ebensowenig

geneigt, mich darüber zu verwundern oder zu beschweren, daß ich mich vielmehr wundern muß, daß die Anzahl der Unglückseligen nicht größer ist und daß gleichwohl die Vollkommenheiten des Verstandes noch so häufig in der Welt gefunden werden. Wahrhaftig, wer den zarten Bau unseres Körpers recht erwäget, der wird sich wundern; nicht, daß er zerbrechlich, sondern daß er so dauerhaft ist. Wer die unordentliche Lebensart der meisten Menschen erwäget, dem wird es nicht fremd dünken, daß sie sterben, sondern daß sie gleichwohl so lange leben. Das allermeiste Unglück aber trifft einen jeden durch seine eigene Schuld. Ein jeder ist mehrentheils sein eigener Mörder. Die Zahl der Kranken hat noch niemals die Gesunden, die Menge der Rasenden, noch niemals die Anzahl der Klugen, die Rotte der Übeltäter noch niemals die Gesellschaft guter Bürger übertroffen. Dieses schätze ich mit für einen Vorzug des menschlichen Geschlechts; dieses vergnügt mich; dieses macht, daß ich die Macht und Güte des Schöpfers nicht sattsam bewundern, daß ich seine Weisheit nicht hoch genug preisen kann.

Und diese meine Gemütsverfassung macht mich so vergnügt, als die entgegengesetzte Meinung ihre Anhänger unglücklich machen kann. Ich ergötze mich in dem beständigen Anschauen der Vollkommenheit, die ich überall wahrnehme: sie aber quälen sich durch die Vergrößerung der Unvollkommenheiten. Ich verehere den Urheber aller Dinge, der alles so wohl gemacht hat: sie aber murren wider denselben, weil er ihnen nichts recht macht. Ich lebe endlich in beständiger und täglich anwachsender Zufriedenheit: sie hingegen zehren durch Gram und Kummer ihr Herz ab und verkürzen also selbst ihr unseliges Leben. Wählen sie also nunmehr, hochzuehrende Herren, mit wem sie es halten, und von welcher Seite sie die Welt am liebsten betrachten wollen.

O, wie undankbar seid ihr doch, ihr unseligen und unerkennlichen Tadler der Werke Gottes! ihr verirrtten Geschöpfe, die ihr eure eigenen Vorteile nicht einseht und nicht erkennt, wie unendlich eure Vorzüge vor allen sichtbaren Geschöpfen sind. Ihr macht es nicht anders, als wie die unersättlichen Geizhalse, die sich derjenigen Güter, die sie bereits erworben haben, gar nicht bedienen, ja dieselben fast für nichts achten, um nur immer nach andern zu streben, die sie nicht erlangen können. Braucht doch euren Verstand; läutert euren Witz; erfüllt euer Gedächtnis mit den nützlichsten Dingen; belustigt eure Sinne mit den immer neuen Schönheiten der Natur. Verehrt aber bei dem Genusse aller göttlichen Wohltaten den großen, den weisen, den gütigen Urheber derselben; der die Erde voll seiner Wunder und den Menschen zum Gegenstande seiner zärtlichen Fürsorge gemacht hat. Keine einzige Kreatur ist aller Vollkommenheiten beraubt und daher haßt auch, nach SIRACHS Redensart, Gott nichts von allem, was er gemacht hat.

Aber mit wie vielen unaussprechlichen Vorzügen leuchtet nicht der Mensch, die kleine Gottheit auf Erden, das Ebenbild des allerhöchsten Wesens, vor allen andern irdischen Geschöpfen hervor! O, wohl dem, der seinen Vorzügen gemäß wandelt, und sich bei allem, was er tut, darauf besinnt, daß er ein Bürger in der Stadt des allervollkommensten Monarchen ist und nichts als lauter Glückseligkeit von ihm zu erwarten hat, wenn er nur, so viel an ihm ist, den Willen des allergütigsten Regenten erfüllt, denjenigen Willen, sage ich, der nichts für sich selbst fordert, sondern alles zu unserm Heile und zu unserer Wohlfahrt eingerichtet hat.

Beobachtungen
über das Gefühl des Schönen und Erhabenen

Erster Abschnitt.

Von den unterschiedenen Gegenständen
des Gefühls vom Erhabenen und Schönen.

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens oder des Verdrusses beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußeren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerührt zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran andre einen Ekel haben, die verliebte Leidenschaft, die öfters jedermann ein Rätsel ist, oder auch der lebhaftes Widerwille, den der eine woran empfindet, was dem andern völlig gleichgültig ist. Das Feld der Beobachtungen dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstreckt sich sehr weit und verbirgt annoch einen reichen Vorrat zu Entdeckungen, die ebenso anmutig als lehrreich sind. Ich werfe für jetzt meinen Blick nur auf einige Stellen, die sich in diesem Bezirke besonders auszudehnen scheinen, und auch auf diese mehr das Auge eines Beobachters als des Philosophen.

Weil ein Mensch sich nur insofern glücklich findet, als er eine Neigung befriedigt, so ist das Gefühl, welches ihn fähig macht, große Vergnügens zu genießen, ohne

dazu ausnehmender Talente zu bedürfen, gewiß nicht eine Kleinigkeit. Wohlbeleibte Personen, deren geistreichster Autor ihr Koch ist und deren Werke von feinem Geschmack sich in ihrem Keller befinden, werden bei gemeinen Zoten und einem plumpen Scherz in ebenso lebhafte Freude geraten, als diejenige ist, worauf Personen in edeler Empfindung so stolz tun. Ein bequemer Mann, der die Vorlesung der Bücher liebt, weil es sich sehr wohl dabei einschlafen läßt, der Kaufmann, dem alle Vergnügen läppisch scheinen, dasjenige ausgenommen, was ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvorteil überschlägt, derjenige, der das andre Geschlecht nur insofern liebt, als er es zu den genießbaren Sachen zählt, der Liebhaber der Jagd, er mag nun Fliegen jagen, wie Domitian, oder wilde Tiere, wie A. . ., alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dürfen oder auch von andern sich einen Begriff machen können; allein ich wende für jetzt darauf keine Aufmerksamkeit. Es gibt noch ein Gefühl von feinerer Art, welches entweder darum so genannt wird, weil man es länger ohne Sättigung und Erschöpfung genießen kann, oder weil es sozusagen eine Reizbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu tugendhaften Regungen geschickt macht, oder weil es Talente und Verstandesvorzüge anzeigt, da im Gegenteil jene bei völliger Gedankenlosigkeit stattfinden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will. Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandeseinsichten geheftet ist, und den Reiz, dessen ein KEPLER fähig war, wenn er, wie BAYLE berichtet, eine seiner Erfindungen nicht um ein Fürstentum würde verkauft haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur das sinnliche Gefühl berühren wird, dessen auch gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, was wir nun erwägen wollen, ist vornehmlich zwiefacher Art: das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Rührung von beiden ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturms oder die Schilderung des höllischen Reichs von MILTON erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Täler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysium oder HOMERS Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne, so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen und, um das letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben, Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemütsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabendes, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der im vollen Gefühl des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhaft empfindung des Schönen durch glänzende Heiterkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen oder auch

Schwermut, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhaft-Erhabene, das zweite das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art.¹ Daher große, weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Schamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen. Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert sein. Eine große Höhe ist

¹ Ich will nur ein Beispiel von dem edlen Grausen geben, welches die Beschreibung einer gänzlichen Einsamkeit einflößen kann, und ziehe um deswillen einige Stellen aus CARAZANS Traum im Brem. Magazin, Band IV, Seite 539, aus. Dieser karge Reiche hatte nach dem Maße, als seine Reichtümer zunahmen, sein Herz dem Mitleiden und der Liebe gegen jeden andern verschlossen. Indessen, so wie die Menschenliebe in ihm erkaltete, nahm die Emsigkeit seiner Gebete und der Religionshandlungen zu. Nach diesem Geständnisse fährt er also fort zu reden: An einem Abende, da ich bei meiner Lampe meine Rechnungen zog und den Handlungsvorteil überschlug, überwältigte mich der Schlaf. In diesem Zustande sah ich den Engel des Todes wie einen Wirbelwind über mich kommen, er schlug mich, ehe ich den schrecklichen Streich abbitten konnte. Ich erstarrte, als ich gewahr ward, daß mein Los für die Ewigkeit geworfen sei und daß zu allem Guten, das ich verübt, nichts konnte hinzugetan, und von allem Bösen, das ich getan, nichts konnte hinweggenommen werden. Ich ward vor den Thron dessen, der in dem dritten Himmel wohnt, geführt. Der Glanz, der vor mir flammte, redete mich also an: „CARAZAN, dein Gottesdienst ist verworfen. Du hast dein Herz der Menschenliebe verschlossen und deine Schätze mit einer eisernen Hand gehalten. Du hast nur für dich selbst gelebt, und darum sollst du auch künftig in Ewigkeit allein und von aller Gemeinschaft mit der ganzen Schöpfung ausgestoßen leben.“ In diesem Augenblicke ward ich durch eine unsichtbare Gewalt fort-

ebensowohl erhaben als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben und jene edel sein kann. Der Anblick einer ägyptischen Pyramide rührt, wie HASSELQUIST berichtet, weit mehr, als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann, aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. E. Gold, mosaische Arbeit usw. usw. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurch wirkt, so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig und ein Lustpalast schön und geziert sein.

gerissen und durch das glänzende Gebäude der Schöpfung getrieben. Ich ließ bald unzählige Welten hinter mir. Als ich mich dem äußersten Ende der Natur näherte, merkte ich, daß die Schatten des grenzenlosen Leeren sich in die Tiefe vor mich herabsenkten. Ein fürchterliches Reich von ewiger Stille, Einsamkeit und Finsternis! Unausprechliches Grausen überfiel mich bei diesem Anblick. Ich verlor allgemach die letzten Sterne aus dem Gesichte, und endlich erlosch der letzte glimmende Schein des Lichts in der äußersten Finsternis. Die Todesängste der Verzweiflung nahmen mit jedem Augenblicke zu, so wie jeder Augenblick meine Entfernung von der letzten bewohnten Welt vermehrte. Ich bedachte mit unleidlicher Herzensangst, daß, wenn zehntausendmal tausend Jahre mich jenseits den Grenzen alles Erschaffenen würden weitergebracht haben, ich doch noch immerhin in den unermesslichen Abgrund der Finsternis vorwärts schauen würde ohne Hilfe oder Hoffnung einiger Rückkehr. — — In dieser Betäubung streckte ich meine Hände mit solcher Heftigkeit nach Gegenständen der Wirklichkeit aus, daß ich darüber erwachte. Und nun bin ich belehrt worden, Menschen hochzuschätzen; denn auch der Geringste von denjenigen, die ich im Stolze meines Glücks von meiner Türe gewiesen hatte, würde in jener erschrecklichen Einöde von mir allen Schätzen von Golconda weit sein vorgezogen worden. — —

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehbaren Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Altertum ist ehrwürdig. HALLERS Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen und von der vergangenen starre Bewunderung ein.

Zweiter Abschnitt.

Von den Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen überhaupt.

Verstand ist erhaben, Witz ist schön. Kühnheit ist erhaben und groß, List ist klein, aber schön. Die Behutsamkeit, sagte CROMWELL, ist eine Bürgermeister-tugend. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ist einfältig und edel, Scherz und gefällige Schmeichelei ist fein und schön. Artigkeit ist die Schönheit der Tugend. Uneigennütziger Diensteifer ist edel, Geschliffenheit (Politesse) und Höflichkeit sind schön. Erhabene Eigenschaften flößen Hochachtung, schöne aber Liebe ein. Leute, deren Gefühl vornehmlich auf das Schöne geht, suchen ihre redlichen, beständigen und ernsthaften Freunde nur in der Not auf; den scherzhaften, artigen und höflichen Gesellschafter aber erwählen sie sich zum Umgange. Man schätzt manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könnte. Er flößt Bewunderung ein, aber er ist zu weit über uns, als daß wir mit der Vertraulichkeit der Liebe uns ihm zu nähern getrauten.

Diejenigen, welche beiderlei Gefühl in sich vereinbaren, werden finden: daß die Rührung von dem Erhabenen mächtiger ist wie die vom Schönen, nur daß sie ohne

Abwechslung oder Begleitung der letzteren ermüdet und nicht so lange genossen werden kann.¹ Die hohen Empfindungen, zu denen die Unterredung in einer Gesellschaft von guter Wahl sich bisweilen erhebt, müssen sich dazwischen in heiteren Scherz auflösen, und die lachenden Freuden sollen mit der gerührten, ernsthaften Miene den schönen Kontrast machen, welcher beide Arten von Empfindung ungezwungen abwechseln läßt. Freundschaft hat hauptsächlich den Zug des Erhabenen, Geschlechterliebe aber des Schönen an sich. Doch geben Zärtlichkeit und tiefe Hochachtung der letzteren eine gewisse Würde und Erhabenheit, dagegen gaukelhafter Scherz und Vertraulichkeit das Kolorit des Schönen in dieser Empfindung erhöhen. Das Trauerspiel unterscheidet sich meiner Meinung nach vom Lustspiele vornehmlich darin: daß in dem ersteren das Gefühl fürs Erhabene, im zweiten für das Schöne gerührt wird. In dem ersteren zeigen sich großmütige Aufopferung für fremdes Wohl, kühne Entschlossenheit in Gefahren und geprüfte Treue. Die Liebe ist daselbst schwermütig, zärtlich und voll Hochachtung; das Unglück anderer bewegt in dem Busen des Zuschauers teilnehmende Empfindungen und läßt sein großmütig Herz für fremde Not klopfen. Er wird sanft gerührt und fühlt die Würde seiner eigenen Natur. Dagegen stellt das Lustspiel

¹ Die Empfindungen des Erhabenen spannen die Kräfte der Seele stärker an und ermüden daher eher. Man wird ein Schäfergedicht länger in einer Folge lesen können als MILTONS Verlorenes Paradies und den de la BRUYERE länger wie den YOUNG. Es scheint mir sogar ein Fehler des letzteren als eines moralischen Dichters zu sein, daß er gar zu einformig im erhabenen Tone anhält; denn die Stärke des Eindrucks kann nur durch Abstechungen mit sanfteren Stellen erneuert werden. Bei dem Schönen ermüdet nichts mehr als mühsame Kunst, die sich dabei verrät. Die Bemühung zu reizen wird peinlich und mit Beschwerlichkeit empfunden.

feine Ränke, wunderliche Verwirrungen und Witzige, die sich herauszuziehen wissen, Narren, die sich betrügen lassen, Späße und lächerliche Charaktere vor. Die Liebe ist hier nicht so grämisch, sie ist lustig und vertraulich. Doch kann so wie in andern Fällen, also auch in diesen das Edle mit dem Schönen in gewissem Grade vereinbart werden.

Selbst die Laster und moralischen Gebrechen führen öfters gleichwohl einige Züge des Erhabenen oder Schönen bei sich; wenigstens so wie sie unserem sinnlichen Gefühl erscheinen, ohne durch Vernunft geprüft zu sein. Der Zorn eines Furchtbaren ist erhaben, wie ACHILLES' Zorn in der Iliade. Überhaupt ist der Held des HOMER schrecklich erhaben, des VIRGILS seiner dagegen edel. Offenbare dreiste Rache nach großer Beleidigung hat etwas Großes an sich, und so unerlaubt sie auch sein mag, so rührt sie in der Erzählung gleichwohl mit Grausen und Wohlgefallen. Als Schach Nadir zur Nachtzeit von einigen Verschworenen in seinem Zelte überfallen ward, so rief er, wie HANWAY erzählt, nachdem er schon einige Wunden bekommen und sich voll Verzweiflung wehrte: „*Erbarmung! ich will euch allen vergeben.*“ Einer unter ihnen antwortete, indem er den Säbel in die Höhe hob: „*Du hast keine Erbarmung bewiesen und verdienst auch keine.*“ Entschlossene Verwegenheit an einem Schelm ist höchst gefährlich, aber sie rührt doch in der Erzählung, und selbst wenn er zu einem schändlichen Tode geschleppt wird, so veredelt er ihn noch gewissermaßen dadurch, daß er ihm trotzig und mit Verachtung entgegengeht. Von der andern Seite hat ein listig ausgedachter Entwurf, wenn er gleich auf ein Bubenstück ausgeht, etwas an sich, was fein ist und belacht wird. Buhlerische Neigung (Koketterie) im feinen Verstande, nämlich eine Geflissenheit einzunehmen und zu reizen, an einer sonst artigen Person ist vielleicht tadelhaft, aber doch schön und

wird gemeiniglich dem ehrbaren, ernsthaften Anstande vorgezogen.

Die Gestalt der Personen, die durch ihr äußeres Ansehen gefallen, schlägt bald in eine, bald in die andere Art des Gefühls ein. Eine große Statur erwirbt sich Ansehen und Achtung, eine kleine mehr Vertraulichkeit. Selbst bräunliche Farbe und schwarze Augen sind dem Erhabenen, blaue Augen und blonde Farbe dem Schönen näher verwandt. Ein etwas größeres Alter vereinbart sich mehr mit den Eigenschaften des Erhabenen, Jugend aber mit denen des Schönen. So ist es auch mit dem Unterschiede der Stände bewandt, und in allen diesen nur erwähnten Beziehungen müssen sogar die Kleidungen auf diesen Unterschied des Gefühls eintreffen. Große, ansehnliche Personen müssen Einfach, höchstens Pracht in ihrer Kleidung beobachten, kleine können geputzt und geschmückt sein. Dem Alter geziemen dunklere Farben und Einförmigkeit im Anzuge, die Jugend schimmert durch hellere und lebhaft abstechende Kleidungsstücke. Unter den Ständen muß bei gleichem Vermögen und Range der Geistliche die größte Einfach, der Staatsmann die meiste Pracht zeigen. Der Cicisbeo kann sich ausputzen, wie es ihm beliebt.

Auch in äußerlichen Glücksumständen ist etwas, das wenigstens nach dem Wahne der Menschen in diese Empfindungen einschlägt. Geburt und Titel finden die Menschen gemeiniglich zur Achtung geneigt. Reichtum auch ohne Verdienste wird selbst von Uneigennütigen geehrt, vermutlich weil sich mit seiner Vorstellung Entwürfe von großen Handlungen vereinbaren, die dadurch könnten ausgeführt werden. Diese Achtung trifft gelegentlich auch manchen reichen Schurken, der solche Handlungen niemals ausüben wird und von dem edlen Gefühl keinen Begriff hat, welches Reichtümer einzig und allein schätzbar machen kann. Was das Übel der Armut vergrößert, ist die Ge-

ringschätzung, welche auch nicht durch Verdienste gänzlich kann überwogen werden, wenigstens nicht vor gemeinen Augen, wo nicht Rang und Titel dieses plumpe Gefühl täuschen und einigermaßen zu dessen Vorteil hintergehen.

In der menschlichen Natur finden sich niemals rühmliche Eigenschaften, ohne daß zugleich Abartungen derselben durch unendliche Schattierungen bis zur äußersten Unvollkommenheit übergehen sollten. Die Eigenschaft des Schrecklich-Erhabenen, wenn sie ganz unnatürlich wird, ist abenteuerlich.¹ Unnatürliche Dinge, insofern das Erhabene darin gemeint ist, ob es gleich wenig oder gar nicht angetroffen wird, sind Fratzen. Wer das Abenteuerliche liebt und glaubt, ist ein Phantast, die Neigung zu Fratzen macht den Grillenfänger. Andererseits artet das Gefühl des Schönen aus, wenn das Edle dabei gänzlich mangelt, und man nennt es läppisch. Eine Mannsperson von dieser Eigenschaft, wenn sie jung ist, heißt ein Laffe; ist sie im mittleren Alter, so ist es ein Geck. Weil dem höheren Alter das Erhabene am notwendigsten ist, so ist ein alter Geck das verächtlichste Geschöpf in der Natur, so wie ein junger Grillenfänger das widrigste und unleidlichste ist. Scherze und Munterkeit schlagen in das Gefühl des Schönen ein. Gleichwohl kann noch ziemlich viel Verstand hindurchscheinen, und insofern können sie mehr oder weniger dem Erhabenen verwandt sein. Der, in dessen Munterkeit diese Dazumischung unmerklich ist, faselt. Der beständig faselt, ist albern. Man merkt leicht, daß auch kluge Leute bisweilen faseln, und daß nicht wenig Geist dazu gehöre, den Verstand eine kurze Zeit von seinem Posten abzurufen, ohne daß dabei etwas versehen wird. Derjenige, dessen Reden oder Handlungen

¹ Insofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, so pflegt man sie romantisch zu nennen.

weder belustigen noch rühren, ist langweilig. Der Langweilige, insofern er gleichwohl beides zu tun geschäftig ist, ist abgeschmackt. Der Abgeschmackte, wenn er aufgeblasen ist, ist ein Narr.¹

Ich will diesen wunderlichen Abriß der menschlichen Schwachheiten durch Beispiele etwas verständlicher machen; denn der, welchem HOGARTHS Grabstichel fehlt, muß, was der Zeichnung am Ausdrucke mangelt, durch Beschreibung ersetzen. Kühne Übernehmung der Gefahren für unsere, des Vaterlandes oder unserer Freunde Rechte ist erhaben. Die Kreuzzüge, die alte Ritterschaft waren abenteuerlich: die Duelle, ein elender Rest der letzteren aus einem verkehrten Begriff des Ehrenrufs, sind Fratzen. Schwermütige Entfernung von dem Geräusche der Welt aus einem rechtmäßigen Überdruße ist edel. Der alten Eremiten einsiedlerische Andacht war abenteuerlich. Klöster und dergleichen Gräber, um lebendige Heilige einzusperren, sind Fratzen. Bezwingung seiner Leidenschaften durch Grundsätze ist erhaben. Kasteiungen, Gelübde und andere Mönchstugenden mehr sind Fratzen. Heilige Knochen, heiliges Holz und aller dergleichen Plunder, den heiligen Stuhlgang des großen Lama von Tibet nicht ausgeschlossen, sind Fratzen. Von den Werken des Witzes und des feinen Gefühls fallen die epischen Gedichte des VIRGILS und

¹ Man bemerkt bald, daß diese ehrwürdige Gesellschaft sich in zwei Logen teile, in die der Grillenfänger und die der Gecken. Ein gelehrter Grillenfänger wird bescheidenlich ein Pedant genannt. Wenn er die trotzige Weisheitsmiene annimmt, wie die Dunse alter und neuer Zeiten, so steht ihm die Kappe mit Schellen gut zum Gesichte. Die Klasse der Gecken wird mehr in der großen Welt angetroffen. Sie ist vielleicht noch besser als die erstere. Man hat an ihnen viel zu verdienen, und viel zu lachen. In dieser Karikatur macht gleichwohl einer dem andern ein schief Maul und stößt mit seinem leeren Kopf an den Kopf seines Bruders.

KLOPSTOCKS ins Edle, HOMERS und MILTONS ins Abenteuerliche. Die Verwandlungen des OVIDS sind Fratzen, die Feenmärchen des französischen Aberwitzes sind die elendesten Fratzen, die jemals ausgeheckt worden. Anakreontische Gedichte sind gemeiniglich sehr nahe beim Läppischen.

Die Werke des Verstandes und der Scharfsinnigkeit, insofern ihre Gegenstände auch etwas für das Gefühl enthalten, nehmen gleichfalls einigen Anteil an den gedachten Verschiedenheiten. Die mathematische Vorstellung von der unermesslichen Größe des Weltbaues, die Betrachtungen der Metaphysik von der Ewigkeit, der Vorsehung, der Unsterblichkeit unserer Seele enthalten eine gewisse Erhabenheit und Würde. Hingegen wird die Weltweisheit auch durch viel leere Spitzfindigkeiten entstellt, und der Anschein der Gründlichkeit hindert nicht, daß die vier syllogistischen Figuren nicht zu Schulfratzen gezählt zu werden verdienten.

In moralischen Eigenschaften ist wahre Tugend allein erhaben. Es gibt gleichwohl gute sittliche Qualitäten, die liebenswürdig und schön sind und, insofern sie mit der Tugend harmonieren, auch als edel angesehen werden, ob sie gleich eigentlich nicht zur tugendhaften Gesinnung gezählt werden können. Das Urtheil hierüber ist fein und verwickelt. Man kann gewiß die Gemütsverfassung nicht tugendhaft nennen, die ein Quell solcher Handlungen ist, auf welche zwar auch die Tugend hinauslaufen würde, allein aus einem Grunde, der nur zufälligerweise damit übereinstimmt, seiner Natur nach aber den allgemeinen Regeln der Tugend auch öfters widerstreiten kann. Eine gewisse Weichmütigkeit, die leichtlich in ein warmes Gefühl des Mitleidens gesetzt wird, ist schön und liebenswürdig; denn es zeigt eine gütige Theilnehmung an dem Schicksale anderer Menschen an, worauf Grundsätze der Tugend gleichfalls hinausführen. Allein diese gutartige Leiden-

schaft ist gleichwohl schwach und jederzeit blind. Denn setzt, diese Empfindung bewege euch, mit eurem Aufwande einem Notleidenden aufzuhelfen, allein ihr seid einem andern schuldig und setzt euch dadurch außerstand, die strenge Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, so kann offenbar die Handlung aus keinem tugendhaften Vorsatze entspringen, denn ein solcher könnte euch unmöglich anreizen, eine höhere Verbindlichkeit dieser blinden Bezauberung aufzuopfern. Wenn dagegen die allgemeine Wohlgeogenheit gegen das menschliche Geschlecht in euch zum Grundsatz geworden ist, welchem ihr jederzeit eure Handlungen unterordnet, alsdann bleibt die Liebe gegen den Notleidenden noch, allein sie ist jetzt aus einem höheren Standpunkte in das wahre Verhältnis gegen eure gesamte Pflicht versetzt worden. Die allgemeine Wohlgeogenheit ist ein Grund der Theilnehmung an seinem Übel, aber auch zugleich der Gerechtigkeit, nach deren Vorschrift ihr jetzt diese Handlung unterlassen müsset. Sobald nun dieses Gefühl zu seiner gehörigen Allgemeinheit gestiegen ist, so ist es erhaben, aber auch kälter. Denn es ist nicht möglich, daß unser Busen für jedes Menschen Anteil von Zärtlichkeit aufschwellt und bei jeder fremden Not in Wehmut schwimmt, sonst würde der Tugendhafte, unaufhörlich in mitleidigen Tränen wie HERAKLIT schmelzend, bei aller dieser Gutherzigkeit gleichwohl nichts weiter als ein weichmütiger Müßiggänger werden.¹

¹ Bei näherer Erwägung findet man, daß, so liebenswürdig auch die mitleidige Eigenschaft sein mag, sie doch die Würde der Tugend nicht an sich habe. Ein leidendes Kind, ein unglückliches und artiges Frauenzimmer wird unser Herz mit dieser Wehmut anfüllen, indem wir zu gleicher Zeit die Nachricht von einer großen Schlacht mit Kaltsinn vernehmen, in welcher, wie leicht zu erachten, ein ansehnlicher Teil des menschlichen Geschlechts unter grausamen Übeln unverschuldet erliegen muß. Mancher

Die zweite Art des gütigen Gefühls, welches zwar schön und liebenswürdig, aber noch nicht die Grundlage einer wahren Tugend ist, ist die Gefälligkeit, eine Neigung, andern durch Freundlichkeit, durch Einwilligung in ihr Verlangen und durch Gleichförmigkeit unseres Betragens mit ihren Gesinnungen angenehm zu werden. Dieser Grund einer reizenden Geselligkeit ist schön und die Biegsamkeit eines solchen Herzens gutartig. Allein sie ist so gar keine Tugend, daß, wo nicht höhere Grundsätze ihr Schranken setzen und sie schwächen, alle Laster daraus entspringen können. Denn nicht zu gedenken, daß diese Gefälligkeit gegen die, mit welchen wir umgehen, sehr oft eine Ungerechtigkeit gegen andre ist, die sich außer diesem kleinen Zirkel befinden, so wird ein solcher Mann, wenn man diesen Antrieb allein nimmt, alle Laster haben können, nicht aus unmittelbarer Neigung, sondern weil er gerne zu gefallen lebt. Er wird aus liebreicher Gefälligkeit ein Lügner, ein Müßiggänger, ein Säufer usw. usw. sein, denn er handelt nicht nach den Regeln, die auf das Wohlverhalten überhaupt gehen, sondern nach einer Neigung, die an sich schön, aber, indem sie ohne Haltung und ohne Grundsätze ist, läppisch wird. Demnach kann wahre Tugend nur auf Grundsätze gepropft werden, und je allgemeiner sie sind, desto erhabener und edler wird sie. Diese Grundsätze sind nicht spekulativische Regeln, sondern das Bewußtsein eines Gefühls, das in jedem menschlichen Busen lebt und sich viel weiter als auf die besonderen Gründe des Mitleidens und der Gefälligkeit erstreckt. Ich glaube, ich fasse alles zusammen, wenn ich sage, es sei das Ge-

Prinz, der sein Gesicht vor Wehmut für eine einzige unglückliche Person wogandte, gab gleichwohl aus einem öfters eitlen Bewegungsgrunde zu gleicher Zeit den Befehl zum Kriege. Es ist hier gar keine Proportion in der Wirkung, wie kann man denn sagen, daß die allgemeine Menschenliebe die Ursache sei?

fühl von der Schönheit und der Würde der menschlichen Natur. Das erstere ist ein Grund der allgemeinen Wohlgeogenheit, das zweite der allgemeinen Achtung, und wenn dieses Gefühl die größte Vollkommenheit in irgendeinem menschlichen Herzen hätte, so würde dieser Mensch sich zwar auch selbst lieben und schätzen, aber nur insofern er einer von allen ist, auf die sein ausgebreitetes und edles Gefühl sich ausdehnt. Nur indem man einer so erweiterten Neigung seine besondere unterordnet, können unsere gütigen Triebe proportioniert angewandt werden und den edlen Anstand zuwege bringen, der die Schönheit der Tugend ist.

In Ansehung der Schwäche der menschlichen Natur und der geringen Macht, welche das allgemeine moralische Gefühl über die mehrsten Herzen ausüben würde, hat die Vorsehung dergleichen hilfeleistende Triebe als Supplemente der Tugend in uns gelegt, die, indem sie einige auch ohne Grundsätze zu schönen Handlungen bewegen, zugleich andern, die durch diese letzteren regiert werden, einen größeren Stoß und einen stärkern Antrieb dazu geben können. Mitleiden und Gefälligkeit sind Gründe von schönen Handlungen, die vielleicht durch das Übergewicht eines gröberen Eigennutzes insgesamt würden erstickt werden, allein nicht unmittelbare Gründe der Tugend, wie wir gesehen haben, obgleich, da sie durch die Verwandtschaft mit ihr geadelt werden, sie auch ihren Namen erwerben. Ich kann sie daher adoptierte Tugenden nennen, diejenige aber, die auf Grundsätzen beruht, die echte Tugend. Jene sind schön und reizend, diese allein ist erhaben und ehrwürdig. Man nennt ein Gemüt, in welchem die ersteren Empfindungen regieren, ein gutes Herz und den Menschen von solcher Art gutherzig; dagegen man mit Recht dem Tugendhaften aus Grundsätzen ein edles Herz beilegt, ihn selber aber einen rechtschaffenen nennt. Diese adoptierten

Tugenden haben gleichwohl mit den wahren Tugenden große Ähnlichkeit, indem sie das Gefühl einer unmittelbaren Lust an gütigen und wohlwollenden Handlungen enthalten. Der Gutherzige wird ohne weitere Absicht aus unmittelbarer Gefälligkeit friedsam und höflich mit euch umgehen und aufrichtiges Beileid bei der Not eines andern empfinden.

Allein da diese moralische Sympathie gleichwohl noch nicht genug ist, die träge menschliche Natur zu gemeinnützigen Handlungen anzutreiben, so hat die Vorsehung in uns noch ein gewisses Gefühl gelegt, welches fein ist und uns in Bewegung setzen oder auch dem gröberem Eigennutze und der gemeinen Wollust das Gleichgewicht leisten kann. Dieses ist das Gefühl für Ehre und dessen Folge, die Scham. Die Meinung, die andere von unserm Werte haben mögen, und ihr Urtheil von unsern Handlungen ist ein Bewegungsgrund von großem Gewichte, der uns manche Aufopferungen ablockt, und was ein guter Teil der Menschen weder aus einer unmittelbar aufsteigenden Regung der Gutherzigkeit noch aus Grundsätzen würde getan haben, geschieht oft genug bloß um des äußeren Scheines willen aus einem Wahne, der sehr nützlich, obzwar an sich selbst sehr seicht ist, als wenn das Urtheil anderer den Wert von uns und unsern Handlungen bestimmte. Was aus diesem Antriebe geschieht, ist nicht im mindesten tugendhaft, weswegen auch ein jeder, der für einen solchen gehalten werden will, den Bewegungsgrund der Ehrbegierde wohlbedächtig verhehlt. Es ist auch diese Neigung nicht einmal so nahe wie die Gutherzigkeit der echten Tugend verwandt, weil sie nicht unmittelbar durch die Schönheit der Handlungen, sondern durch den in fremde Augen fallenden Anstand derselben bewegt werden kann. Ich kann demnach, da gleichwohl das Gefühl für Ehre fein ist, das Tugendähnliche, was dadurch veranlaßt wird, den Tugendschimmer nennen.

Vergleichen wir die Gemütsarten der Menschen, insofern eine von diesen drei Gattungen des Gefühls in ihnen herrscht, und den moralischen Charakter bestimmt, so finden wir, daß eine jede derselben mit einem der gewöhnlichermaßen eingetheilten Temperamente in näherer Verwandtschaft stehe, doch so, daß über dieses ein größerer Mangel des moralischen Gefühls dem phlegmatischen zum Anteil werden würde. Nicht als wenn das Hauptmerkmal in dem Charakter dieser verschiedenen Gemütsarten auf die gedachten Züge ankäme; denn das gröbere Gefühl, z. E. des Eigennutzes, der gemeinen Wollust usw. usw., erwägen wir in dieser Abhandlung gar nicht, und auf dergleichen Neigungen wird bei der gewöhnlichen Einteilung gleichwohl vorzüglich gesehen; sondern weil die erwähnten feineren moralischen Empfindungen sich leichter mit einem oder dem andern dieser Temperamente vereinbaren lassen und wirklich meistens damit vereinigt sind.

Ein innigliches Gefühl für die Schönheit und Würde der menschlichen Natur, und eine Fassung und Stärke des Gemüts, hierauf als auf einen allgemeinen Grund seine gesamten Handlungen zu beziehen, ist ernsthaft und gesellt sich nicht wohl mit einer flatterhaften Lustigkeit, noch mit dem Unbestand eines Leichtsin-nigen. Es nähert sich sogar der Schwermut, einer sanften und edlen Empfindung, insofern sie sich auf dasjenige Grausen gründet, das eine eingeschränkte Seele fühlt, wenn sie, von einem großen Vorsatze voll, die Gefahren sieht, die sie zu überstehen hat, und den schweren, aber großen Sieg der Selbstüberwindung vor Augen hat. Die echte Tugend also aus Grundsätzen hat etwas an sich, was am meisten mit der melancholischen Gemütsverfassung im gemilderten Verstande zusammenzustimmen scheint.

Die Gutherzigkeit, eine Schönheit und feine Reizbarkeit des Herzens, nach dem Anlaß, der sich vorfindet.

in einzelnen Fällen mit Mitleiden oder Wohlwollen gerührt zu werden, ist dem Wechsel der Umstände sehr unterworfen, und indem die Bewegung der Seele nicht auf einem allgemeinen Grundsatz beruht, so nimmt sie leichtlich veränderte Gestalten an, nachdem die Gegenstände eine oder die andere Seite darbieten. Und da diese Neigung auf das Schöne hinausläuft, so scheint sie sich mit derjenigen Gemütsart, die man sanguinisch nennt, welche flatterhaft und den Belustigungen ergeben ist, am natürlichsten zu vereinbaren. In diesem Temperamente werden wir die beliebten Eigenschaften, die wir adoptierte Tugenden nannten, zu suchen haben.

Das Gefühl für die Ehre ist sonst schon gewöhnlich als ein Merkmal der cholерischen Komplexion angenommen worden, und wir können dadurch Anlaß nehmen, die moralischen Folgen dieses feinen Gefühls, welche mehrenteils nur aufs Schimmern abgezielt sind, zu Schilderung eines solchen Charakters aufzusuchen. Niemals ist ein Mensch ohne alle Spuren der feineren Empfindung, allein ein größerer Mangel derselben, der vergleichungsweise auch Fühllosigkeit heißt, kommt in den Charakter des phlegmatischen, den man sonst auch sogar der gröbern Triebfedern, als der Geldbegierde usw. usw., beraubt, die wir aber zusamt andern, verschwisterten Neigungen ihm allenfalls lassen können, weil sie gar nicht in diesen Plan gehören.

Laßt uns anjetzt die Empfindungen des Erhabenen und Schönen, vornehmlich sofern sie moralisch sind, unter der angenommenen Einteilung der Temperamente näher betrachten.

Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt, wird nicht darum so genannt, weil er, der Freuden des Lebens beraubt, sich in finsterner Schwermut härmt, sondern weil seine Empfindungen, wenn sie über einen gewissen Grad vergrößert würden oder durch einige Ursachen eine falsche Richtung bekämen, auf dieselbe

leichter als einen andern Zustand auslaufen würden. Er hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Selbst die Schönheit, für welche er ebensowohl Empfindung hat, muß ihn nicht allein reizen, sondern, indem sie ihm zugleich Bewunderung einflößt, rühren. Der Genuß der Vergnügen ist bei ihm ernsthafter, aber um deswillen nicht geringer. Alle Rührungen des Erhabenen haben mehr Bezauberndes an sich als die gaukelnden Reize des Schönen. Sein Wohlbefinden wird eher Zufriedenheit als Lustigkeit sein. Er ist standhaft. Um deswillen ordnet er seine Empfindungen unter Grundsätze. Sie sind desto weniger dem Unbestande und der Veränderung unterworfen, je allgemeiner dieser Grundsatz ist, welchem sie untergeordnet werden, und je erweiterter also das hohe Gefühl ist, welches die niederen unter sich befaßt. Alle besonderen Gründe der Neigungen sind vielen Ausnahmen und Änderungen unterworfen, wofern sie nicht aus einem solchen oberen Grunde abgeleitet sind. Der muntere und freundliche ALCEST sagt: „Ich liebe und schätze meine Frau, denn sie ist schön, schmeichelhaft und klug.“ Wie aber, wenn sie nun durch Krankheit entstellt, durch Alter mürrisch und, nachdem die erste Bezauberung verschwunden, euch nicht klüger scheinen würde wie jede andere? Wenn der Grund nicht mehr da ist, was kann aus der Neigung werden? Nehmet dagegen den wohlwollenden und gesetzten ADRAST, welcher bei sich denkt: „Ich werde dieser Person liebreich und mit Achtung begegnen, denn sie ist meine Frau.“ Diese Gesinnung ist edel und großmütig. Nunmehr mögen die zufälligen Reize sich ändern, sie ist gleichwohl noch immer seine Frau. Der edle Grund bleibt und ist nicht dem Unbestande äußerer Dinge so sehr unterworfen. Von solcher Beschaffenheit sind Grundsätze in Vergleichung der Regungen, die bloß bei einzelnen Veranlassungen aufwallen, und so ist der Mann von Grundsätzen in Gehalt mit demjenigen,

welchem gelegentlich eine gutherzige und liebeiche Bewegung anwandelt. Wie aber, wenn sogar die geheime Sprache seines Herzens also lautete: „Ich muß jenem Menschen da zu Hilfe kommen, denn er leidet; nicht daß er etwa mein Freund oder Gesellschafter wäre, oder daß ich ihn fähig hielte, dereinst Wohltat mit Dankbarkeit zu erwidern. Es ist jetzt keine Zeit zu vernünfteln und sich bei Fragen aufzuhalten: er ist ein Mensch, und was Menschen widerfährt, das trifft auch mich.“ Alsdann stützt sich sein Verfahren auf den höchsten Grad des Wohlwollens in der menschlichen Natur und ist äußerst erhaben, sowohl seiner Unveränderlichkeit nach, als um der Allgemeinheit seiner Anwendung willen.

Ich fahre in meinen Anmerkungen fort. Der Mensch von melancholischer Gemütsverfassung bekümmert sich wenig darum, was andere urteilen, was sie für gut oder für wahr halten, er stützt sich desfalls bloß auf seine eigene Einsicht. Weil die Bewegungsgründe in ihm die Natur der Grundsätze annehmen, so ist er nicht leicht auf andere Gedanken zu bringen; seine Standhaftigkeit artet auch bisweilen in Eigensinn aus. Er sieht den Wechsel der Moden mit Gleichgültigkeit und ihren Schimmer mit Verachtung an. Freundschaft ist erhaben und daher für sein Gefühl. Er kann vielleicht einen veränderlichen Freund verlieren, allein dieser verliert ihn nicht ebensobald. Selbst das Andenken der erloschenen Freundschaft ist ihm noch ehrwürdig. Gesprächigkeit ist schön, gedankenvolle Verschwiegenheit erhaben. Er ist ein guter Verwahrer seiner und anderer Geheimnisse. Wahrhaftigkeit ist erhaben, und er haßt Lügen oder Verstellung. Er hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur. Er schätzt sich selbst und hält einen Menschen für ein Geschöpf, das da Achtung verdient. Er erduldet keine verworfene Untertänigkeit und atmet Freiheit in einem edlen Busen. Alle Ketten, von den

vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu dem schweren Eisen des Galeerensklaven sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer, und nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig.

In der Ausartung dieses Charakters neigt sich die Ernsthaftigkeit zur Schwermut, die Andacht zur Schwärmerei, der Freiheitseifer zum Enthusiasmus. Beleidigung und Ungerechtigkeit zünden in ihm Rachbegierde an. Er ist alsdann sehr zu fürchten. Er trotzt der Gefahr und verachtet den Tod. Bei der Verkehrtheit seines Gefühls und dem Mangel einer aufgeheiterten Vernunft verfällt er aufs Abenteuerliche. Eingebungen, Erscheinungen, Anfechtungen. Ist der Verstand noch schwächer, so gerät er auf Fratzen. Bedeutende Träume, Ahnungen und Wunderzeichen. Er ist in Gefahr, ein Phantast oder ein Grillenfänger zu werden.

Der von sanguinischer Gemütsverfassung hat ein herrschendes Gefühl für das Schöne. Seine Freuden sind daher lachend und lebhaft. Wenn er nicht lustig ist, so ist er mißvergnügt und kennt wenig die zufriedene Stille. Mannigfaltigkeit ist schön, und er liebt die Veränderung. Er sucht die Freude in sich und um sich, belustigt andere und ist ein guter Gesellschafter. Er hat viel moralische Sympathie. Anderer Fröhlichkeit macht ihn vergnügt und ihr Leid weichherzig. Sein sittliches Gefühl ist schön, allein ohne Grundsätze, und hängt jederzeit unmittelbar von dem gegenwärtigen Eindrücke ab, den die Gegenstände auf ihn machen. Er ist ein Freund von allen Menschen oder, welches einerlei sagen will, eigentlich niemals ein Freund, ob er zwar gutherzig und wohlwollend ist. Er verstellt sich nicht. Er wird euch heute mit seiner Freundlichkeit und guten Art unterhalten, morgen, wenn ihr krank oder im Unglücke seid, wahres und ungeheucheltes Beileid empfinden, aber sich sachte

davonschleichen, bis sich die Umstände geändert haben. Er muß niemals Richter sein. Die Gesetze sind ihm gemeinlich zu streng, und er läßt sich durch Tränen bestechen. Er ist ein schlimmer Heiliger, niemals recht gut und niemals recht böse. Er schweift öfters aus und ist lasterhaft, mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung. Er ist freigebig und wohlthätig, aber ein schlechter Zahler dessen, was er schuldig ist, weil er wohl viel Empfindung für Güte, aber wenig für Gerechtigkeit hat. Niemand hat eine so gute Meinung von seinem eigenen Herzen als er. Wenn ihr ihn gleich nicht hochachtet, so werdet ihr ihn doch lieben müssen. In dem größeren Verfall seines Charakters gerät er ins Läppische, er ist tändelnd und kindisch. Wenn nicht das Alter noch etwa die Lebhaftigkeit mindert oder mehr Verstand herbeibringt, so ist er in Gefahr, ein alter Geck zu werden.

Der, welchen man unter der cholерischen Gemütsbeschaffenheit meint, hat ein herrschendes Gefühl für diejenige Art des Erhabenen, welche man das Prächtige nennen kann. Sie ist eigentlich nur der Schimmer der Erhabenheit und eine stark abstechende Farbe, welche den inneren Gehalt der Sache oder Person, der vielleicht nur schlecht und gemein ist, verbirgt und durch den Schein täuscht und rührt. So wie ein Gebäude durch eine Übertünchung, welche gehauene Steine vorstellt, einen ebenso edlen Eindruck macht, als wenn es wirklich daraus bestände, und geklebtem Gesimse und Pilastern die Meinung von Festigkeit geben, ob sie gleich wenig Haltung haben und nichts unterstützen: also glänzen auch tombakene Tugenden, Flittergold von Weisheit und gemaltes Verdienst.

Der Cholерische betrachtet seinen eigenen Wert und den Wert seiner Sachen und Handlungen aus dem Anstande oder dem Scheine, womit er in die Augen fällt. In Ansehung der inneren Beschaffenheit und der Bewegungsgründe, die der Gegenstand selber enthält, ist

er kalt, weder erwärmt durch wahres Wohlwollen, noch gerührt durch Achtung.¹ Sein Betragen ist künstlich. Er muß allerlei Standpunkte zu nehmen wissen, um seinen Anstand aus der verschiedenen Stellung der Zuschauer zu beurteilen; denn er fragt wenig darnach, was er sei, sondern nur, was er scheine. Um deswillen muß er die Wirkung auf den allgemeinen Geschmack und die mancherlei Eindrücke wohl kennen, die sein Verhalten außer ihm haben wird. Da er in dieser schlaun Aufmerksamkeit durchaus kalt Blut bedarf und nicht durch Liebe, Mitleiden und Theilnehmung seines Herzens sich muß blenden lassen, so wird er auch vielen Torheiten und Verdrießlichkeiten entgehen, in welche ein Sanguinischer gerät, der durch seine unmittelbare Empfindung bezaubert wird. Um deswillen scheint er gemeinlich verständiger, als er wirklich ist. Sein Wohlwollen ist Höflichkeit, seine Achtung Zeremonie, seine Liebe ausgesonnene Schmeichelei. Er ist jederzeit voll von sich selbst, wenn er den Anstand eines Liebhabers oder eines Freundes annimmt, und ist niemals weder das eine noch das andere. Er sucht, durch Moden zu schimmern; aber weil alles an ihm künstlich und gemacht ist, so ist er darin steif und ungewandt. Er handelt weit mehr nach Grundsätzen als der Sanguinische, der bloß durch gelegentliche Eindrücke bewegt wird; aber diese sind nicht Grundsätze der Tugend, sondern der Ehre, und er hat kein Gefühl für die Schönheit oder den Wert der Handlungen, sondern für das Urteil der Welt, das sie davon fällen möchte. Weil sein Verfahren, insofern man nicht auf die Quelle sieht, daraus es entspringt, übrigens fast ebenso gemeinnützig als die Tugend selbst ist, so erwirbt er vor gemeinen Augen eben die Hochschätzung als der Tugendhafte, aber vor feineren Augen

¹ Er hält sich auch sogar nur insofern für glücklich, als er vermutet, daß er dafür von andern gehalten wird.

verbirgt er sich sorgfältig, weil er wohl weiß, daß die Entdeckung der geheimen Triebfeder der Ehrbegierde ihn um die Achtung bringen würde. Er ist daher der Verstellung sehr ergeben, in der Religion heuchlerisch, im Umgange ein Schmeichler, in Staatsparteien wetterwendisch nach den Umständen. Er ist gerne ein Sklave der Großen, um dadurch ein Tyrann über Geringere zu werden. Die Naivetät, diese edle oder schöne Einfalt, welche das Siegel der Natur und nicht der Kunst auf sich trägt, ist ihm gänzlich fremd. Daher wenn sein Geschmack ausartet, so wird sein Schimmer schreiend, d. i. auf eine widrige Art prahlend. Er gerät alsdann sowohl seinem Stil als dem Ausputze nach in den Gallimathias (das Übertriebene), eine Art Fratzen, die in Ansehung des Prächtigen dasjenige ist, was das Abenteuerliche oder Grillenhafte in Ansehung des Ernsthafte-Erhabenen. In Beleidigungen fällt er alsdann auf Zweikämpfe oder Prozesse und in dem bürgerlichen Verhältnisse auf Ahnen, Vortritt und Titel. Solange er nur noch eitel ist, d. i. Ehre sucht und bemüht ist, in die Augen zu fallen, so kann er noch wohl geduldet werden, allein wenn bei ganzlichem Mangel wirklicher Vorzüge und Talente er aufgeblasen wird, so ist er das, wofür er am mindesten gerne möchte gehalten werden, nämlich ein Narr.

Da in der phlegmatischen Mischung keine Ingrezienzen vom Erhabenen oder Schönen in sonderlich merklichem Grade hineinzukommen pflegen, so gehört diese Gemütseigenschaft nicht in den Zusammenhang unserer Erwägungen.

Von welcher Art auch diese feineren Empfindungen sein mögen, von denen wir bis daher gehandelt haben, es mögen erhabene oder schöne sein, so haben sie doch das Schicksal gemein, daß sie in dem Urteil desjenigen, der kein darauf gestimmtes Gefühl hat, jederzeit verkehrt und ungereimt scheinen. Ein Mensch von einer ruhigen und eigennützigem Emsigkeit hat sozureden

gar nicht die Organe, um den edlen Zug in einem Gedichte oder in einer Heldentugend zu empfinden, er liest lieber einen ROBINSON als einen GRANDISON und hält den CATO für einen eigensinnigen Narren. Ebenso scheint Personen von etwas ernsthafter Gemütsart dasjenige läppisch, was andern reizend ist, und die gaukelnde Naivetät einer Schäferhandlung ist ihnen abgeschmackt und kindisch. Auch selbst wenn das Gemüt nicht gänzlich ohne ein einstimmiges feineres Gefühl ist, sind doch die Grade der Reizbarkeit desselben sehr verschieden, und man sieht, daß der eine etwas edel und anständig findet, was dem andern zwar groß, aber abenteuerlich vorkommt. Die Gelegenheiten, die sich darbieten, bei unmoralischen Dingen etwas von dem Gefühl des andern auszuspähen, können uns Anlaß geben, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch auf seine Empfindung in Ansehung der höheren Gemütsseigenschaften und selbst derer des Herzens zu schließen. Wer bei einer schönen Musik Langeweile hat, gibt starke Vermutung, daß die Schönheiten der Schreibart und die feinen Bezauberungen der Liebe wenig Gewalt über ihn haben werden. Es ist ein gewisser Geist der Kleinigkeiten (*esprit des bagatelles*), welcher eine Art von feinem Gefühl anzeigt, welches aber gerade auf das Gegenteil von dem Erhabenen abzielt. Ein Geschmack für etwas, weil es sehr künstlich und mühsam ist, Verse, die sich vor- und rückwärts lesen lassen, Rätsel, Uhren in Ringen, Flohketten usw. usw. Ein Geschmack für alles, was abgezirkelt und auf peinliche Weise ordentlich, obzwar ohne Nutzen ist, z. E. Bücher, die fein zierlich in langen Reihen im Bücherschranke stehen, und ein leerer Kopf, der sie ansieht und sich erfreuet; Zimmer, die wie optische Kasten geziert und überaus sauber gewaschen sind, zusamt einem ungastfreien und mürbischen Wirte, der sie bewohnt. Ein Geschmack an allem demjenigen, was selten ist, so wenig wie es auch

sonst innern Wert haben mag. EPIKTETS Lampe, ein Handschuh von König KARL dem Zwölften; in gewisser Art schlägt die Münzensucht mit hierauf ein. Solche Personen stehen sehr im Verdacht, daß sie in den Wissenschaften Grübler und Grillenfänger, in den Sitten aber für alles das, was auf freie Art schön oder edel ist, ohne Gefühl sein werden.

Man tut einander zwar unrecht, wenn man denjenigen, der den Wert oder die Schönheit dessen, was uns rührt oder reizt, nicht einsieht, damit abfertigt, daß er es nicht verstehe. Es kommt hierbei nicht so sehr darauf an, was der Verstand einsehe, sondern was das Gefühl empfinde. Gleichwohl haben die Fähigkeiten der Seele einen so großen Zusammenhang, daß man mehrentsils von der Erscheinung der Empfindung auf die Talente der Einsicht schließen kann. Denn es würden demjenigen, der viele Verstandesvorzüge hat, diese Talente vergeblich erteilt sein, wenn er nicht zugleich starke Empfindung für das wahrhaftig Edle oder Schöne hätte, welche die Triebfeder sein muß, jene Gemütsgaben wohl und regelmäßig anzuwenden.¹

Es ist einmal gebräuchlich, nur dasjenige nützlich zu nennen, was unserer gröberen Empfindung ein Genüge leisten kann, was uns Überfluß im Essen und Trinken, Aufwand in Kleidung und in Hausgeräte, imgleichen

¹ Man sieht auch, daß eine gewisse Feinigkeit des Gefühls einem Menschen zum Verdienste angerechnet wird. Daß jemand in Fleisch oder Kuchen eine gute Mahlzeit tun kann, imgleichen daß er unvergleichlich wohl schläft, das wird man ihm wohl als ein Zeichen eines guten Magens, aber nicht als ein Verdienst auslegen. Dagegen wer einen Teil seiner Mahlzeit dem Anhören einer Musik aufopfert oder bei einer Schilderei sich in eine angenehme Zerstreuung vertiefen kann, oder einige witzige Sachen, wenn es auch nur poetische Kleinigkeiten wären, gerne liest, hat doch fast in jedermanns Augen den Anstand eines feineren Menschen, von dem man eine vorteilhaftere und für ihn rühmlichere Meinung hat.

Verschwendung in Gastereien verschaffen kann, ob ich gleich nicht sehe, warum nicht alles, was nur immer meinem lebhaftesten Gefühl erwünscht ist, ebenso wohl den nützlichen Dingen sollte beigezählt werden. Allein alles gleichwohl auf diesen Fuß genommen, so ist derjenige, welchen der Eigennutz beherrscht, ein Mensch, mit welchem man über den feineren Geschmack niemals vernünfteln muß. Ein Huhn ist freilich in solchem Betracht besser als ein Papagei, ein Kochtopf nützlicher als ein Porzellangeschirr, alle witzigen Köpfe in der Welt gelten nicht den Wert eines Bauern, und die Bemühung, die Weite der Fixsterne zu entdecken, kann so lange ausgesetzt bleiben, bis man übereingekommen sein wird, wie der Pflug auf das vorteilhafteste könne geführt werden. Allein welche Torheit ist es, sich in einen solchen Streit einzulassen, wo es unmöglich ist, sich einander auf einstimmige Empfindungen zu führen, weil das Gefühl gar nicht einstimmig ist! Gleichwohl wird doch ein Mensch von der größten und gemeinsten Empfindung wahrnehmen können: daß die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens, welche die entbehrlichsten zu sein scheinen, unsere meiste Sorgfalt auf sich ziehen, und daß wir wenig Triebfedern zu so vielfältigen Bemühungen übrig haben würden, wenn wir jene ausschließen wollten. Imgleichen ist wohl niemand so grob, daß er nicht empfinde, daß eine sittliche Handlung wenigstens an einem andern um desto mehr rühre, je weiter sie vom Eigennutze ist und je mehr jene edleren Antriebe in ihr hervorstechen.

Wenn ich die edele und schwache Seite der Menschen wechselweise bemerke, so verweise ich es mir selbst, daß ich nicht denjenigen Standpunkt zu nehmen vermag, von wo diese Abstechungen das große Gemälde der ganzen menschlichen Natur gleichwohl in einer rührenden Gestalt darstellen. Denn ich bescheide mich gerne: daß, sofern es zu dem Entwurfe der großen

Natur gehört, diese grotesken Stellungen nicht anders als einen edelen Ausdruck geben können, ob man schon viel zu kurzsichtig ist, sie in diesem Verhältnisse zu übersehen. Um indessen doch einen schwachen Blick hierauf zu werfen: so glaube ich folgendes anmerken zu können. Derjenigen unter den Menschen, die nach Grundsätzen verfahren, sind nur sehr wenige, welches auch überaus gut ist, da es so leicht geschehen kann, daß man in diesen Grundsätzen irre und alsdann der Nachteil, der daraus erwächst, sich um desto weiter erstreckt, je allgemeiner der Grundsatz und je standhafter die Person ist, die ihn sich vorgesetzt hat. Derer, so aus gutherzigen Trieben handeln, sind weit mehrere, welches äußerst vortrefflich ist, ob es gleich einzeln nicht als ein sonderliches Verdienst der Person kann angerechnet werden; denn diese tugendhaften Instinkte fehlen wohl bisweilen, allein im Durchschnitte leisten sie ebensowohl die große Absicht der Natur, wie die übrigen Instinkte, die so regelmäßig die tierische Welt bewegen. Derer, die ihr allerliebstes Selbst als den einzigen Beziehungspunkt ihrer Bemühungen starr vor Augen haben und die um den Eigennutz als um die große Achse alles zu drehen suchen, gibt es die meisten, worüber auch nichts Vorteilhafteres sein kann, denn diese sind die emsigsten, ordentlichsten und behutsamsten; sie geben dem Ganzen Haltung und Festigkeit, indem sie auch ohne ihre Absicht gemeinnützig werden, die notwendigen Bedürfnisse herbeischaffen und die Grundlage liefern, über welche feinere Seelen Schönheit und Wohlgereimtheit verbreiten können. Endlich ist die Ehrliche in aller Menschen Herzen, obzwar in ungleichem Maße, verbreitet worden, welches dem ganzen eine bis zur Bewunderung reizende Schönheit geben muß. Denn wiewohl die Ehrbegierde ein törichter Wahn ist, sofern er zur Regel wird, der man die übrigen Neigungen unterordnet, so ist sie doch als ein begleitender Trieb äußerst vortreff-

lich. Denn indem ein jeder auf der großen Bühne seinen herrschenden Neigungen gemäß die Handlungen verfolgt, so wird er zugleich durch einen geheimen Antrieb bewogen, in Gedanken außer sich selbst einen Standpunkt zu nehmen, um den Anstand zu beurteilen, den sein Betragen hat, wie es aussehe und dem Zuschauer in die Augen falle. Dadurch vereinbaren sich die verschiedenen Gruppen in ein Gemälde von prächtigem Ausdruck, wo mitten unter großer Mannigfaltigkeit Einheit hervorleuchtet und das Ganze der moralischen Natur Schönheit und Würde an sich zeigt.

Dritter Abschnitt.

Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnis beider Geschlechter.

Derjenige, so zuerst das Frauenzimmer unter dem Namen des schönen Geschlechts begriffen hat, kann vielleicht etwas Schmeichelhaftes haben sagen wollen, aber er hat es besser getroffen, als er wohl selbst geglaubt haben mag. Denn ohne in Erwägung zu ziehen, daß ihre Gestalt überhaupt feiner, ihre Züge zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender ist als bei dem männlichen Geschlecht, ohne auch dasjenige zu vergessen, was man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zum vorteilhaften Urtheile für sie geneigt machen, so liegen vornehmlich in dem Gemütscharakter dieses Geschlechts eigentümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merk-

mal des Schönen kenntlich zu machen. Andererseits könnten wir auf die Benennung des edlen Geschlechts Anspruch machen, wenn es nicht auch von einer edlen Gemütsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen und sie lieber zu erteilen als zu empfangen. Hiedurch wird nun nicht verstanden: daß das Frauenzimmer edeler Eigenschaften ermangelte oder das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte, vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorstechte. Hierauf müssen alle Urteile von diesen zwei Gattungen, sowohl die rühmliche als die des Tadels, sich beziehen, alle Erziehung und Unterweisung muß dieses vor Augen haben und alle Bemühung, die sittliche Vollkommenheit des einen oder des andern zu befördern, wo man nicht den reizenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug, sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sind.

Das Frauenzimmer hat ein angeborenes stärkeres Gefühl für alles, was schön, zierlich und geschmückt ist. Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlerzogene männliche Jugend

noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel teilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleiden, ziehen das Schöne dem Nützlichen vor und werden den Überfluß des Unterhalts gerne in Sparsamkeit verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Putz zu unterstützen. Sie sind von sehr zärtlicher Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung, und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz, sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Absteckung der schönen Eigenschaften mit den edelen, und verfeinern selbst das männliche Geschlecht.

Man wird mir hoffentlich die Herzzählung der männlichen Eigenschaften, insofern sie jenen parallel sind, schenken und sich befriedigen, beide nur in der Gegen-einanderhaltung zu betrachten. Das schöne Geschlecht hat ebensowohl Verstand als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.

Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anders als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigentümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht

ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau DACIER, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin von CHASTELET, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben. Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feineren Gefühl nahe verwandt ist, und überläßt abstrakte Spekulationen oder Kenntnisse, die nützlich, aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen; es wird vom Satze des zureichenden Grundes oder den Monaden nur so viel wissen, als da nötig ist, um das Salz in den Spottgedichten zu vernehmen, welche die seichten Grübler unseres Geschlechts durchgezogen haben. Die Schönen können den CARTESIUS seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn auch der artige FONTENELLE ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte, und die Anziehung ihrer Reize verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von alledem wissen, was ALGAROTTI zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materien nach dem NEWTON aufzeichnen bemüht gewesen. Sie werden in der Geschichte sich nicht den Kopf mit Schlachten und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen; denn es schickt sich für sie ebensowenig, daß sie nach Schießpulver, als für die Mannspersonen, daß sie nach Bisam riechen sollen.

Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauen-

zimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Überlegenheit und sind in dem Vorteile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmütigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältnis jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesamtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtnis zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urteil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beispiele, die man aus andern Zeiten entlehnt, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden, der Charakter beider, sofern er sich hierdurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Es ist schön, daß einem Frauenzimmer der Anblick einer Karte, die entweder den ganzen Erdkreis oder die vornehmsten Teile der Welt vorstellt, angenehm gemacht werde. Dieses geschieht dadurch, daß man sie nur in der Absicht vorlegt, um die unterschiedlichen Charaktere der Völker, die sie bewohnen, die Verschiedenheiten ihres Geschmacks und sittlichen Gefühls, vornehmlich in Ansehung der Wirkung, die diese auf die Geschlechterverhältnisse haben, dabei zu schildern, mit einigen leichten Erläuterungen aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, ihrer Freiheit oder Sklaverei. Es ist wenig daran gelegen, ob sie die besonderen Abteilungen dieser Länder, ihr Gewerbe, Macht und Beherrscher wissen oder nicht. Ebenso werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu ken-

nen nötig haben, als nötig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen sind. Gefühl für Schildereien von Ausdruck und für die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empfindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und spekulativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrungheit und ein Herz voll Gefühl erfordert, und jeder andern kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet.

Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend.¹ Die des männlichen Geschlechts soll eine edle Tugend sein. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. Das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwanges unleidlich. Sie tun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebt, was gut ist. Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sei, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen, denn diese sind auch äußerst selten beim männlichen. Dafür aber hat die Vorsehung in ihren Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für Anständigkeit

¹ Diese wurde oben, Seite 40, in einem strengen Urteil adoptierte Tugend genannt; hier, da sie um des Geschlechtscharakters willen eine günstige Rechtfertigung verdient, heißt sie überhaupt eine schöne Tugend.

und eine gefällige Seele gegeben. Man fordere ja nicht Aufopferungen und großmütigen Selbstzwang. Ein Mann muß es seiner Frau niemals sagen, wenn er einen Teil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr setzt. Warum will er ihre muntere Gesprächigkeit fesseln, dadurch, daß er ihr Gemüt mit einem wichtigen Geheimnisse belästigt, dessen Aufbewahrung ihm allein obliegt? Selbst viele von ihren Schwachheiten sind sozureden schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmut. Der Mann muß niemals andere als großmütige Tränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich. Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gerne schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, imgleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes für andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmacke gemacht wird, so viel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehen. Ein Frauenzimmer, das hierin gar zu flatterhaft und gaukelnd ist, heißt eine Närrin; welcher Ausdruck gleichwohl keine so harte Bedeutung hat als mit veränderter Endsilbe beim Manne, sogar daß, wenn man sich untereinander versteht, es wohl bisweilen eine vertrauliche Schmeichelei anzeigen kann. Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblasene Wesen an ihnen nicht allein, so wie an Menschen überhaupt,

tadelhaft, sondern verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter. Denn diese Eigenschaft ist überaus dumm und häßlich und dem einnehmenden bescheidenen Reize gänzlich entgegengesetzt. Alsdann ist eine solche Person in einer schlüpfrigen Stellung. Sie wird sich gefallen lassen müssen, ohne alle Nachsicht und scharf beurteilt zu werden; denn wer auf Hochachtung pocht, fordert alles um sich zum Tadel auf. Eine jede Entdeckung, auch des mindesten Fehlers, macht jedermann eine wahre Freude, und das Wort Närrin verliert hier seine gemilderte Bedeutung. Man muß Eitelkeit und Aufgeblasenheit jederzeit unterscheiden. Die erstere sucht Beifall und ehrt gewissermaßen diejenige, um deren willen sie sich diese Bemühung gibt, die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen.

Wenn einige Ingredienzien von Eitelkeit ein Frauenzimmer in den Augen des männlichen Geschlechts gar nicht verunzieren, so dienen sie doch, je sichtbarer sie sind, um desto mehr, das schöne Geschlecht untereinander zu veruneinigen. Sie beurteilen einander alsdann sehr scharf, weil eine der anderen Reize zu verdunkeln scheint, und es sind auch wirklich diejenigen, die noch starke Anmaßungen auf Eroberung machen, selten Freundinnen voneinander im wahren Verstande. Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel, so wie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann einem Manne kein Schimpf empfindlicher sein, als daß er ein Narr, und einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde. Der englische Zuschauer hält dafür: daß einem Manne kein Vorwurf könne gemacht werden, der kränkender sei, als wenn er für einen Lügner, und einem Frauenzimmer kein bitterer, als wenn sie für unkeusch gehalten wird. Ich will dieses, insofern es nach der Strenge der Moral beurteilt wird, in seinem Werte lassen. Allein

hier ist die Frage nicht, was an sich selbst den größten Tadel verdiene, sondern was wirklich am allerhärtesten empfunden werde. Und da frage ich einen jeden Leser, ob, wenn er sich in Gedanken auf diesen Fall setzt, er nicht meiner Meinung beistimmen müsse. Die Jungfer NINON LENCLOS machte nicht die mindesten Ansprüche auf die Ehre der Keuschheit, und gleichwohl würde sie unerbittlich beleidigt worden sein, wenn einer ihrer Liebhaber sich in seinem Urtheile so weit sollte vergangen haben; und man weiß das grausame Schicksal des MONALDESCHI um eines beleidigenden Ausdrucks willen von solcher Art bei einer Fürstin, die eben keine LUKRETIA hat vorstellen wollen. Es ist unausstehlich, daß man nicht einmal sollte Böses tun können, wenn man gleich wollte, weil auch die Unterlassung desselben alsdann jederzeit nur eine sehr zweideutige Tugend ist.

Um von diesem Ekelhaften sich so weit als möglich zu entfernen, gehört die Reinlichkeit, die zwar einem jeden Menschen wohl ansteht, bei dem schönen Geschlechte unter die Tugenden vom ersten Range und kann schwerlich von demselben zu hoch getrieben werden, da sie gleichwohl an einem Manne bisweilen zum Übermaße steigt und alsdann läppisch wird.

Die Schamhaftigkeit ist ein Geheimnis der Natur, sowohl einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Ruf der Natur für sich hat, sich immer mit guten, sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nötig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimnisvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nötigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu gemeine Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel oder zum mindesten Gleichgültigkeit ver-

anlasse in Ansehung der Endabsichten eines Triebes, worauf die feinsten und lebhaftesten Neigungen der menschlichen Natur gepropft sind. Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlecht vorzüglich eigen und ihm sehr anständig. Es ist auch eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man Zoten nennt, die zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen zu setzen. Weil indessen, man mag nun um das Geheimnis so weit herumgehen, als man immer will, die Geschlechterneigung doch allen den übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauenzimmer immer als ein Frauenzimmer der angenehme Gegenstand einer wohlgesitteten Unterhaltung ist, so möchte daraus vielleicht zu erklären sein, warum sonst artige Mannspersonen sich bisweilen die Freiheit nehmen, durch den kleinen Mutwillen ihrer Scherze einige feine Anspielungen durchscheinen zu lassen, welche machen, daß man sie lose oder schalkhaft nennt, und wo, indem sie weder durch ausspähende Blicke beleidigen, noch die Achtung zu verletzen gedenken, sie glauben berechtigt zu sein, die Person, die es mit unwilliger oder spröder Miene aufnimmt, eine Ehrbarkeitspedantin zu nennen. Ich führe dieses nur an, weil es gemeiniglich als ein etwas kühner Zug vom schönen Umgange angesehen wird, auch in der Tat von jeher viel Witz darauf ist verschwendet worden; was aber das Urtheil nach moralischer Strenge anlangt, so gehört das nicht hierher, da ich in der Empfindung des Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und zu erläutern habe.

Die edlen Eigenschaften dieses Geschlechts, welche jedoch, wie wir schon angemerkt haben, niemals das Gefühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer an als durch die Bescheidenheit einer Art von edler Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen. Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgelegenheit und Achtung

gegen andere hervor, zugleich mit einem gewissen edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, welche bei einer erhabenen Gemütsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Achtung rührt, so stellt sie alle übrigen schimmernden Eigenschaften wider den Mutwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemütsart haben auch ein Herz zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und zugleich so überaus reizend sein muß.

Da unsere Absicht ist, über Empfindungen zu urteilen, so kann es nicht unangenehm sein, die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen, womöglich unter Begriffe zu bringen. Diese ganze Bezauberung ist im Grunde über den Geschlechtertrieb verbreitet. Die Natur verfolgt ihre große Absicht; und alle Feinigkeiten, die sich hinzugesellen, sie mögen nun so weit davon abzustehen scheinen, wie sie wollen, sind nur Verbrämungen und entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus derselben Quelle. Ein gesunder und derber Geschmack, der sich jederzeit sehr nahe bei diesem Triebe hält, wird durch die Reize des Anstandes, der Gesichtszüge, der Augen usw. usw. an einem Frauenzimmer wenig angefochten, und indem er eigentlich nur aufs Geschlecht geht, so sieht er mehrentheils die Delikatesse anderer als leere Tändelei an.

Wenn dieser Geschmack gleich nicht fein ist, so ist er deswegen doch nicht zu verachten. Denn der größte Teil der Menschen befolgt vermittelt desselben die große Ordnung der Natur auf eine sehr einfältige und sichere Art.¹ Dadurch werden die meisten Ehen be-

¹ Wie alle Dinge in der Welt auch ihre schlimme Seite haben, so ist bei diesem Geschmacke nur zu bedauern, daß er leichter wie ein anderer in Liederlichkeit ausartet.

wirkt, und zwar von dem emsigsten Teile des menschlichen Geschlechts; und indem der Mann den Kopf nicht von bezaubernden Mienen, schmachtenden Augen, edlem Anstande usw. usw. voll hat, auch nichts von allem diesem versteht, so wird er desto aufmerksamer auf haushälterische Tugenden, Sparsamkeit usw. usw. und auf das Eingebachte. Was den etwas feineren Geschmack anlangt, um dessentwillen es nötig sein möchte, einen Unterschied unter den äußerlichen Reizen des Frauenzimmers zu machen, so ist derselbe entweder auf das, was in der Gestalt und dem Ausdrücke des Gesichts moralisch ist, oder auf das Unmoralische geheftet. Ein Frauenzimmer wird in Ansehung der Annehmlichkeiten von der letzteren Art hübsch genannt. Ein proportionierlicher Bau, regelmäßige Züge, Farben von Auge und Gesicht, die zierlich abstechen, lauter Schönheiten, die auch an einem Blumenstraube gefallen und einen kalten Beifall erwerben. Das Gesicht selber sagt nichts, ob es gleich hübsch ist, und redet nicht zum Herzen. Was den Ausdruck der Züge, der Augen und der Mienen anlangt, der moralisch ist, so geht er entweder auf das Gefühl des Erhabenen oder des Schönen. Ein Frauenzimmer, an welchem die Annehmlichkeiten, die ihrem Geschlecht geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande, diejenige, deren moralische Zeichnung, sofern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kennbar macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich und, wenn sie es in einem höheren Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstan-

Denn weil das Feuer, das eine Person entzündet hat, eine jede andre wieder löschen kann, so sind nicht genug Schwierigkeiten da, die eine unbändige Neigung einschränken könnten.

des aus bescheidenen Blicken hervorspielen, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gefühl und wohlwollend Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowohl der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens. Die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Mutwillen, das Schalkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit. Sie reizt, wenn die erstere rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist und welche sie anderen einflößt, ist flatterhaft, aber schön, dagegen die Empfindung der ersteren zärtlich, mit Achtung verbunden und beständig ist. Ich mag mich nicht in gar zu ausführliche Zergliederungen von dieser Art einlassen; denn in solchen Fällen scheint der Verfasser jederzeit seine eigene Neigung zu malen. Indessen berühre ich noch: daß der Geschmack, den viele Damen an einer gesunden, aber blassen Farbe finden, sich hier verstehen lasse. Denn diese begleitet gemeinlich eine Gemütsart von mehr innerem Gefühl und zärtlicher Empfindung, welches zur Eigenschaft des Erhabenen gehört, dagegen die rote und blühende Farbe weniger von der ersteren, allein mehr von der fröhlichen und muntern Gemütsart ankündigt; es ist aber der Eitelkeit gemäßer, zu rühren und zu fesseln, als zu reizen und anzulocken. Es können dagegen Personen ohne alles moralische Gefühl und ohne einigen Ausdruck, der auf Empfindungen deutet, sehr hübsch sein, allein sie werden weder rühren noch reizen, es sei denn denjenigen derben Geschmack, von dem wir Erwähnung getan haben, welcher sich bisweilen etwas verfeinert und dann nach seiner Art auch wählt. Es ist schlimm, daß dergleichen schöne Geschöpfe leichtlich in den Fehler der aufgeblasenheit verfallen durch das Bewußtsein der schönen Figur, die ihnen ihr Spiegel zeigt, und aus einem Mangel feinerer Empfindungen; da sie dann alles gegen sich kaltsinnig machen, den Schmeichler ausgenommen, der auf Absichten ausgeht und Ränkeschmiedet.

Man kann nach diesen Begriffen vielleicht etwas von der so verschiedenen Wirkung verstehen, die die Gestalt ebendesselben Frauenzimmers auf den Geschmack der Männer tut. Dasjenige, was in diesem Eindrucke sich zu nahe auf den Geschlechtertrieb bezieht und mit dem besondern wollüstigen Wahne, darin sich eines jeden Empfindung einkleidet, einstimmig sein mag, berühre ich nicht, weil es außer dem Bezirke des feinern Geschmacks ist; und es kann vielleicht richtig sein, was der Herr V. BUFFON vermutet, daß diejenige Gestalt, die den ersten Eindruck macht, zu der Zeit, wenn dieser Trieb noch neu ist und sich zu entwickeln anfängt, das Urbild bleibe, worauf in der künftigen Zeit alle weiblichen Bildungen mehr oder weniger einschlagen müssen, welche die phantastische Sehnsucht rege machen können, dadurch eine ziemlich grobe Neigung unter den verschiedenen Gegenständen eines Geschlechts zu wählen genötigt wird. Was den etwas feineren Geschmack anlangt, so behaupte ich, daß diejenige Art von Schönheit, welche wir die hübsche Gestalt genannt haben, von allen Männern ziemlich gleichförmig beurteilt werde und daß darüber die Meinungen nicht so verschieden seien, wie man wohl gemeiniglich dafür hält. Die zirkassischen und georgischen Mädchen sind von allen Europäern, die durch ihre Länder reisen, jederzeit für überaus hübsch gehalten worden. Die Türken, die Araber, die Perser müssen wohl mit diesem Geschmacke sehr einstimmig sein, weil sie sehr begierig sind, ihre Völkerschaft durch so feines Blut zu verschönern, und man merkt auch an, daß der persischen Rasse dieses wirklich gelungen ist. Die Kaufleute von Indostan ermangeln gleichfalls nicht, von einem boshafteu Handel mit so schönen Geschöpfen großen Vorteil zu ziehen, indem sie solche den leckerhaften Reichen ihres Landes zuführen, und man sieht, daß, so sehr auch der Eigensinn des Geschmacks in diesen verschiedenen Weltgegenden ab-

weichend sein mag, dennoch dasjenige, was einmal in einer derselben als vorzüglich hübsch erkannt wird, in allen übrigen auch dafür gehalten werde. Wo aber sich in das Urtheil über die feine Gestalt dasjenige einmengt, was in den Zügen moralisch ist, so ist der Geschmack bei verschiedenen Mannspersonen jederzeit sehr verschieden, sowohl nachdem ihr sittliches Gefühl selbst unterschieden ist, als auch nach der verschiedenen Bedeutung, die der Ausdruck des Gesichts in eines jeden Wahne haben mag. Man findet, daß diejenigen Bildungen, die beim ersten Anblicke nicht sonderliche Wirkung tun, weil sie nicht auf eine entschiedene Art hübsch sind, gemeinlich, sobald sie bei näherer Bekanntschaft zu gefallen anfangen, auch weit mehr einnehmen und sich beständig zu verschönern scheinen; dagegen das hübsche Ansehen, was sich auf einmal ankündigt, in der Folge mit größerem Kaltsinn wahrgenommen wird, welches vermutlich daher kommt, daß moralische Reize, wo sie sichtbar werden, mehr fesseln, imgleichen weil sie sich nur bei Gelegenheit sittlicher Empfindungen in Wirksamkeit setzen und sich gleichsam entdecken lassen, jede Entdeckung eines neuen Reizes aber immer noch mehr derselben vermuten läßt; anstatt daß alle Annehmlichkeiten, die sich gar nicht verhehlen, nachdem sie gleich anfangs ihre ganze Wirkung ausgeübt haben, in der Folge nichts weiter tun können, als den verliebten Vorwitz abzukühlen und ihn allmählich zur Gleichgültigkeit zu bringen.

Unter diesen Beobachtungen bietet sich ganz natürlich folgende Anmerkung dar. Das ganz einfältige und grobe Gefühl in den Geschlechterneigungen führt zwar sehr gerade zum großen Zwecke der Natur, und indem es ihre Forderungen erfüllt, ist es geschickt, die Person selbst ohne Umschweife glücklich zu machen, allein um der großen Allgemeinheit willen artet es leichtlich in Ausschweifung und Liederlichkeit aus. An der an-

deren Seite dient ein sehr verfeiniger Geschmack zwar dazu, einer ungestümen Neigung die Wildheit zu benehmen und, indem er solche nur auf sehr wenig Gegenstände einschränkt, sie sittsam und anständig zu machen, allein sie verfehlt gemeiniglich die große Endabsicht der Natur, und da sie mehr fordert oder erwartet, als diese gemeiniglich leistet, so pflegt sie die Person von so delikater Empfindung sehr selten glücklich zu machen. Die erstere Gemütsart wird ungeschlacht, weil sie auf alle von einem Geschlechte geht, die zweite grüblerisch, indem sie eigentlich auf keinen geht, sondern nur mit einem Gegenstande beschäftigt ist, den die verliebte Neigung sich in Gedanken schafft und mit allen edlen und schönen Eigenschaften ausziert, welche die Natur selten in einem Menschen vereinigt und noch seltener demjenigen zuführt, der sie schätzen kann und der vielleicht eines solchen Besitzes würdig sein würde. Daher entspringt der Aufschub und endlich die völlige Entsagung auf die eheliche Verbindung, oder, welches vielleicht ebenso schlimm ist, eine grämische Reue nach einer getroffenen Wahl, welche die großen Erwartungen nicht erfüllt, die man sich gemacht hatte; denn nicht selten findet der äsopische Hahn eine Perle, welchem ein gemeines Gerstenkorn besser würde geziemt haben.

Wir können hierbei überhaupt bemerken, daß, so reizend auch die Eindrücke des zärtlichen Gefühls sein mögen, man doch Ursache habe in der Verfeinerung desselben behutsam zu sein, wofern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmut und eine Quelle von Übel erklügeln wollen. Ich möchte edleren Seelen wohl vorschlagen, das Gefühl in Ansehung der Eigenschaften, die ihnen selbst zukommen, oder der Handlungen, die sie selber tun, so sehr zu verfeinern, als sie können, dagegen in Ansehung dessen, was sie genießen oder von andern erwarten, den Geschmack in seiner Einfalt zu erhalten: wenn ich nur einsähe, wie

dieses zu leisten möglich sei. In dem Falle aber, daß es anginge, würden sie andere glücklich machen und auch selbst glücklich sein. Es ist niemals aus den Augen zu lassen: daß, in welcher Art es auch sei, man keine sehr hohen Ansprüche auf die Glückseligkeiten des Lebens und die Vollkommenheit der Menschen machen müsse; denn derjenige, welcher jederzeit nur etwas Mittelmäßiges erwartet, hat den Vorteil, daß der Erfolg selten seine Hoffnung widerlegt, dagegen bisweilen ihn auch wohl unvermutete Vollkommenheiten überraschen.

Allen diesen Reizen droht endlich das Alter, der große Verwüster der Schönheit, und es müssen, wenn es nach der natürlichen Ordnung gehen soll, allmählich die erhabenen und edlen Eigenschaften die Stelle der schönen einnehmen, um eine Person, sowie sie nachläßt liebenswürdig zu sein, immer einer größeren Achtung wert zu machen. Meiner Meinung nach sollte in der schönen Einfalt, die durch ein verfeinertes Gefühl an allem, was reizend und edel ist, erhoben worden, die ganze Vollkommenheit des schönen Geschlechts in der Blüte der Jahre bestehen. Allmählich, sowie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die erledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersetzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein. Gleichwohl, wenn selbst die allem Frauenzimmer so schreckliche Epoche des Altwerdens herankommt, so gehört es doch auch alsdann noch immer zum schönen Geschlecht, und es verunziert sich selbst, wenn es in einer Art von Verzweiflung, diesen Charakter länger zu erhalten, sich einer mürrischen und grämischen Laune überläßt.

Eine bejahrte Person, welche mit einem sittsamen und freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügen der Jugend, darin sie selbst nicht Anteil

nimmt, mit Anstand begünstigt und, indem sie für alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der Freude, die um sie vorgeht, verrät, ist noch immer eine feinere Person als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wie wohl in einem anderen Verstande. Zwar möchte die platonische Liebe wohl etwas zu mystisch sein, welche ein alter Philosoph vorgab, wenn er von dem Gegenstande seiner Neigung sagte: „*Die Grazien residieren in ihren Runzeln, und meine Seele scheint auf meinen Lippen zu schweben, wenn ich ihren welken Mund küsse*“; allein dergleichen Ansprüche müssen alsdann auch aufgegeben werden. Ein alter Mann, der verliebt tut, ist ein Geck, und die ähnlichen Anmaßungen des andern Geschlechts sind alsdann ekelhaft. An der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht mit einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will.

Damit ich meinen Text nicht aus den Augen verliere, so will ich noch einige Betrachtungen über den Einfluß anstellen, den ein Geschlecht aufs andere haben kann, dessen Gefühl zu verschönern oder zu veredeln. Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, sofern es ihnen selbst zukommt, aber für das Edle, insoweit es am männlichen Geschlechte ange troffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl für das Edle, was zu seinen Eigenschaften gehört, für das Schöne aber, insofern es an dem Frauenzimmer anzutreffen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch ebendieselbe noch mehr zu verschönern. Ein Frauenzimmer ist darüber wenig verlegen, daß sie gewisse hohe Einsichten nicht besitzt, daß sie furchtsam und zu wichtigen Geschäften nicht auferlegt ist usw. usw., sie ist schön und nimmt ein, und das ist genug. Dagegen fordert sie alle diese Eigen-

schaften am Manne, und die Erhabenheit ihrer Seele zeigt sich nur darin, daß sie diese edlen Eigenschaften zu schätzen weiß, sofern sie bei ihm anzutreffen sind. Wie würde es sonst wohl möglich sein, daß so viel männliche Fratzensgesichter, ob sie gleich Verdienste besitzen mögen, so artige und feine Frauen bekommen könnten! Dagegen ist der Mann viel delikater in Ansehung der schönen Reize des Frauenzimmers. Er ist durch die feine Gestalt desselben, die muntere Naivität und die reizende Freundlichkeit genugsam schadlos gehalten wegen des Mangels von Büchergelehrsamkeit und wegen anderer Mängel, die er durch seine eigenen Talente ersetzen muß. Eitelkeit und Moden können wohl diesen natürlichen Trieben eine falsche Richtung geben und aus mancher Mannsperson einen süßen Herrn, aus dem Frauenzimmer aber eine Pedantin oder Amazone machen, allein die Natur sucht doch jederzeit zu ihrer Ordnung zurückzuführen. Man kann daraus urteilen, welche mächtigen Einflüsse die Geschlechterneigung vornehmlich auf das männliche Geschlecht haben könnte, um es zu veredeln, wenn anstatt vieler trockener Unterweisungen das moralische Gefühl des Frauenzimmers zeitig entwickelt würde, um dasjenige gehörig zu empfinden, was zu der Würde und zu den erhabenen Eigenschaften des anderen Geschlechts gehört, und dadurch vorbereitet würde, den läppischen Zieraffen mit Verachtung anzusehen und sich keinen andern Eigenschaften als den Verdiensten zu ergeben. Es ist auch gewiß, daß die Gewalt ihrer Reize dadurch überhaupt gewinnen würde; denn es zeigt sich, daß die Bezauberung derselben mehrenteils nur auf edlere Seelen wirke, die anderen sind nicht fein genug, sie zu empfinden. Ebenso sagte der Dichter SIMONIDES, als man ihm riet, vor den Thessaliern seine schönen Gesänge hören zu lassen: „*Diese Kerle sind zu dumm dazu, als daß sie von einem solchen Manne wie ich bin, könnten betrogen werden.*“ Man hat es sonst

schon als eine Wirkung des Umganges mit dem schönen Geschlecht angesehen, daß die männlichen Sitten sanfter, ihr Betragen artiger und geschliffener und ihr Anstand zierlicher geworden; allein dieses ist nur ein Vorteil in der Nebensache.¹ Es liegt am meisten daran, daß der Mann als Mann vollkommener werde und die Frau als ein Weib, d. i. daß die Triebfeder der Geschlechterneigung dem Winke der Natur gemäß wirken, den einen noch mehr zu veredeln und die Eigenschaften der anderen zu verschönern. Wenn alles aufs Äußerste kommt, so wird der Mann, dreist auf seine Verdienste, sagen können: „*Wenn ihr mich gleich nicht liebt, so will ich euch zwingen, mich hochzuachten*“, und das Frauenzimmer, sicher der Macht ihrer Reize, wird antworten: „*Wenn ihr uns gleich nicht innerlich hochschätzt, so zwingen wir euch doch, uns zu lieben.*“ In Ermangelung solcher Grundsätze sieht man Männer Weiblichkeiten annehmen, um zu gefallen, und Frauenzimmer bisweilen (wiewohl viel seltener) einen männlichen Anstand künsteln, um Hochachtung einzuflößen; was man aber wider den Dank der Natur macht, das macht man jederzeit sehr schlecht.

In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frau belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf Erfahrung gegründete Ein-

¹ Dieser Vorteil selbst wird gar sehr gemindert durch die Beobachtung, welche man gemacht haben will, daß diejenigen Mannspersonen, welche zu früh und zu häufig in solchen Gesellschaften eingeflochten sind, denen das Frauenzimmer den Ton gibt, gemeinlich etwas läppisch werden und im männlichen Umgange langweilig oder auch verächtlich sind, weil sie den Geschmack an einer Unterhaltung verloren haben, die zwar munter, aber doch auch von wirklichem Gehalt, zwar scherzhaft, aber auch durch ernsthafte Gespräche nützlich sein muß.

sicht, diesem aber mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empfindung zutrauen kann, so ist eine Gemütsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen Verhältnisse ein Vorzugsstreit läppisch und, wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumphen oder ungleich gepaarten Geschmacks. Wenn es dahin kommt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmers in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich: daß alle diese Feinigkeiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke haben, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheiten allmählich stumpfer werden und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Überdruß nicht den ganzen Wert des Vergnügens aufheben, um dessentwillen es einzig und allein verlohnt hat, eine solche Verbindung einzugehen.

Vierter Abschnitt.

Von den Nationalcharaktern¹;
insofern sie auf dem unterschiedlichen Gefühl
des Erhabenen und Schönen beruhen.

Unter den Völkerschaften unseres Welttheils sind meiner Meinung nach die Italiener und Franzosen diejenigen, welche im Gefühl des Schönen, die Deutschen aber, Engländer und Spanier, die durch das Gefühl des Erhabenen sich unter allen übrigen am meisten ausnehmen. Holland kann für dasjenige Land gehalten werden, wo dieser feinere Geschmack ziemlich unmerklich wird. Das Schöne selbst ist entweder bezaubernd und rührend, oder lachend und reizend. Das erstere hat etwas von dem Erhabenen an sich, und das Gemüt in diesem Gefühl ist tiefsinnig und entzückt, in dem Gefühl der zweiten Art aber lächelnd und fröhlich. Den Italienern scheint die erstere, den Franzosen die zweite Art des schönen Gefühls vorzüglich angemessen zu sein. In dem Nationalcharakter, der den Ausdruck des Erhabenen an sich hat, ist dieses ent-

¹ Meine Absicht ist gar nicht, die Charaktere der Völkerschaften ausführlich zu schildern, sondern ich entwerfe nur einige Züge, die das Gefühl des Erhabenen und Schönen an ihnen ausdrücken. Man kann leicht erachten, daß an dergleichen Zeichnung nur eine leidliche Richtigkeit könne verlangt werden, daß die Urbilder davon nur in dem großen Haufen derjenigen, die auf ein feineres Gefühl Anspruch machen, hervorstechen und daß es keiner Nation an Gemütsarten fehle, welche die vortrefflichsten Eigenschaften von dieser Art vereinbaren. Um deswillen kann der Tadel, der gelegentlich auf ein Volk fallen möchte, keinen beleidigen, wie er denn von solcher Natur ist, daß ein jeglicher ihn wie ein Ball auf seinen Nachbar schlagen kann. Ob diese Nationalunterschiede zufällig seien und von den Zeitläuften und der Regierungsart abhängen, oder mit einer gewissen Notwendigkeit an das Klima gebunden seien, das untersuche ich hier nicht.

weder das von der schreckhaften Art, das sich ein wenig zum Abenteuerlichen neigt, oder es ist ein Gefühl für das Edle, oder für das Prachtige. Ich glaube Gründe zu haben, das Gefühl der ersteren Art dem Spanier, der zweiten dem Engländer und der dritten dem Deutschen beilegen zu können. Das Gefühl fürs Prachtige ist seiner Natur nach nicht original, so wie die übrigen Arten des Geschmacks, und obgleich ein Nachahmungsgeist mit jedem andern Gefühl kann verbunden sein, so ist er doch dem für das Schimmernd-Erhabene mehr eigen, denn es ist dieses eigentlich ein gemischtes Gefühl aus dem des Schönen und des Edlen, wo jedes, für sich betrachtet, kälter ist, und daher das Gemüt frei genug ist, bei der Verknüpfung desselben auf Beispiele zu merken, und auch deren Antrieb vonnöten hat. Der Deutsche wird demnach weniger Gefühl in Ansehung des Schönen haben als der Franzose, und weniger von demjenigen, was auf das Erhabene geht, als der Engländer, aber in den Fällen, wo beides verbunden erscheinen soll, wird es seinem Gefühl mehr gemäß sein, wie er denn auch die Fehler glücklich vermeiden wird, in die eine ausschweifende Stärke einer jeden dieser Arten des Gefühls allein geraten könnte. Ich berühre nur flüchtig die Künste und die Wissenschaften, deren Wahl den Geschmack der Nationen bestätigen kann, welchen wir ihnen beigemessen haben. Das italienische Genie hat sich vornehmlich in der Tonkunst, der Malerei, Bildhauerkunst und der Architektur hervorgetan. Alle diese schönen Künste finden einen gleich feinen Geschmack in Frankreich für sich, obgleich die Schönheit derselben hier weniger rührend ist. Der Geschmack in Ansehung der dichterischen Vollkommenheit fällt in Frankreich mehr in das Schöne, in England mehr in das Erhabene. Die feinen Scherze, das Lustspiel, die lachende Satire, das verliebte Tändeln und die leicht und natürlich fließende Schreibart sind dort original. In England dagegen

Gedanken von tiefsinnigem Inhalt, das Trauerspiel, das epische Gedicht und überhaupt schweres Gold von Witzen, welches unter französischem Hammer zu dünnen Blättchen von großer Oberfläche kann gedehnt werden. In Deutschland schimmert der Witz noch sehr durch die Folie. Ehedem war er schreiend, durch Beispiele aber und den Verstand der Nation ist er zwar reizender und edler geworden, aber jenes mit weniger Naivetät, dieses mit einem minder kühnen Schwunge als in den erwähnten Völkerschaften. Der Geschmack der holländischen Nation an einer peinlichen Ordnung und einer Zierlichkeit, die in Bekümmernis und Verlegenheit setzt, läßt auch wenig Gefühl in Ansehung der ungekünstelten und freien Bewegungen des Genies vermuten, dessen Schönheit durch die ängstliche Verhütung der Fehler nur würde entstellt werden. Nichts kann allen Künsten und Wissenschaften mehr entgegen sein als ein abenteuerlicher Geschmack, weil dieser die Natur verdreht, welche das Urbild alles Schönen und Edlen ist. Daher hat die spanische Nation auch wenig Gefühl für die schönen Künste und Wissenschaften an sich gezeigt.

Die Gemütscharaktere der Völkerschaften sind am kenntlichsten bei demjenigen, was an ihnen moralisch ist; um deswillen wollen wir noch das verschiedene Gefühl derselben in Ansehung des Erhabenen und Schönen aus diesem Gesichtspunkte in Erwägung ziehen.¹

Der Spanier ist ernsthaft, verschwiegen und wahrhaft. Es gibt wenig redlichere Kaufleute in der Welt als die spanischen. Er hat eine stolze Seele und mehr Gefühl für große als für schöne Handlungen. Da in seiner

¹ Es ist kaum nötig, daß ich hier meine vorige Entschuldigung wiederhole. In jedem Volke enthält der feinste Teil rühmliche Charaktere von aller Art, und wen ein oder anderer Tadel treffen sollte, der wird, wenn er fein genug ist, seinen Vorteil verstehen, der darauf ankommt, daß er jeden andern seinem Schicksale überläßt, sich selbst aber ausnimmt.

Mischung wenig von dem gütigen und sanften Wohlwollen anzutreffen ist, so ist er öfters hart und auch wohl grausam. Das Autodafé erhält sich nicht sowohl durch den Aberglauben, als durch die abenteuerliche Neigung der Nation, welche durch einen ehrwürdig-schrecklichen Aufzug gerührt wird, worin es den mit Teufelsgestalten bemalten San Benito den Flammen, die eine wütende Andacht entzündet hat, überliefern sieht. Man kann nicht sagen, der Spanier sei hochmütiger oder verliebter als jemand aus einem andern Volke, allein er ist beides auf eine abenteuerliche Art, die seltsam und ungewöhnlich ist. Den Pflug stehen lassen und mit einem langen Degen und Mantel so lange auf dem Ackerfelde spazieren, bis der vorüberreisende Fremde vorbei ist, oder in einem Stiergefechte, wo die Schönen des Landes einmal unverschleiert gesehen werden, seine Beherrscherin durch einen besonderen Gruß ankündigen und dann ihr zu Ehren sich in einen gefährlichen Kampf mit einem wilden Tiere wagen, sind ungewöhnliche und seltsame Handlungen, die von dem Natürlichen weit abweichen.

Der Italiener scheint ein gemischtes Gefühl zu haben von dem eines Spaniers und dem eines Franzosen; mehr Gefühl für das Schöne als der erstere und mehr für das Erhabene als der letztere. Auf diese Art können wie ich meine, die übrigen Züge seines moralischen Charakters erklärt werden.

Der Franzose hat ein herrschendes Gefühl für das moralisch Schöne. Er ist artig, höflich und gefällig. Er wird sehr geschwind vertraulich, ist scherzhaft und frei im Umgange, und der Ausdruck ein Mann oder eine Dame von gutem Ton hat nur eine verständliche Bedeutung für den, der das artige Gefühl eines Franzosen erworben hat. Selbst seine erhabenen Empfindungen, deren er nicht wenige hat, sind dem Gefühle des Schönen untergeordnet und bekommen nur ihre Stärke durch die Zusammenstimmung mit dem letz-

teren. Er ist sehr gern witzig und wird einem Einfalle ohne Bedenken etwas von der Wahrheit aufopfern. Dagegen, wo man nicht witzig sein kann,¹ zeigt er ebensowohl gründliche Einsicht als jemand aus irgendeinem andern Volke, z. E. in der Mathematik und in den übrigen trockenen oder tiefsinnigen Künsten und Wissenschaften. Ein Bonmot hat bei ihm nicht den flüchtigen Wert als anderwärts, es wird begierig verbreitet und in Büchern aufbehalten, wie die wichtigste Begebenheit. Er ist ein ruhiger Bürger und rächt sich wegen der Bedrückungen der Generalpächter durch Satiren, oder durch Parlaments-Remonstrationen, welche, nachdem sie ihrer Absicht gemäß den Vätern des Volks ein schönes patriotisches Ansehen gegeben haben, nichts weiter tun, als daß sie durch eine rühmliche Verweisung gekrönt und in sinnreichen Lobgedichten besungen werden. Der Gegenstand, auf welchen sich die Verdienste und Nationalfähigkeiten dieses Volks am meisten beziehen, ist das Frauenzimmer.² Nicht, als wenn es hier mehr als anderwärts geliebt oder geschätzt würde, sondern weil es die beste Ver-

¹ In der Metaphysik, der Moral und den Lehren der Religion kann man bei den Schriften dieser Nation nicht behutsam genug sein. Es herrscht darin gemeiniglich viel schönes Blendwerk, welches in einer kalten Untersuchung die Probe nicht hält. Der Franzose liebt das Kühne in seinen Aussprüchen; allein, um zur Wahrheit zu gelangen, muß man nicht kühn, sondern behutsam sein. In der Geschichte hat er gerne Anekdoten, denen weiter nichts fehlt, als daß zu wünschen ist, daß sie nur wahr wären.

² Das Frauenzimmer gibt in Frankreich allen Gesellschaften und allem Umgange den Ton. Nun ist wohl nicht zu leugnen, daß die Gesellschaften ohne das schöne Geschlecht ziemlich schmacklos und langweilig sind; allein, wenn die Dame darin den schönen Ton angibt, so sollte der Mann seinerseits den edlen angeben. Widrigenfalls wird der Umgang ebensowohl langweilig, aber aus einem entgegengesetzten Grunde: weil nichts so sehr vereckelt als lauter Süßigkeit. Nach dem französischen Geschmacke

anlassung gibt, die beliebtesten Talente des Witzes, der Artigkeit und der guten Manieren in ihrem Lichte zu zeigen; übrigens liebt eine eitle Person eines jeden Geschlechts jederzeit nur sich selbst; die andere ist bloß ihr Spielwerk. Da es den Franzosen an edlen Eigenschaften gar nicht gebricht, nur daß diese durch die Empfindung des Schönen allein können belebt werden, so würde das schöne Geschlecht hier einen mächtigern Einfluß haben können, die edelsten Handlungen des männlichen zu erwecken und rege zu machen, als irgend sonst in der Welt, wenn man bedacht wäre, diese Richtung des Nationalgeistes ein wenig zu begünstigen. Es ist schade, daß die Lilien nicht spinnen.

Der Fehler, woran dieser Nationalcharakter am nächsten grenzt, ist das Läppische oder, mit einem höflicheren Ausdruck: das Leichtsinlige. Wichtige Dinge werden als Späße behandelt, und Kleinigkeiten dienen zur ernsthaftesten Beschäftigung. Im Alter singt der Franzose alsdann noch lustige Lieder und ist, soviel er kann, auch galant gegen das Frauenzimmer. Bei diesen Anmerkungen habe ich große Gewährsmänner aus ebenderselben Völkerschaft auf meiner Seite und ziehe mich hinter einen MONTESQUIEU und

heißt es nicht: Ist der Herr zu Hause?, sondern: Ist Madame zu Hause? Madame ist vor der Toilette, Madame hat Vapeurs (eine Art schöner Grillen); kurz, mit Madame und von Madame beschäftigen sich alle Unterredungen und alle Lustbarkeiten. Indessen ist das Frauenzimmer dadurch gar nicht mehr geehrt. Ein Mensch, welcher tändelt, ist jederzeit ohne Gefühl sowohl der wahren Achtung als auch der zärtlichen Liebe. Ich möchte wohl, um wer weiß wieviel, dasjenige nicht gesagt haben, was ROUSSEAU so verwegen behauptet: daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde. Allein der scharfsichtige Schweizer schrieb dieses in Frankreich, und vermutlich empfand er es als ein so großer Verteidiger des schönen Geschlechts mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung daselbst begegnet.

d'ALEMBERT, um wider jenen besorglichen Unwillen sicher zu sein.

Der Engländer ist im Anfange einer jeden Bekanntschaft kaltsinnig und gegen einen Fremden gleichgültig. Er hat wenig Neigung zu kleinen Gefälligkeiten; dagegen wird er, sobald er ein Freund ist, zu großen Dienstleistungen aufgelegt. Er bemüht sich wenig, im Umgange, witzig zu sein oder einen artigen Anstand zu zeigen, dagegen ist er verständig und gesetzt. Er ist ein schlechter Nachahmer, fragt nicht viel darnach, was andere urteilen, und folgt lediglich seinem eigenen Geschmack. Er ist im Verhältnis auf das Frauenzimmer nicht von französischer Artigkeit, aber bezeigt gegen dasselbe weit mehr Achtung und treibt diese vielleicht zu weit, indem er im Ehestande seiner Frau gemeinlich ein unumschränktes Ansehen einräumt. Er ist standhaft, bisweilen bis zur Hartnäckigkeit, kühn und entschlossen, oft bis zur Vermessenheit, und handelt nach Grundsätzen gemeinlich bis zum Eigensinne. Er wird leichtlich ein Sonderling, nicht aus Eitelkeit, sondern weil er sich wenig um andre bekümmert und seinem Geschmack aus Gefälligkeit oder Nachahmung nicht leichtlich Gewalt tut; um deswillen wird er selten so sehr geliebt als der Franzose, aber, wenn er gekannt ist, gemeinlich mehr hochgeachtet.

Der Deutsche hat ein gemischtes Gefühl aus dem eines Engländers und dem eines Franzosen, scheint aber dem ersteren am nächsten zu kommen, und die größere Ähnlichkeit mit dem letzteren ist nur gekünstelt und nachgeahmt. Er hat eine glückliche Mischung in dem Gefühle sowohl des Erhabenen und des Schönen; und wenn er in dem ersteren es nicht einem Engländer, im zweiten aber dem Franzosen nicht gleichtut, so übertrifft er sie beide, insofern er sie verbindet. Er zeigt mehr Gefälligkeit im Umgange als der erstere, und wenn er gleich nicht so viel angenehme Lebhaftigkeit

und Witz in die Gesellschaft bringt, als der Franzose, so äußert er doch darin mehr Bescheidenheit und Verstand. Er ist, sowie in aller Art des Geschmacks, also auch in der Liebe ziemlich methodisch, und indem er das Schöne mit dem Edlen verbindet, so ist er in der Empfindung beider kalt genug, um seinen Kopf mit den Überlegungen des Anstandes, der Pracht und des Aufsehens zu beschäftigen. Daher sind Familie, Titel und Rang bei ihm sowohl im bürgerlichen Verhältnis als in der Liebe Sachen von großer Bedeutung. Er fragt weit mehr als die vorigen darnach, was die Leute von ihm urteilen möchten, und wo etwas in seinem Charakter ist, das den Wunsch einer Hauptverbesserung rege machen könnte, so ist es diese Schwachheit, nach welcher er sich nicht erkühnt, original zu sein, ob er gleich dazu alle Talente hat, und daß er sich zu viel mit der Meinung anderer einläßt, welches den sittlichen Eigenschaften alle Haltung nimmt, indem es sie wetterwendisch und falsch gekünstelt macht.

Der Holländer ist von einer ordentlichen und emsigen Gemütsart, und indem er lediglich auf das Nützliche sieht, so hat er wenig Gefühl für dasjenige, was im feineren Verstande schön oder erhaben ist. Ein großer Mann bedeutet bei ihm ebensoviel als ein reicher Mann, unter dem Freunde versteht er seinen Korrespondenten, und ein Besuch ist ihm sehr langweilig, der ihm nichts einbringt. Er macht den Kontrast sowohl gegen den Franzosen als den Engländer und ist gewissermaßen ein sehr phlegmatisierter Deutscher.

Wenn wir den Versuch dieser Gedanken in irgendeinem Falle anwenden, um z. E. das Gefühl der Ehre zu erwägen, so zeigen sich folgende Nationalunterschiede. Die Empfindung für die Ehre ist am Franzosen Eitelkeit, an dem Spanier Hochmut, an dem Engländer Stolz, an dem Deutschen Hoffart und an dem Holländer Aufgeblasenheit. Diese Ausdrücke scheinen beim ersten Anblicke einerlei zu bedeuten,

allein sie bemerken nach dem Reichtum unserer deutschen Sprache sehr kenntliche Unterschiede. Die Eitelkeit buhlt um Beifall, ist flatterhaft und veränderlich, ihr äußeres Betragen aber ist höflich. Der Hochmütige ist voll von fälschlich eingebildeten großen Vorzügen und bewirbt sich nicht viel um den Beifall anderer, seine Aufführung ist steif und hochtrabend. Der Stolz ist eigentlich nur ein größeres Bewußtsein seines eigenen Wertes, der öfters sehr richtig sein kann (um deswillen er auch bisweilen ein edler Stolz heißt; niemals aber kann ich jemanden einen edlen Hochmut beilegen, weil dieser jederzeit eine unrichtige und übertriebene Selbstschätzung anzeigt), das Betragen des Stolzen gegen andere ist gleichgültig und kaltsinnig. Der Hoffärtige ist ein Stolzer, der zugleich eitel ist.¹ Der Beifall aber, den er bei andern sucht, besteht in Ehrenbezeugungen. Daher schimmert er gern durch Titel, Ahnenregister und Gepränge. Der Deutsche ist vornehmlich von dieser Schwachheit angesteckt. Die Wörter: Gnädig, Hochgeneigt, Hoch- und Wohlgeb. und dergleichen Bombast mehr, machen seine Sprache steif und ungewandt und verhindern gar sehr die schöne Einfalt, welche andere Völker ihrer Schreibart geben können. Das Betragen eines Hoffärtigen in dem Umgange ist Zeremonie. Der Aufgeblasene ist ein Hochmütiger, welcher deutliche Merkmale der Verachtung anderer in seinem Betragen äußert. In der Aufführung ist er grob. Diese elende Eigenschaft entfernt sich am weitesten vom feineren Geschmack, weil sie offenbar dumm ist; denn das ist gewiß nicht das Mittel, dem Gefühl für Ehre ein Genüge zu leisten,

¹ Es ist nicht nötig, daß ein Hoffärtiger zugleich hochmütig sei, d. h. sich eine übertriebene, falsche Einbildung von seinen Vorzügen mache, sondern er kann vielleicht sich nicht höher schätzen, als er wert ist, er hat aber nur einen falschen Geschmack, diesen seinen Wert äußerlich geltend zu machen.

daß man durch offenbare Verachtung alles um sich zum Haß und zur beißenden Spöttei auffordert. In der Liebe haben der Deutsche und der Engländer einen ziemlich guten Magen, etwas fein von Empfindung, mehr aber von gesundem und derbem Geschmack. Der Italiener ist in diesem Punkte grüblerisch, der Spanier phantastisch, der Franzose vernascht.

Die Religion unseres Weltteils ist nicht die Sache eines eigenwilligen Geschmacks, sondern von ehrwürdigerem Ursprunge. Daher können auch nur die Ausschweifungen in derselben und das, was darin den Menschen eigentümlich angehört, Zeichen von den verschiedenen Nationaleigenschaften abgeben. Ich bringe diese Ausschweifungen unter folgende Hauptbegriffe: Leichtgläubigkeit (Credulität), Aberglaube (Superstition), Schwärmerei (Fanatismus) und Gleichgültigkeit (Indifferentismus). Leichtgläubig ist mehrenteils der unwissende Teil einer jeden Nation, ob er gleich kein merkliches feineres Gefühl hat. Die Überredung kommt lediglich auf das Hörensagen und das scheinbare Ansehen an, ohne daß einige Art des feinern Gefühls dazu die Triebfeder enthielte. Die Beispiele ganzer Völker von dieser Art muß man im Norden suchen. Der Leichtgläubige, wenn er von abenteuerlichem Geschmack ist, wird abergläubisch. Dieser Geschmack ist sogar an sich selbst ein Grund, etwas leichter zu glauben,¹ und von zwei Menschen, deren der eine von diesem Gefühl angesteckt, der andere aber von kalter und gemäßigter Gemütsart ist, wird der erstere, wenn er gleich wirklich mehr Verstand hat, dennoch durch seine herrschende Neigung eher ver-

¹ Man hat sonst bemerkt, daß die Engländer als ein so kluges Volk gleichwohl leichtlich durch eine dreiste Ankündigung einer wunderlichen und ungereimten Sache können berückt werden, sie anfänglich zu glauben; wovon man viele Beispiele hat. Allein eine kühne Gemütsart, vorbereitet durch verschiedene Erfahrungen, in wel-

leitet werden, etwas Unnatürliches zu glauben, als der andere, welchen nicht seine Einsicht, sondern sein gemeins und phlegmatisches Gefühl vor dieser Ausschweifung bewahrt. Der Abergläubische in der Religion stellt zwischen sich und dem höchsten Gegenstand der Verehrung gern gewisse mächtige und erstaunliche Menschen, Riesen sozureden der Heiligkeit, denen die Natur gehorcht und deren beschwörende Stimme die eisernen Tore des Tartarus auf- und zuschließt, die, indem sie mit ihrem Haupte den Himmel berühren, ihren Fuß noch auf der niederen Erde stehen haben. Die Unterweisung der gesunden Vernunft wird demnach in Spanien große Hindernisse zu überwinden haben, nicht darum, weil sie die Unwissenheit daselbst zu vertreiben hat, sondern weil ein seltsamer Geschmack ihr entgegensteht, welchem das Natürliche gemein ist und der niemals glaubt, in einer erhabenen Empfindung zu sein, wenn sein Gegenstand nicht abenteuerlich ist. Die Schwärmerei ist sozusagen eine andächtige Vermessenheit und wird durch einen gewissen Stolz und ein gar zu großes Zutrauen zu sich selbst veranlaßt, um den himmlischen Naturen näherzutreten und sich durch einen erstaunlichen Flug über die gewöhnliche und vorgeschriebene Ordnung zu erheben. Der Schwärmer redet nur von unmittelbarer Eingebung und vom beschaulichen Leben, indessen daß der Abergläubische vor den Bildern großer wundertätiger Heiligen Gelübde tut und sein Zutrauen auf die eingebildeten und unnachahmlichen Vorzüge anderer Personen von seiner eigenen Natur setzt. Selbst die Ausschweifungen führen, wie wir oben bemerkt haben, Zeichen des Nationalgeföhls bei sich, und so ist

chen manche seltsamen Dinge gleichwohl wahr befunden worden, bricht geschwind durch die kleinen Bedenklichkeiten, von denen ein schwacher und mißtrauischer Kopf bald aufgehalten wird und so ohne sein Verdienst bisweilen vor dem Irrtum verwahrt wird.

der Fanatismus¹ wenigstens in den vorigen Zeiten am meisten in Deutschland und England anzutreffen gewesen und ist gleichsam ein unnatürlicher Auswuchs des edlen Gefühls, welches zu dem Charakter dieser Völker gehört, und überhaupt bei weitem nicht so schädlich als die abergläubische Neigung, 'wenn er gleich im Anfange ungestüm ist, weil die Erhitzung eines schwärmerischen Geistes allmählich verkühlt und seiner Natur nach endlich zur ordentlichen Mäßigung gelangen muß, anstatt daß der Aberglaube sich in einer ruhigen und leidenden Gemütsbeschaffenheit unvermerkt tiefer einwurzelt und dem gefesselten Menschen das Zutrauen gänzlich benimmt, sich von einem schädlichen Wahne jemals zu befreien. Endlich ist ein Eitler und Leichtsinniger jederzeit ohne stärkeres Gefühl für das Erhabene, und seine Religion ist ohne Rührung, mehrenteils nur eine Sache der Mode, welche er mit aller Artigkeit begeht und kalt bleibt. Dieses ist der praktische Indifferentismus, zu welchem der französische Nationalgeist am meisten geneigt zu sein scheint, wovon bis zur frevelhaften Spötterei nur ein Schritt ist, und der im Grunde, wenn auf den inneren Wert gesehen wird, vor einer gänzlichen Absagung wenig voraushat. Gehen wir mit einem flüchtigen Blicke noch die andern Welttheile durch, so treffen wir den Araber als den edelsten Menschen im Orient an, doch von einem Gefühl, welches sehr in das Abenteuerliche ausartet. Er ist gastfrei, großmütig und wahrhaft; allein seine Erzählung und Geschichte und überhaupt seine Empfin-

¹ Der Fanatismus muß vom Enthusiasmus jederzeit unterschieden werden. Jener glaubt eine unmittelbare und außerordentliche Gemeinschaft mit einer höheren Natur zu fühlen, dieser bedeutet den Zustand des Gemüts, da dasselbe durch irgendeinen Grundsatz über den geziemenden Grad erhitzt worden, es sei nun durch die Maxime der patriotischen Tugend, oder der Freundschaft, oder der Religion, ohne daß hierbei die Einbildung einer unnatürlichen Gemeinschaft etwas zu schaffen hat.

dung ist jederzeit mit etwas Wunderbarem durchflochten. Seine erhitzte Einbildungskraft stellt ihm die Sachen in unnatürlichen und verzogenen Bildern dar, und selbst die Ausbreitung seiner Religion war ein großes Abenteuer. Wenn die Araber gleichsam die Spanier des Orients sind, so sind die Perser die Franzosen von Asien. Sie sind gute Dichter, höflich und von ziemlich feinem Geschmack. Sie sind nicht so strenge Befolger des Islam und erlauben ihrer zur Lustigkeit aufgelegten Gemütsart eine ziemlich milde Auslegung des Koran. Die Japanesen könnten gleichsam als die Engländer dieses Weltteils angesehen werden, aber kaum in einer andern Eigenschaft als ihrer Standhaftigkeit, die bis zur äußersten Halsstarrigkeit ausartet, ihrer Tapferkeit und Verachtung des Todes. Übrigens zeigen sie wenig Merkmale eines feineren Gefühls an sich. Die Inder haben einen herrschenden Geschmack von Fratzen von derjenigen Art, die ins Abenteuerliche einschlägt. Ihre Religion besteht aus Fratzen. Götzenbilder von ungeheurer Gestalt, der unschätzbare Zahn des mächtigen Affen Hanuman, die unnatürlichen Büssungen der Fakirs (heidnischer Bettelmönche) usw. sind in diesem Geschmack. Die willkürliche Aufopferung der Weiber in ebendemselben Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Mannes verzehrt, ist ein scheußliches Abenteuer. Welche läppische Fratzen enthalten nicht die weitschichtigen und ausstudierten Komplimente der Chinesen; selbst ihre Gemälde sind fratzenhaft und stellen wunderliche und unnatürliche Gestalten vor, dergleichen nirgends in der Welt anzutreffen sind. Sie haben auch ehrwürdige Fratzen, darum, weil sie von uraltem Gebrauch sind¹,

¹ Man begeht noch in Peking die Zeremonie, bei einer Sonnen-od. Mondfinsternis durch großes Geräusch den Drachen zu verjagen, der diese Himmelskörper verschlingen will, und behält einen elenden Gebrauch aus den ältesten Zeiten der Unwissenheit bei, ob man gleich jetzt besser belehrt ist.

und keine Völkerschaft in der Welt hat deren mehr als diese.

Die Neger von Afrika haben von der Natur kein Gefühl, welches über das Läppische stiege. Herr HUME fordert jedermann auf, ein einziges Beispiel anzuführen, da ein Neger Talente gewiesen habe, und behauptet: daß unter den Hunderttausenden von Schwarzen, die aus ihren Ländern anderwärts verführt werden, obgleich deren sehr viele auch in Freiheit gesetzt werden, dennoch nicht ein einziger jemals gefunden worden, der entweder in Kunst oder Wissenschaft oder irgendeiner andern rühmlichen Eigenschaft etwas Großes vorgestellt habe, obgleich unter den Weißen sich beständig welche aus dem niedrigsten Pöbel emporzuschwingen und durch vorzügliche Gaben in der Welt ein Ansehen erwerben. So wesentlich ist der Unterschied zwischen diesen zwei Menschengeschlechtern, und er scheint ebenso groß in Ansehung der Gemütsfähigkeiten als der Farbe nach zu sein. Die unter ihnen weit ausgebreitete Religion der Fetische ist vielleicht eine Art von Götzendienst, welcher so tief ins Läppische sinkt, als es nur immer von der menschlichen Natur möglich zu sein scheint. Eine Vogelfeder, ein Kuhhorn, eine Muschel oder jede andere gemeine Sache, sobald sie durch einige Worte eingeweiht worden, ist ein Gegenstand der Verehrung und der Anrufung in Eidschwüren. Die Schwarzen sind sehr eitel, aber auf Negerart, und so plauderhaft, daß sie mit Prügelein müssen auseinandergejagt werden.

Unter allen Wilden ist keine Völkerschaft, welche einen so erhabenen Gemütscharakter an sich zeigte, als die von Nordamerika. Sie haben ein starkes Gefühl für Ehre, und indem sie, um sie zu erjagen, wilde Abenteuer Hunderte von Meilen weit aufsuchen, so sind sie noch äußerst aufmerksam, den mindesten Abbruch derselben zu verhüten, wenn ihr ebenso harter Feind, nachdem er sie ergriffen hat, durch grausame

Qualen feige Seufzer von ihnen zu erzwingen sucht. Der kanadische Wilde ist übrigens wahrhaft und redlich. Die Freundschaft, die er errichtet, ist ebenso abenteuerlich und enthusiastisch, als was jemals aus den ältesten und fabelhaften Zeiten davon gemeldet worden. Er ist äußerst stolz, empfindet den ganzen Wert der Freiheit und erduldet selbst in der Erziehung keine Begegnung, welche ihm eine niedrige Unterwerfung empfinden ließe. LYKURGUS hat wahrscheinlich eben dergleichen Wilden Gesetze gegeben, und wenn ein Gesetzgeber unter den sechs Nationen aufstände, so würde man eine spartanische Republik sich in der neuen Welt erheben sehen; wie denn die Unternehmung der ARGONAUTEN von den Kriegszügen dieser Indianer wenig unterschieden ist, und JASON vor dem ATTAKAKULLAKULLA nichts als die Ehre eines griechischen Namens voraushat. Alle diese Wilden haben wenig Gefühl für das Schöne im moralischen Verstande, und die großmütige Vergebung einer Beleidigung, die zugleich edel und schön ist, ist als Tugend unter den Wilden völlig unbekannt, sondern wird wie eine elende Feigheit verachtet. Tapferkeit ist das größte Verdienst des Wilden, und Rache seine süßeste Wollust. Die übrigen Eingeborenen dieses Welttheils zeigen wenig Spuren eines Gemütscharakters, welcher zu feineren Empfindungen aufgelegt wäre, und eine außerordentliche Fühllosigkeit macht das Merkmal dieser Menschengattungen aus.

Betrachten wir das Geschlechterverhältnis in diesen Weltteilen, so finden wir, daß der Europäer einzig und allein das Geheimnis gefunden hat, den sinnlichen Reiz einer mächtigen Neigung mit so viel Blumen zu schmücken und mit so viel Moralischem zu durchflechten, daß er die Annehmlichkeiten desselben nicht allein überaus erhöht, sondern auch sehr anständig gemacht hat. Der Bewohner des Orients ist in diesem Punkte von sehr falschem Geschmacke. Indem er

keinen Begriff hat von dem sittlich Schönen, das mit diesem Triebe kann verbunden werden, so büßt er auch sogar den Wert des sinnlichen Vergnügens ein, und sein Harem ist ihm eine beständige Quelle von Unruhe. Er gerät auf allerlei verliebte Fratzen, worunter das eingebildete Kleinod eins der vornehmsten ist, dessen er sich vor allem zu versichern sucht, dessen ganzer Wert nur darin besteht, daß man es zerbricht, und von welchem man überhaupt in unserem Weltteil viel hämischen Zweifel hegt und zu dessen Erhaltung er sich sehr unbilliger und öfters ekelhafter Mittel bedient. Daher ist die Frauensperson daselbst jederzeit im Gefängnis, sie mag nun ein Mädchen sein oder einen barbarischen, untüchtigen und jederzeit argwöhnischen Mann haben. In den Ländern der Schwarzen: was kann man da Besseres erwarten, als was durchgängig daselbst angetroffen wird, nämlich das weibliche Geschlecht in der tiefsten Sklaverei? Ein Verzagter ist allemal ein strenger Herr über den Schwächeren, sowie auch bei uns derjenige Mann jederzeit ein Tyrann in der Küche ist, welcher außer seinem Hause sich kaum erkühnt, jemanden unter die Augen zu treten. Der Pater LABAT meldet zwar, daß ein Negerzimmermann, dem er das hochmütige Verfahren gegen seine Weiber vorgeworfen, geantwortet habe: *„Ihr Weißen seid rechte Narren, denn zuerst räumt ihr euren Weibern so viel ein, und hernach klagt ihr, wenn sie euch den Kopf toll machen“*; es ist auch, als wenn hierin so etwas wäre, was vielleicht verdiente, in Überlegung gezogen zu werden, allein kurzum, dieser Kerl war vom Kopf bis auf die Füße ganz schwarz, ein deutlicher Beweis, daß das, was er sagte, dumm war. Unter allen Wilden sind keine, bei denen das weibliche Geschlecht in größerem wirklichen Ansehen stände, als die von Kanada. Vielleicht übertreffen sie darin sogar unseren gesitteten Weltteil. Nicht als wenn man den Frauen daselbst demütige Aufwartungen machte; das sind nur Komplimente.

mente. Nein, sie haben wirklich zu befehlen. Sie versammeln sich und beratschlagen über die wichtigsten Anordnungen der Nation, über Krieg und Frieden. Sie schicken darauf ihre Abgeordneten an den männlichen Rat, und gemeiniglich ist ihre Stimme diejenige, welche entscheidet. Aber sie erkaufen diesen Vorzug teuer genug. Sie haben alle häuslichen Angelegenheiten auf dem Halse und nehmen an allen Beschwerlichkeiten der Männer mit Anteil.

Wenn wir zuletzt noch einige Blicke auf die Geschichte werfen, so sehen wir den Geschmack der Menschen wie einen PROTEUS stets wandelbare Gestalten annehmen. Die alten Zeiten der Griechen und Römer zeigen deutliche Merkmale eines echten Gefühls für das Schöne sowohl als das Erhabene in der Dichtkunst, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Gesetzgebung und selbst in den Sitten. Die Regierung der römischen Kaiser veränderte die edle sowohl als die schöne Einfachheit in das Prächtige und dann in den falschen Schimmer, wovon uns noch die Überbleibsel ihrer Beredsamkeit, Dichtkunst und selbst die Geschichte ihrer Sitten belehren können. Allmählich erlosch auch dieser Rest des feinem Geschmacks mit dem gänzlichen Verfall des Staates. Die Barbaren, nachdem sie ihrerseits ihre Macht befestigten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den gotischen nennt und der auf Fratzen auslief. Man sah nicht allein Fratzen in der Baukunst, sondern auch in den Wissenschaften und den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl, da es einmal durch falsche Kunst geführt ward, nahm eher eine jede andere natürliche Gestalt als die alte Einfachheit der Natur an, und war entweder beim Übertriebenen oder beim Läppischen. Der höchste Schwung, den das menschliche Genie nahm, um zu dem Erhabenen aufzusteigen, bestand in Abenteuern. Man sah geistliche und weltliche Abenteurer und oftmals eine widrige und ungeheure Bastardart von beiden. Mönche

mit dem Meßbuch in einer und der Kriegesfahne in der andern Hand, denen ganze Heere betrogener Schlachtopfer folgten, um in andern Himmelsgegenden und in einem heiligeren Boden ihre Gebeine verscharren zu lassen, eingeweihte Krieger, durch feierliche Gelübde zur Gewalttätigkeit und Missetaten geheiligt, in der Folge eine seltsame Art von heroischen Phantasten, welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und romantische Handlungen. Während dieser Zeit ward die Religion zusamt den Wissenschaften und Sitten durch elende Fratzen entstellt, und man bemerkt, daß der Geschmack nicht leichtlich auf einer Seite ausartet, ohne auch in allem übrigen, was zum feineren Gefühl gehört, deutliche Zeichen seiner Verderbnis darzulegen. Die Klostergelübde machten aus einem großen Teil nutzbarer Menschen zahlreiche Gesellschaften emsiger Müßiggänger, deren grüblerische Lebensart sie geschickt machte, tausend Schulfratzen auszuhecken, welche von da in größere Welt ausgingen und ihre Art verbreiteten. Endlich, nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unsern Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edlen, sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen, aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edlen Einfalt entferne, vornehmlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimnis der Erziehung dem alten Wahne entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in den Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer tätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinigkeit bloß auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmack zu beurteilen.

Träume eines Geistersehers

Ein Vorbericht,
der sehr wenig für die Ausführung verspricht.

Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten. Hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können. Hypochondrische Dünste, Ammenmärchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauzeug nicht ermangeln. Die Philosophen zeichnen den Grundriß, und ändern ihn wiederum, oder verwerfen ihn, wie ihre Gewohnheit ist. Nur das heilige Rom hat daselbst einträgliche Provinzen; die zwei Kronen des unsichtbaren Reichs stützen die dritte, als das hinfällige Diadem seiner irdischen Hoheit, und die Schlüssel, welche die beiden Pforten der andern Welt aufthun, öffnen zugleich sympathetisch die Kasten der gegenwärtigen. Dergleichen Rechtsame des Geisterreichs, insofern es durch die Gründe der Staatsklugheit bewiesen ist, erheben sich weit über alle ohnmächtige Einwürfe der Schulweisen, und ihr Gebrauch oder Mißbrauch ist schon zu ehrwürdig, als daß er sich einer so verworfenen Prüfung auszusetzen nötig hätte. Allein die gemeinen Erzählungen, die so viel Glauben finden und wenigstens so schlecht bestritten sind, weswegen laufen sie so ungenützt oder ungeahndet umher, und schleichen sich selbst in die Lehrverfassungen ein, ob

sie gleich den Beweis vom Vorteil hergenommen (*argumentum ab utili*) nicht vor sich haben, welcher der überzeugendste unter allen ist? Welcher Philosoph hat nicht einmal, zwischen den Beteuerungen eines vernünftigen und festüberredeten Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann? Soll er die Richtigkeit aller solcher Geistererscheinungen gänzlich ableugnen? Was kann er für Gründe anführen, sie zu widerlegen?

Soll er auch nur eine einzige dieser Erzählungen als wahrscheinlich einräumen? Wie wichtig wäre ein solches Geständnis, und welche erstaunliche Folgen sieht man hieraus, wenn auch nur eine solche Begebenheit als bewiesen vorausgesetzt werden könnte? Es ist wohl noch ein dritter Fall übrig, nämlich sich mit dergleichen vorwitzigen oder müßigen Fragen gar nicht zu bemengen und sich an das Nützliche zu halten. Weil dieser Anschlag aber vernünftig ist, so ist er jederzeit von gründlichen Gelehrten durch die Mehrheit der Stimmen verworfen worden.

Da es eben sowohl ein dummes Vorurteil ist, von vielem, das mit einigem Schein der Wahrheit erzählt wird, ohne Grund nichts zu glauben, als von dem, was das gemeine Gerüchte sagt, ohne Prüfung alles zu glauben, so ließ sich der Verfasser dieser Schrift um dem ersten Vorurteile auszuweichen, zum Teil von dem letzteren fortschleppen. Er bekennet mit einer gewissen Demütigung, daß er so treuherzig war, der Wahrheit einiger Erzählungen von der erwähnten Art nachzuspüren. Er fand — — — wie gemeiniglich, wo man nichts zu suchen hat — — — er fand nichts. Nun ist dieses wohl an sich selbst schon eine hinlängliche Ursache, ein Buch zu schreiben; allein, es kam noch dasjenige hinzu, was bescheidenen Verfassern schon mehrmalen Bücher abgedrungen hat, das ungestüme Anhalten bekannter und unbekannter

Freunde. Über dem war ein großes Werk gekauft, und welches noch schlimmer ist, gelesen worden, und diese Mühe sollte nicht verloren sein. Daraus entstand nun die gegenwärtige Abhandlung, welche, wie man sich schmeichelt, den Leser nach der Beschaffenheit der Sache völlig befriedigen soll, indem er das vornehmste nicht verstehen, das andere nicht glauben, das übrige aber belachen wird.

Der erste Teil,
welcher dogmatisch ist.

Erstes Hauptstück.

Ein verwickelter metaphysischer Knoten,
den man nach Belieben auflösen
oder abhauen kann.

Wenn alles dasjenige, was von Geistern der Schulknabe herbetet, der große Haufe erzählt und der Philosoph demonstriert, zusammengenommen wird, so scheint es keinen kleinen Teil von unserm Wissen auszumachen. Nichtsdestoweniger getraue ich mich zu behaupten, daß, wenn es jemand einfiele, sich bei der Frage etwas zu verweilen: was denn das eigentlich für ein Ding sei, wovon man unter dem Namen eines Geistes so viel zu verstehen glaubt? er alle diese Vielwiser in die beschwerlichste Verlegenheit versetzen würde. Das methodische Geschwätz der hohen Schulen ist oftmals nur ein Einverständnis durch veränderliche Wortbedeutungen einer schwer zu lösenden Frage auszuweichen, weil das bequeme und mehrenteils vernünftige: Ich weiß nicht, auf Akademien nicht leichtlich gehört wird. Gewisse neuere Weltweise, wie sie

sich gerne nennen lassen, kommen sehr leicht über diese Frage hinweg. Ein Geist, heißt es, ist ein Wesen, welches Vernunft hat. So ist es denn also keine Wundergabe Geister zu sehen; denn wer Menschen sieht, der sieht Wesen, die Vernunft haben. Allein fährt man fort, dieses Wesen, was im Menschen Vernunft hat, ist nur ein Teil vom Menschen, und dieser Teil, der ihn belebt, ist ein Geist. Wohlan denn: ehe ihr also beweist, daß nur ein geistiges Wesen Vernunft haben könne, so sorget doch, daß ich zuvörderst verstehe, was ich mir unter einem geistigen Wesen für einen Begriff zu machen habe. Diese Selbsttäuschung, ob sie gleich grob genug ist, um mit halb offenen Augen bemerkt zu werden, ist doch von sehr begreiflichem Ursprunge. Denn wovon man frühzeitig als ein Kind sehr viel weiß, davon ist man sicher, späterhin und im Alter nichts zu wissen und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchstens der Sophist seines Jugendwahns.

Ich weiß also nicht, ob es Geister gebe, ja was noch mehr ist, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geist bedeute. Da ich es indessen oft selbst gebraucht oder andere habe brauchen hören, so muß doch etwas darunter verstanden werden, es mag nun dieses Etwas ein Hirngespinnst oder was Wirkliches sein. Um diese versteckte Bedeutung auszuwickeln, so halte ich meinen schlecht verstandenen Begriff an allerlei Fälle der Anwendung, und dadurch, daß ich bemerke, auf welchen er trifft und welchem er zuwider ist, verhoffe ich, dessen verborgenen Sinn zu entfalten.¹

¹ Wenn der Begriff eines Geistes von unseren eigenen Erfahrungsbegriffen abgesondert wäre, so würde das Verfahren ihn deutlich zu machen leicht sein, indem man nur diejenigen Merkmale anzuzeigen hätte, welche uns die Sinne an dieser Art Wesen offenbarten, und wodurch wir sie von materiellen Dingen unterscheiden. Nun aber wird von Geistern geredet, selbst dann, wenn man zweifelt, ob es dergleichen Wesen gebe. Also kann der Be-

Nehmt etwa einen Raum von einem Kubikfuß, und setzt, es sei etwas, das diesen Raum erfüllt, d. i., dem Eindringen jedes andern Dinges widersteht, so wird niemand das Wesen, was auf solche Weise im Raum ist, geistig nennen. Es würde offenbar materiell heißen, weil es ausgedehnt, undurchdringlich, und, wie alles Körperliche, der Teilbarkeit und den Gesetzen des Stoßes unterworfen ist. Bis dahin sind wir noch auf dem gebahnten Gleise anderer Philosophen. Allein denkt euch ein einfaches Wesen und gebt ihm zugleich Vernunft; wird dies alsdann die Bedeutung des Wortes Geist gerade ausfüllen? Damit ich dieses entdecke, so will ich die Vernunft dem besagten einfachen Wesen als eine innere Eigenschaft lassen, vorjetzo es aber nur in äußeren Verhältnissen betrachten. Und nunmehr frage ich: wenn ich diese einfache Substanz in jenen Raum vom Kubikfuß, der voll Materie ist, setzen will, wird alsdann ein einfaches Element derselben den Platz räumen müssen, damit ihn dieser Geist erfülle? Meint ihr, ja? wohlan, so wird der gedachte Raum um

griff von der geistigen Natur nicht als ein von der Erfahrung abstrahierter behandelt werden. Fragt ihr aber: wie ist man denn zu diesem Begriff überhaupt gekommen, wenn es nicht durch Abstraktion geschehen ist? Ich antworte: viele Begriffe entspringen durch geheime und dunkle Schlüsse bei Gelegenheit der Erfahrungen und pflanzen sich nachher auf andere fort ohne Bewußtsein der Erfahrung selbst oder des Schlusses, welcher den Begriff über dieselbe erreicht hat. Solche Begriffe kann man erschlichene nennen. Dergleichen sind viele, die zum Teil nichts als ein Wahn der Einbildung, zum Teil auch wahr sind, indem auch dunkle Schlüsse nicht immer irren. Der Redegebrauch und die Verbindung eines Ausdrucks mit verschiedenen Erzählungen, in denen jederzeit einerlei Hauptmerkmal anzutreffen ist, geben ihm eine bestimmte Bedeutung, welche folglich nur dadurch kann entfaltet werden, daß man diesen versteckten Sinn durch eine Vergleichung mit allerlei Fällen der Anwendung, die mit ihm einstimmig sind oder ihm widerstreiten, aus seiner Dunkelheit hervorzieht.

einen zweiten Geist einzunehmen, ein zweites Elementarteilchen verlieren müssen und so wird endlich, wenn man fortfährt, ein Kubikfuß Raum von Geistern erfüllt sein, deren Klumpe ebensowohl durch Undurchdringlichkeit widersteht, als wenn er voll Materie wäre, und ebenso wie diese der Gesetze des Stoßes fähig sein muß. Nun würden aber dergleichen Substanzen, ob sie gleich in sich Vernunftkraft haben mögen, doch äußerlich von den Elementen der Materie gar nicht unterschieden sein, bei denen man auch nur die Kräfte ihrer äußeren Gegenwart kennt, und was zu ihren inneren Eigenschaften gehören mag, gar nicht weiß. Es ist also außer Zweifel, daß eine solche Art einfacher Substanzen nicht geistige Wesen heißen würden, davon Klumpen zusammengeballt werden könnten. Ihr werdet also den Begriff eines Geistes nur beibehalten können, wenn ihr euch Wesen gedenkt, die sogar in einem von Materie erfüllten Raume gegenwärtig sein können;¹ Wesen also, welche die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit nicht an sich haben und deren so viele, als man auch will, vereinigt niemals ein solides Ganze ausmachen. Einfache Wesen von dieser Art werden immaterielle Wesen und, wenn sie Vernunft haben, Geister genannt werden. Einfache Substanzen

¹ Man wird hier leichtlich gewahr: daß ich nur von Geistern, die als Teile zum Weltganzen gehören, und nicht von dem unendlichen Geiste rede, der der Urheber und Erhalter desselben ist. Denn der Begriff von der geistigen Natur des letzteren ist leicht, weil er lediglich negativ ist und darin besteht, daß man die Eigenschaften der Materie an ihm verneinet, die einer unendlichen und schlechterdings notwendigen Substanz widerstreiten. Dagegen bei einer geistigen Substanz, die mit der Materie in Vereinigung sein soll, wie z. E. der menschlichen Seele, äußert sich die Schwierigkeit: daß ich eine wechselseitige Verknüpfung derselben mit körperlichen Wesen zu einem Ganzen denken, und dennoch die einzige bekannte Art der Verbindung, welche unter materiellen Wesen stattfindet, aufheben soll.

aber, deren Zusammensetzung ein undurchdringliches und ausgedehntes Ganzes gibt, werden materielle Einheiten, ihr Ganzes aber Materie heißen. Entweder der Name eines Geistes ist ein Wort ohne allen Sinn, oder seine Bedeutung ist die angezeigte.

Von der Erklärung, was der Begriff eines Geistes enthalte, ist der Schritt noch ungemein weit zu dem Satze, daß solche Naturen wirklich, ja auch nur möglich seien. Man findet in den Schriften der Philosophen recht gute Beweise, darauf man sich verlassen kann: daß alles was da denkt, einfach sein müsse, daß eine jede vernünftig denkende Substanz eine Einheit der Natur sei, und das unteilbare Ich nicht könne in einem Ganzen von viel verbundenen Dingen verteilt sein. Meine Seele wird also eine einfache Substanz sein. Aber es bleibt durch diesen Beweis noch immer unausgemacht, ob sie von der Art derjenigen sei, die in dem Raume vereinigt ein ausgedehntes und undurchdringliches Ganzes geben und also materiell, oder ob sie immateriell und folglich ein Geist sei, ja sogar, ob eine solche Art Wesen, als diejenige, so man geistige nennt, nur möglich sei.

Und hierbei kann ich nicht umhin vor übereilten Entschlüssen zu warnen, welche in den tiefsten und dunkelsten Fragen sich am leichtesten eindringen. Was nämlich zu den gemeinen Erfahrungsbegriffen gehört, das pflegt man gemeinlich so anzusehen, als ob man auch seine Möglichkeit einsehe. Dagegen was von ihnen abweicht und durch keine Erfahrung auch nicht einmal der Analogie nach verständlich gemacht werden kann, davon kann man sich freilich keinen Begriff machen, und darum pflegt man es gern als unmöglich sofort zu verwerfen. Alle Materie widersteht in dem Raume ihrer Gegenwart und heißt darum undurchdringlich. Daß dieses geschehe, lehrt die Erfahrung, und die Abstraktion von dieser Erfahrung bringt in uns auch den allgemeinen Begriff der Materie hervor.

Dieser Widerstand aber, den Etwas in dem Raume seiner Gegenwart leistet, ist auf solche Weise wohl erkannt, allein darum nicht begriffen. Denn es ist derselbe, so wie alles, was einer Tätigkeit entgegenwirkt, eine wahre Kraft und, da ihre Richtung derjenigen entgegensteht, wonach die fortgezogenen Linien der Annäherung zielen, so ist sie eine Kraft der Zurückstoßung, welche der Materie und folglich auch ihren Elementen muß beigelegt werden. Nun wird sich ein jeder Vernünftige bald bescheiden, daß hier die menschliche Einsicht zu Ende sei. Denn nur durch die Erfahrung kann man innwerden, daß Dinge der Welt, welche wir materiell nennen, eine solche Kraft haben, niemals aber die Möglichkeit derselben begreifen. Wenn ich nun Substanzen anderer Art setze, die mit anderen Kräften im Raume gegenwärtig sind, als mit jener treibenden Kraft, deren Folge die Undurchdringlichkeit ist, so kann ich freilich eine Tätigkeit derselben, welche keine Analogie mit meinen Erfahrungsvorstellungen hat, gar nicht in Concreto denken, und indem ich ihnen die Eigenschaften nehme, den Raum, in dem sie wirken, zu erfüllen, so steht mir ein Begriff ab, wodurch mir sonst die Dinge denklich sind, welche in meine Sinne fallen, und es muß daraus notwendig eine Art von Undenklichkeit entspringen. Allein diese kann darum nicht als eine erkannte Unmöglichkeit angesehen werden, eben darum, weil das Gegenteil seiner Möglichkeit nach gleichfalls uneingesehen bleiben wird, ob zwar dessen Wirklichkeit in die Sinne fällt.

Man kann demnach die Möglichkeit immaterieller Wesen annehmen ohne Besorgnis widerlegt zu werden, wiewohl auch ohne Hoffnung, diese Möglichkeit durch Vernunftgründe beweisen zu können. Solche geistige Naturen würden im Raume gegenwärtig sein, so daß derselbe dem ungeachtet vor körperlichen Wesen immer durchdringlich bliebe, weil ihre Gegenwart wohl

eine Wirksamkeit im Raume, aber nicht dessen Erfüllung, d. i. einen Widerstand als den Grund der Solidität enthielte. Nimmt man nun eine solche einfache geistige Substanz an, so würde man unbeschadet ihrer Unteilbarkeit sagen können: daß der Ort ihrer unmittelbaren Gegenwart nicht ein Punkt, sondern selbst ein Raum sei. Denn um die Analogie zu Hilfe zu rufen, so müssen notwendig selbst die einfachen Elemente der Körper ein jegliches ein Räumchen in dem Körper erfüllen, der ein proportionierter Teil seiner ganzen Ausdehnung ist, weil Punkte gar nicht Teile, sondern Grenzen des Raumes sind. Da diese Erfüllung des Raumes vermittelt einer wirksamen Kraft (der Zurückstoßung) geschieht und also nur einen Umfang der größeren Tätigkeit, nicht aber eine Vielheit der Bestandteile des wirksamen Subjekts anzeigt, so widerstreitet sie gar nicht der einfachen Natur derselben, obgleich freilich die Möglichkeit hiervon nicht weiter kann deutlich gemacht werden, welches niemals bei den ersten Verhältnissen der Ursachen und Wirkungen angeht. Ebenso wird mir zum wenigsten keine erweisliche Unmöglichkeit entgegenstehen, obschon die Sache selbst unbegreiflich bleibt, wenn ich behaupte: daß eine geistige Substanz, ob sie gleich einfach ist, dennoch einen Raum einnehme (d. i. in ihm unmittelbar tätig sein könne), ohne ihn zu erfüllen, (d. i. materiellen Substanzen darin Widerstand zu leisten.) Auch würde eine solche immaterielle Substanz nicht ausgedehnt genannt werden müssen, so wenig wie es die Einheiten der Materie sind; denn nur dasjenige, was abgesondert von allem und für sich allein existierend einen Raum einnimmt, ist ausgedehnt; die Substanzen aber, welche Elemente der Materie sind, nehmen einen Raum nur durch die äußere Wirkung in andere ein, für sich besonders aber, wo keine anderen Dinge in Verknüpfung mit ihnen gedacht werden, und da in ihnen selbst auch nichts außer einander Befindliches

anzutreffen ist, enthalten sie keinen Raum. Dieses gilt von Körperelementen. Dieses würde auch von geistigen Naturen gelten. Die Grenzen der Ausdehnung bestimmen die Figur. An ihnen würde also keine Figur gedacht werden können. Dieses sind schwer einzusehende Gründe der vermuteten Möglichkeit immaterieller Wesen in dem Weltganzen. Wer im Besitze leichter Mittel ist, die zu dieser Einsicht führen können, der versage seinen Unterricht einem Lernbegierigen nicht, vor dessen Augen im Fortschritt der Untersuchung sich öfters Alpen erheben, wo andre einen ebenen und gemächlichen Fußsteig vor sich sehen, den sie fortwandern oder zu wandern glauben.

Gesetzt nun, man hätte bewiesen, die Seele des Menschen sei ein Geist (wiewohl aus dem vorigen zu sehen ist, daß ein solcher Beweis noch niemals geführt worden), so würde die nächste Frage, die man tun könnte, etwa diese sein: Wo ist der Ort dieser menschlichen Seele in der Körperwelt? Ich würde antworten: derjenige Körper, dessen Veränderungen meine Veränderungen sind, dieser Körper ist mein Körper, und der Ort desselben ist zugleich mein Ort. Setzt man die Frage weiter fort, wo ist denn dein Ort (der Seele) in diesem Körper? so würde ich etwas verhängliches in dieser Frage vermuten. Denn man bemerkt leicht, daß darin etwas schon vorausgesetzt werde, was nicht durch Erfahrung bekannt ist, sondern vielleicht auf eingebildeten Schlüssen beruht: nämlich, daß mein denkendes Ich in einem Orte sei, der von den Örtern anderer Teile desjenigen Körpers, der zu meinem Selbst gehört, unterschieden wäre. Niemand aber ist sich eines besonderen Ortes in seinem Körper unmittelbar bewußt, sondern desjenigen, den er als Mensch in Ansehung der Welt umher einnimmt. Ich würde mich also an der gemeinen Erfahrung halten und vorläufig sagen: wo ich empfinde, da bin ich. Ich bin ebenso unmittelbar in der Fingerspitze wie in dem Kopfe. Ich

bin es selbst, der in der Ferse leidet und welchem das Herz im Affekte klopft. Ich fühle den schmerzhaftesten Eindruck nicht an einem Gehirnnerven, wenn mich mein Leichdorn peinigt, sondern am Ende meiner Zehen. Keine Erfahrung lehrt mich, einige Teile meiner Empfindung von mir für entfernt zu halten, mein unteilbares Ich in ein mikroskopisch kleines Plätzchen des Gehirnes zu versperren, um von da aus das Hebezeug meiner Körpermachine in Bewegung zu setzen oder dadurch selbst getroffen zu werden. Daher würde ich einen strengen Beweis verlangen, um dasjenige ungereimt zu finden, was die Schullehrer sagten: meine Seele ist ganz im ganzen Körper und ganz in jedem seiner Teile. Der gesunde Verstand bemerkt oft die Wahrheit eher, als er die Gründe einsieht, dadurch er sie beweisen oder erläutern kann. Der Einwurf würde mich auch nicht gänzlich irre machen, wenn man sagte, daß ich auf solche Art die Seele ausgedehnt und durch den ganzen Körper verbreitet gedächte, so ungefähr wie sie den Kindern in der gemalten Welt abgebildet wird. Denn ich würde dieses Hindernis dadurch wegräumen, daß ich bemerkte: die unmittelbare Gegenwart in einem ganzen Raume beweise nur eine Sphäre der äußern Wirksamkeit, aber nicht eine Vielheit innerer Teile, mithin auch keine Ausdehnung oder Figur, als welche nur statt finden, wenn in einem Wesen für sich allein gesetzt ein Raum ist, d. i. Teile anzutreffen sind, die sich außerhalb einander befinden. Endlich würde ich entweder dieses wenige von der geistigen Eigenschaft meiner Seele wissen, oder, wenn man es nicht einwilligte, auch zufrieden sein, davon gar nichts zu wissen.

Wollte man diesen Gedanken die Unbegreiflichkeit, oder, welches bei den meisten für einerlei gilt, ihre Unmöglichkeit vorrücken, so könnte ich es auch geschehen lassen. Alsdann würde ich mich zu den Füßen dieser Weisen niederlassen, um sie also reden zu hören: Die

Seele des Menschen hat ihren Sitz im Gehirne und ein unbeschreiblich kleiner Platz in demselben ist ihr Aufenthalt.¹ Dasselbst empfindet sie wie die Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, die Nerven des Gehirns

¹ Man hat Beispiele von Verletzungen, dadurch ein guter Teil des Gehirns verloren ging, ohne daß es dem Menschen das Leben oder die Gedanken gekostet hat. Nach der gemeinen Vorstellung, die ich hier anführe, würde ein Atom desselben nur dürfen entführt oder aus der Stelle gerückt werden, um in einem Augenblick den Menschen zu entseelen. Die herrschende Meinung, der Seele einen Platz im Gehirn anzuweisen, scheint hauptsächlich ihren Ursprung darin zu haben, daß man bei starkem Nachsinnen deutlich fühlt, daß die Gehirnnerven angestrengt werden. Allein, wenn dieser Schluß richtig wäre, so würde er auch noch andere Orte der Seele beweisen. In der Bangigkeit oder der Freude scheint die Empfindung ihren Sitz im Herzen zu haben. Viele Affekte, ja die meisten äußern ihre Hauptstärke im Zwerchfell. Das Mitleiden bewegt die Eingeweide, und andere Instinkte äußern ihren Ursprung und ihre Empfindsamkeit in anderen Organen. Die Ursache, daß man die nachdenkende Seele vornehmlich im Gehirn zu empfinden glaubt, ist vielleicht diese: Alles Nachsinnen erfordert die Vermittlung der Zeichen für die zu erweckenden Ideen, um in deren Begleitung und Unterstützung dessen den erforderlichen Grad Klarheit zu geben. Die Zeichen unserer Vorstellungen aber sind vornehmlich solche, die entweder durchs Gehör oder das Gesicht empfangen sind, welche beide Sinne durch die Eindrücke im Gehirn bewegt werden, indem ihre Organe auch diesem Teile am nächsten liegen. Wenn nun die Erweckung dieser Zeichen, welche *CARTESIUS ideas materiales* nennt, eigentlich eine Reizung der Nerven zu einer ähnlichen Bewegung mit derjenigen ist, welche die Empfindung ehemals hervorbrachte, so wird das Gewebe des Gehirns im Nachdenken vornehmlich genötigt werden mit vormaligen Eindrücken harmonisch zu beben und dadurch ermüdet werden. Denn wenn das Denken zugleich effektiv ist, so empfindet man nicht allein Anstrengungen des Gehirns, sondern zugleich Angriffe der reizbaren Teile, welche sonst mit den Vorstellungen der in Leidenschaft versetzten Seele in Sympathie stehen.

stoßen oder erschüttern sie, dadurch verursachen sie aber, daß nicht dieser unmittelbare Eindruck, sondern der, so auf ganz entlegene Teile des Körpers geschieht, jedoch als ein außerhalb dem Gehirne gegenwärtiges Objekt vorgestellt wird. Aus diesem Sitze bewegt sie auch die Seile und Hebel der ganzen Maschine und verursacht willkürliche Bewegungen nach ihrem Belieben. Dergleichen Sätze lassen sich nur sehr seicht, oder gar nicht beweisen, und weil die Natur der Seele im Grunde nicht bekannt genug ist, auch nur ebenso schwach widerlegen. Ich würde also mich in keine Schulgezänke einlassen, wo gemeiniglich beide Teile alsdann am meisten zu sagen haben, wenn sie von ihrem Gegenstande gar nichts verstehen; sondern ich würde lediglich den Folgerungen nachgehen, auf die mich eine Lehre von dieser Art leiten kann. Weil also nach den mir angepriesenen Sätzen meine Seele, in der Art wie sie im Raume gegenwärtig ist, von jedem Element der Materie nicht unterschieden wäre und die Verstandeskraft eine innere Eigenschaft ist, welche ich in diesen Elementen doch nicht wahrnehmen könnte, wenn gleich selbige in ihnen allen angetroffen würde, so könnte kein tauglicher Grund angeführt werden, weswegen nicht meine Seele eine von den Substanzen sei, welche die Materie ausmachen, und warum nicht ihre besonderen Erscheinungen lediglich von dem Orte herrühren sollten, den sie in einer künstlichen Maschine, wie der tierische Körper ist, einnimmt, wo die Nervenvereinigung der innern Fähigkeit des Denkens und der Willkür zu statten kommt. Alsdann aber würde man kein eigentümliches Merkmal der Seele mehr mit Sicherheit erkennen, welches sie von dem rohen Grundstoffe der körperlichen Naturen unterschiede. LEIBNIZENS scherzhafter Einfall, nach welchem wir vielleicht im Kaffee Atome verschlucken, woraus Menschenseelen werden sollen, wäre nicht mehr ein Gedanke zum Lachen. Würde aber auf solchen

Fall dieses denkende Ich nicht dem gemeinem Schicksale materieller Naturen unterworfen sein und wie es durch den Zufall aus dem Chaos aller Elemente gezogen worden, um eine tierische Maschine zu beleben, warum sollte es, nachdem diese zufällige Vereinigung aufgehört hat, nicht auch künftig dahin wiederum zurückkehren? Es ist bisweilen nötig, den Denker, der auf unrechtem Wege ist, durch die Folgen zu erschrecken, damit er aufmerksamer auf die Grundsätze werde, durch welche er sich gleichsam träumend hat fortführen lassen.

Ich gestehe, daß ich sehr geneigt sei, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen.¹ Alsdann aber wie geheimnisvoll wird nicht die Gemeinschaft zwischen einem Geiste und einem Körper? aber wie natürlich ist nicht zugleich diese Unbe-

¹ Der Grund hiervon, der mir selbst sehr dunkel ist und wahrscheinlich auch so bleiben wird, trifft zugleich auf das empfindende Wesen in den Tieren. Was in der Welt ein Prinzipium des Lebens enthält, scheint immaterieller Natur zu sein. Denn alles Leben beruht auf dem inneren Vermögen, sich selbst nach Willkür zu bestimmen. Da hingegen das wesentliche Merkmal der Materie in der Erfüllung des Raumes durch eine notwendige Kraft besteht, die durch äußere Gegenwirkung beschränkt ist: daher der Zustand alles dessen, was materiell ist, äußerlich abhängig und gezwungen ist, diejenigen Naturen aber, die selbsttätig und aus ihrer inneren Kraft wirksam den Grund des Lebens enthalten sollen, kurz diejenigen, deren eigene Willkür sich von selber zu bestimmen und zu verändern vermögend ist, schwerlich materieller Natur sein können. Man kann vernünftigerweise nicht verlangen, daß eine so unbekannt Art Wesen, die man größtenteils nur hypothetisch erkennt, in den Abteilungen ihrer verschiedenen Gattungen sollte begriffen werden; zum wenigsten sind diejenigen immateriellen Wesen, die den Grund des tierischen Lebens enthalten, von denjenigen unterschieden, die in ihrer Selbsttätigkeit Vernunft begreifen und Geister genannt werden.

greiflichkeit, da unsere Begriffe äußerer Handlungen von denen der Materie abgezogen worden und jederzeit mit den Bedingungen des Druckes oder Stoßes verbunden sind, die hier nicht stattfinden. Denn wie sollte wohl eine immaterielle Substanz der Materie im Wege liegen, damit diese in ihrer Bewegung auf einen Geist stoße, und wie können körperliche Dinge Wirkungen auf ein fremdes Wesen ausüben, das ihnen nicht Undurchdringlichkeit entgegenstellt, oder welches sie auf keine Weise hindert, sich in demselben Raume, darin es gegenwärtig ist, zugleich zu befinden? Es scheint, ein geistiges Wesen sei der Materie innigst gegenwärtig, mit der es verbunden ist, und wirke nicht auf diejenigen Kräfte der Elemente, womit diese untereinander in Verhältnissen sind, sondern auf das innere Prinzipium ihres Zustandes. Denn eine jede Substanz, selbst ein einfaches Element der Materie, muß doch irgend eine innere Tätigkeit als den Grund der äußerlichen Wirksamkeit haben, wenn ich gleich nicht anzugeben weiß, worin solche bestehe.¹ Andererseits würde bei solchen Grundsätzen die Seele auch in diesen inneren Bestimmungen als Wirkungen den Zustand

¹ LEIBNIZ sagte, dieser innere Grund aller seiner äußeren Verhältnisse und ihrer Veränderungen sei eine Vorstellungskraft, und spätere Philosophen empfingen diesen unausgeführten Gedanken mit Gelächter. Sie hätten aber nicht übel getan, wenn sie vorher bei sich überlegt hätten, ob denn eine Substanz, die ein einfacher Teil der Materie ist, ohne allen inneren Zustand möglich sei, und wenn sie dann diesen etwa nicht ausschließen wollten, so würde ihnen obgelegen haben, irgend einen anderen möglichen inneren Zustand zu ersinnen, als den der Vorstellungen und der Tätigkeiten, die von ihnen abhängig sind. Jedermann sieht von selber, daß, wenn man auch den einfachen Elementarteilen der Materie ein Vermögen dunkler Vorstellungen zugesteht, daraus noch keine Vorstellungskraft der Materie selbst folge, weil viel Substanzen von solcher Art in einem Ganzen verbunden, doch niemals eine denkende Einheit ausmachen können.

des Universum anschauend erkennen, der die Ursache derselben ist. Welche Notwendigkeit aber verursache, daß ein Geist und ein Körper zusammen Eines ausmache, und welche Gründe bei gewissen Zerstörungen diese Einheit wiederum aufheben, diese Fragen übersteigen nebst verschiedenen anderen sehr weit meine Einsicht, und wie wenig ich auch sonst dreist bin, meine Verstandesfähigkeit an den Geheimnissen der Natur zu messen, so bin ich gleichwohl zuversichtlich genug, keinen noch so fürchterlich ausgerüsteten Gegner zu scheuen (wenn ich sonst einige Neigung zum Streiten hätte), um in diesem Falle mit ihm den Versuch der Gegen Gründe im Widerlegen zu machen, der bei den Gelehrten eigentlich die Geschicklichkeit ist, einander das Nichtwissen zu demonstrieren.

Zweites Hauptstück.

Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröffnen.

Der Initiat hat schon den groben und an den äußerlichen Sinnen klebenden Verstand zu höheren und abgezogenen Begriffen gewöhnt und nun kann er geistige und von körperlichem Zeuge enthüllte Gestalten in derjenigen Dämmerung sehen, womit das schwache Licht der Metaphysik das Reich der Schatten sichtbar macht. Wir wollen daher, nach der beschwerlichen Vorbereitung, welche überstanden ist, uns auf den gefährlichen Weg wagen.

— *Ibant obscuri sub nocte per umbras,
Perque domos Ditis vacuas et inania regna.*

VIRGILIUS.

Die tote Materie, welche den Weltraum erfüllt, ist ihrer eigentümlichen Natur nach im Stande der Trägheit

und der Beharrlichkeit in einerlei Zustände, sie hat Solidität, Ausdehnung und Figur, und ihre Erscheinungen, die auf allen diesen Gründen beruhen, lassen eine physische Erklärung zu, die zugleich mathematisch ist und zusammen mechanisch genannt wird. Wenn man andererseits seine Achtsamkeit auf diejenige Art Wesen richtet, welche den Grund des Lebens in dem Weltganzen enthalten, die um deswillen nicht von der Art sind, daß sie als Bestandteile den Klumpen und die Ausdehnung der leblosen Materie vermehren, noch von ihr nach den Gesetzen der Berührung und des Stoßes leiden, sondern vielmehr durch innere Tätigkeit sich selbst und überdem den toten Stoff der Natur rege machen, so wird man, wo nicht mit der Deutlichkeit einer Demonstration, doch wenigstens mit der Vorempfindung eines nicht ungeübten Verstandes, sich von dem Dasein immaterieller Wesen überredet finden, deren besondere Wirkungsgesetze pneumatisch, und so fern die körperlichen Wesen Mittelursachen ihrer Wirkungen in der materiellen Welt sind, organisch genannt werden. Da diese immateriellen Wesen selbsttätige Prinzipien sind, mithin Substanzen und für sich bestehende Naturen, so ist diejenige Folge, auf die man zunächst gerät, diese: daß sie, untereinander unmittelbar vereinigt, vielleicht ein großes Ganzes ausmachen mögen, welches man die immaterielle Welt (*mundus intelligibilis*) nennen kann. Denn mit welchem Grunde der Wahrscheinlichkeit wollte man wohl behaupten, daß dergleichen Wesen von einander ähnlicher Natur nur vermittelt anderer (körperlichen Dinge) von fremder Beschaffenheit in Gemeinschaft stehen könnten, indem dieses letztere noch viel rätselhafter als das erste ist.

Diese immaterielle Welt kann also als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen werden, deren Teile untereinander in wechselseitiger Verknüpfung und Gemeinschaft stehen, auch ohne Vermittelung körperliche

Dinge, so daß dieses letztere Verhältnis zufällig ist und nur einigen zukommen darf, ja, wo sie auch angetroffen wird, nicht hindert, daß nicht eben die immateriellen Wesen, welche durch die Vermittlung der Materie in einander wirken, außer diesem noch in einer besonderen und durchgängigen Verbindung stehen, und jederzeit untereinander als immaterielle Wesen wechselseitige Einflüsse ausüben, so daß das Verhältnis derselben vermittels der Materie nur zufällig und auf einer besonderen göttlichen Anstalt beruht, jene hingegen natürlich und unauflöslich ist.

Indem man denn auf solche Weise alle Prinzipien des Lebens in der ganzen Natur, als so viel unkörperliche Substanzen untereinander in Gemeinschaft, aber auch zum Teil mit der Materie vereinigt zusammennimmt, so gedenkt man sich ein großes Ganzes der immateriellen Welt; eine unermeßliche aber unbekannte Stufenfolge von Wesen und tätigen Naturen, durch welche der tote Stoff der Körperwelt allein belebt wird. Bis auf welche Glieder aber der Natur Leben ausgebreitet sei, und welche diejenigen Grade desselben seien, die zunächst an die völlige Lebllosigkeit grenzen, ist vielleicht unmöglich jemals mit Sicherheit auszumachen. Der Hylozoismus belebt alles, der Materialismus dagegen, wenn er genau erwogen wird, tötet alles. MAUPERTUIS maß den organischen Nahrungsteilchen aller Tiere den niedrigsten Grad Leben bei; andere Philosophen sehen an ihnen nichts als tote Klumpen, welche nur dienen, das Hebezeug der tierischen Maschinen zu vergrößern. Das ungezweifelte Merkmal des Lebens an dem, was in unsre äußeren Sinne fällt, ist wohl die freie Bewegung, die da blicken läßt, daß sie aus Willkür entsprungen sei; allein der Schluß ist nicht sicher, daß, wo dieses Merkmal nicht angetroffen wird, auch kein Grad des Lebens befindlich sei. BOERHAVE sagt an einem Orte: Das Tier ist eine Pflanze, die ihre Wurzeln im Magen (inwendig) hat. Viel-

leicht könnte ein anderer ebenso ungetadelt mit diesen Begriffen spielen und sagen: Die Pflanze ist ein Tier, das seinen Magen in der Wurzel (äußerlich) hat. Daher auch den letzteren die Organe der willkürlichen Bewegung und mit ihnen die äußerlichen Merkmale des Lebens fehlen können, die doch den ersteren notwendig sind, weil ein Wesen, welches die Werkzeuge seiner Ernährung in sich hat, sich selbst seinem Bedürfnis gemäß muß bewegen können, dasjenige aber, an welchem dieselbe außerhalb und in dem Elemente seiner Unterhaltung eingesenkt sind, schon genugsam durch äußere Kräfte erhalten wird, und, wenn es gleich ein Prinzipium des innern Lebens in der Vegetation enthält, doch keine organische Einrichtung zur äußerlichen willkürlichen Tätigkeit bedarf. Ich verlange nichts von allem diesem auf Beweisgründen, denn außerdem, daß ich sehr wenig zum Vorteil von dergleichen Mutmaßungen würde zu sagen haben, so haben sie noch als bestäubte veraltete Grillen den Spott der Mode wider sich. Die Alten glaubten nämlich dreierlei Art vom Leben annehmen zu können, das pflanzenartige, das tierische und das vernünftige. Wenn sie die drei immateriellen Prinzipien derselben in dem Menschen vereinigten, so möchten sie wohl Unrecht haben, wenn sie aber solche unter die dreierlei Gattungen der wachsenden und ihres Gleichen erzeugenden Geschöpfe verteilten, so sagten sie freilich wohl etwas unerweisliches, aber darum noch nicht ungereimtes, vornehmlich in dem Urteile desjenigen, der das besondere Leben, der von einigen Tieren abgetrenneten Teile, die Irritabilität, diese sowohl erwiesene, aber auch zugleich so unerklärliche Eigenschaft der Fasern eines tierischen Körpers und einiger Gewächse, und endlich die nahe Verwandtschaft der Polypen und andrer Zoophyten mit den Gewächsen in Betracht ziehen wollte. Übrigens ist die Berufung auf immaterielle Prinzipien eine Zuflucht der faulen Philosophie und darum auch die Er-

klärungsart in diesem Geschmacke nach aller Möglichkeit zu vermeiden, damit diejenigen Gründe der Welterscheinungen, welche auf den Bewegungsgesetzen der bloßen Materie beruhen, und welche auch einzig und allein der Begreiflichkeit fähig sind, in ihrem ganzen Umfange erkannt werden. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß STAHL, welcher die tierischen Veränderungen gerne organisch erklärt, oftmals der Wahrheit näher sei, als HOFMANN, BOERHAVE u. a. m. welche die immateriellen Kräfte aus dem Zusammenhange lassen, sich an die mechanischen Gründe halten und hierin einer mehr philosophischen Methode folgen, die wohl bisweilen fehlt, aber mehrmalen zutrifft, und die auch allein in der Wissenschaft von nützlicher Anwendung ist, wenn anderseits von dem Einflusse der Wesen von unkörperlicher Natur höchstens nur erkannt werden kann, daß er da sei, niemals aber wie er zugehe und wie weit sich seine Wirksamkeit erstrecke.

So würde denn also die immaterielle Welt zuerst alle erschaffenen Intelligenzen, deren einige mit der Materie zu einer Person verbunden sind, andre aber nicht, in sich befassen, überdem die empfindenden Subjekte in allen Tierarten, und endlich alle Prinzipien des Lebens, welche sonst noch in der Natur wo sein mögen, ob dieses sich gleich durch keine äußerliche Kennzeichen der willkürlichen Bewegung offenbarte. Alle diese immateriellen Naturen, sage ich, sie mögen nun ihre Einflüsse in der Körperwelt ausüben oder nicht, alle vernünftigen Wesen, deren zufälliger Zustand tierisch ist, es sei hier auf der Erde oder in andern Himmelskörpern, sie mögen das rohe Zeug der Materie jetzt oder künftig beleben oder ehemals belebt haben, würden nach diesen Begriffen in einer ihrer Natur gemäßen Gemeinschaft stehen, die nicht auf den Bedingungen beruht, wodurch das Verhältnis der Körper eingeschränkt ist und wo die Entfernung der Örter oder der Zeitalter, welche in der sichtbaren Welt die

große Kluft ausmacht, die alle Gemeinschaft aufhebt, verschwindet. Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zwei Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, so ferne sie zu persönlicher Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und erteilt, so daß, so bald jene Verbindung aufgehört hat, die Gemeinschaft, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt und sich ihrem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müßte.¹

Es wird mir nachgerade beschwerlich, immer die behutsame Sprache der Vernunft zu führen. Warum sollte es mir nicht auch erlaubt sein im akademischen Tone zu reden, der entscheidender ist und so wohl den Verfasser als den Leser des Nachdenkens überhebt,

¹ Wenn man von dem Himmel als dem Sitze der Seligen redet, so setzt die gemeine Vorstellung ihn gern über sich, hoch in dem unermesslichen Weltraume. Man bedenkt aber nicht, daß unsere Erde aus diesen Gegenden gesehen, auch als einer von den Sternen des Himmels erscheine, und daß die Bewohner anderer Welten mit eben so gutem Grunde nach uns hin zeigen könnten und sagen, sehet da den Wohnplatz ewiger Freuden und einen himmlischen Aufenthalt, welcher zubereitet ist, uns dereinst zu empfangen. Ein wunderlicher Wahn nämlich macht, daß der hohe Flug, den die Hoffnung nimmt, immer mit dem Begriffe des Steigens verbunden ist, ohne zu bedenken, daß, so hoch man auch gestiegen ist, man doch wieder sinken müsse, um allenfalls in einer anderen Welt wieder festen Fuß zu fassen. Nach den angeführten Begriffen aber würde der Himmel eigentlich die Geisterwelt sein, oder, wenn man will, der selige Teil derselben, und diese würde man weder über sich noch unter sich zu suchen haben, weil ein solches immaterielles Ganzes nicht nach den Entfernungen oder Nahheiten gegen körperliche Dinge, sondern in geistigen Verknüpfungen seiner Teile untereinander vorgestellt werden muß, wenigstens die Glieder derselben sich nur nach solchen Verhältnissen ihrer selbst bewußt sind.

welches über lang oder kurz beide nur zu einer verdrießlichen Unentschlossenheit führen muß. Es ist demnach so gut als demonstriert oder es könnte leicht bewiesen werden, wenn man weitläufig sein wollte, oder noch besser: es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfangen, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange alles wohl steht. Andererseits ist es auch wahrscheinlich, daß die geistigen Naturen unmittelbar keine sinnliche Empfindung von der Körperwelt mit Bewußtsein haben können, weil sie mit keinem Teil der Materie zu einer Person verbunden sind, um sich vermittelt desselben ihres Orts in dem materiellen Weltganzen und durch künstliche Organe des Verhältnisses der ausgedehnten Wesen gegen sich und gegen einander bewußt zu werden, daß sie aber wohl in die Seelen der Menschen als Wesen von einerlei Natur einfließen können und auch wirklich jederzeit mit ihr in wechselseitiger Gemeinschaft stehen, doch so, daß in der Mitteilung der Vorstellungen diejenige, welche die Seele als ein von der Körperwelt abhängendes Wesen in sich enthält, nicht in andere geistigen Wesen, und die Begriffe der letzteren, als anschauende Vorstellungen von immateriellen Dingen nicht in das klare Bewußtsein des Menschen übergehen können, wenigstens nicht in ihrer eigentlichen Beschaffenheit, weil die Materialien zu beiderlei Ideen von verschiedener Art sind.

Es würde schön sein, wenn eine dergleichen systematische Verfassung der Geisterwelt, als wir sie vorstellen, nicht lediglich aus dem Begriffe von der geistigen Natur überhaupt, der gar zu sehr hypothetisch ist, sondern aus irgend einer wirklichen und allgemein zugestandenen Beobachtung könnte geschlossen, oder auch nur

wahrscheinlich vermutet werden. Daher wage ich es, auf die Nachsicht des Lesers einen Versuch von dieser Art hier einzuschalten, der zwar etwas außer meinem Wege liegt und auch von der Evidenz weit genug entfernt ist, gleichwohl aber zu nicht unangenehmen Vermutungen Anlaß zu geben scheint.

Unter den Kräften, die das menschliche Herz bewegen, scheinen einige der mächtigsten außerhalb demselben zu liegen, die also nicht etwa als bloße Mittel sich auf Eigennützigkeit und Privatbedürfnis, als auf ein Ziel, das innerhalb dem Menschen selbst liegt, beziehen, sondern welche machen, daß die Tendenzen unserer Regungen den Brennpunkt ihrer Vereinigung außer uns in andere vernünftige Wesen versetzen; woraus ein Streit zweier Kräfte entspringt, nämlich der Eigenheit, die alles auf sich bezieht, und der Gemeinnützigkeit, dadurch das Gemüt gegen andere außer sich getrieben oder gezogen wird. Ich halte mich bei dem Triebe nicht auf, vermöge dessen wir so stark und so allgemein am Urteile anderer hängen, und fremde Billigung oder Beifall zur Vollendung des unsrigen von uns selbst so nötig zu sein erachten, woraus, wenn gleich bisweilen ein übelverstandener Ehrenwahn entspringt, dennoch selbst in der uneigennützigsten und wahrhaftesten Gemütsart ein geheimer Zug verspürt wird, dasjenige, was man für sich selbst als gut oder wahr erkennt, mit dem Urteil andrer zu vergleichen und beide einstimmig zu machen, imgleichen eine jede menschliche Seele auf dem Erkenntniswege gleichsam anzuhalten, wenn sie einen andern Fußsteig zu gehen scheint, als den wir eingeschlagen haben, welches alles vielleicht eine empfundene Abhängigkeit unsrer eigenen Urteile vom allgemeinen menschlichen Verstande ist, und ein Mittel wird, dem ganzen denkenden Wesen eine Art von Vernunftseinheit zu verschaffen.

Ich übergehe aber diese sonst nicht unerhebliche Betrachtung und halte mich von jetzt an eine andere,

welche einleuchtender und beträchtlicher ist, so viel es unsere Absicht betrifft. Wenn wir äußere Dinge auf unser Bedürfnis beziehen, so können wir dieses nicht tun, ohne uns zugleich durch eine gewisse Empfindung gebunden und eingeschränkt zu fühlen, die uns merken läßt, daß in uns gleichsam ein fremder Wille wirksam sei und unser eigenes Belieben die Bedingung von äußerer Bestimmung nötig habe. Eine geheime Macht nötigt uns unsre Absicht zugleich auf anderer Wohl oder nach fremder Willkür zu richten, ob dieses gleich öfters ungerne geschieht, und der eigennützigen Neigung stark widerstreitet, und der Punkt, wohin die Richtungslinien unserer Triebe zusammenlaufen, ist also nicht bloß in uns, sondern es sind noch Kräfte, die uns bewegen in dem Wollen anderer außer uns. Daher entspringen die sittlichen Antriebe, die uns oft wider den Dank des Eigennutzes fortreißen, das starke Gesetz der Schuldigkeit und das schwächere der Gütigkeit, deren jede uns manche Aufopferung abdringt, und obgleich beide dann und wann durch eigennützige Neigung überwogen werden, doch nirgends in der menschlichen Natur ermangeln, ihre Wirklichkeit zu äußern. Dadurch sehen wir uns in den geheimsten Bewegungsgründen abhängig von der Regel des allgemeinen Willens, und es entspringt daraus in der Welt aller denkenden Naturen eine moralische Einheit und systematische Verfassung nach bloß geistigen Gesetzen. Will man diese in uns empfundene Nötigung unseres Willens zur Einstimmung mit dem allgemeinen Willen das sittliche Gefühl nennen, so redet man davon nur als von einer Erscheinung dessen, was in uns wirklich vorgeht, ohne die Ursachen derselben auszumachen. So nannte NEWTON das sichere Gesetz der Bestrebungen aller Materie sich einander zu nähern die Gravitation derselben, indem er seine mathematischen Demonstrationen nicht in eine verdrießliche Teilnahme an philosophischen Streitigkeiten ver-

flechten wollte, die sich über die Ursache derselben ereignen können. Gleichwohl trug er kein Bedenken diese Gravitation als eine wahre Wirkung einer allgemeinen Tätigkeit der Materie ineinander zu behandeln und gab ihr daher auch den Namen der Anziehung. Sollte es nicht möglich sein, die Erscheinung der sinnlichen Antriebe in den denkenden Naturen, wie solche sich aufeinander wechselweise beziehen, gleichfalls als die Folge einer wahrhaftig tätigen Kraft, dadurch geistige Naturen ineinander einfließen, vorzustellen, so daß das sittliche Gefühl diese empfundene Abhängigkeit des Privatwillens vom allgemeinen Willen wäre, und eine Folge der natürlichen und allgemeinen Wechselwirkung, dadurch die immaterielle Welt ihre sittliche Einheit erlangt, indem sie sich nach den Gesetzen dieses ihr eigenen Zusammenhanges zu einem System von geistiger Vollkommenheit bildet. Wenn man diesen Gedanken so viel Scheinbarkeit zugesteht als erforderlich ist, um die Mühe zu verdienen sie an ihren Folgen zu messen, so wird man vielleicht durch den Reiz derselben unvermerkt in einige Parteilichkeit gegen sie verflochten werden. Denn es scheinen in diesem Falle die Unregelmäßigkeiten mehrenteils zu verschwinden, die sonst bei dem Widerspruch der moralischen und physischen Verhältnisse der Menschen hier auf der Erde so befremdlich in die Augen fallen. Alle Moralität der Handlungen kann nach der Ordnung der Natur niemals ihre vollständige Wirkung in dem leiblichen Leben des Menschen haben, wohl aber in der Geisterwelt nach pneumatischen Gesetzen. Die wahren Absichten, die geheimen Beweggründe vieler aus Ohnmacht fruchtlosen Bestrebungen, der Sieg über sich selbst oder auch bisweilen die verborgene Tücke bei scheinbarlich guten Handlungen, sind mehrenteils für den physischen Erfolg in dem körperlichen Zustande verloren, sie würden aber auf solche Weise in der immateriellen Welt als fruchtbare Gründe

angesehen werden müssen, und in Ansehung ihrer nach pneumatischen Gesetzen zu Folge der Verknüpfung des Privatwillens und des allgemeinen Willens, d. i. der Einheit und des Ganzen der Geisterwelt, eine der sittlichen Beschaffenheit der freien Willkür angemessene Wirkung ausüben oder auch gegenseitig empfangen. Denn weil das Sittliche der Tat den innern Zustand des Geistes betrifft, so kann es auch natürlicherweise nur in der unmittelbaren Gemeinschaft der Geister, die der ganzen Moralität adäquate Wirkung nach sich ziehen. Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben dem sittlichen Zustande zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universum einnehmen müßte, so wie nach den Gesetzen der Bewegung die Materien des Weltraumes sich in solche Ordnung gegeneinander setzen, die ihren Körperkräften gemäß ist.¹ Wenn denn endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war, und die gesamten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in den Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus einem Stücke

¹ Die aus dem Grunde der Moralität entspringenden Wechselwirkungen des Menschen und der Geisterwelt, nach den Gesetzen des pneumatischen Einflusses, könnte man darein setzen, daß daraus natürlicherweise eine nähere Gemeinschaft einer guten oder bösen Seele mit guten und bösen Geistern entspringe und jene dadurch sich selbst dem Teile der geistigen Republik zugesellten, die ihrer sittlichen Beschaffenheit gemäß ist, mit der Theilnehmung an allen Folgen, die daraus nach der Ordnung der Natur entstehen mögen.

sein und ein stetiges Ganzes ausmachen, selbst nach der Ordnung der Natur. Dieser letztere Umstand ist von besonderer Erheblichkeit. Denn in einer Vermutung nach bloßen Gründen der Vernunft ist es eine große Schwierigkeit, wenn man, um den Übelstand zu heben, der aus der unvollendeten Harmonie zwischen der Moralität und ihren Folgen in dieser Welt entspringt, zu einem außerordentlichen göttlichen Willen seine Zuflucht nehmen muß; weil, so wahrscheinlich auch das Urteil über denselben nach unseren Begriffen von der göttlichen Weisheit sein mag, immer ein starker Verdacht übrig bleibt, daß die schwachen Begriffe unseres Verstandes vielleicht auf den Höchsten sehr verkehrt übertragen worden, da des Menschen Obiegenheit nur ist, von dem göttlichen Willen zu urteilen, aus der Wohlgereimtheit, die er wirklich in der Welt wahrnimmt, oder welche er nach der Regel der Analogie, gemäß der Naturordnung, darin vermuten kann, nicht aber nach dem Entwurfe seiner eigenen Weisheit, den er zugleich dem göttlichen Willen zur Vorschrift macht, befugt ist, neue und willkürliche Anordnungen in der gegenwärtigen oder künftigen Welt zu ersinnen.

Wir lenken nunmehr unsere Betrachtung wiederum in den vorigen Weg ein und nähern uns dem Ziele, welches wir uns vorgesetzt hatten. Wenn es sich mit der Geisterwelt und dem Anteile, den unsre Seele an ihr hat, so verhält, wie der Abriß, den wir erteilten, ihn vorstellt; so scheint fast nichts befremdlicher zu sein, als daß die Geistergemeinschaft nicht eine ganz allgemeine und gewöhnliche Sache ist, und das Außerordentliche betrifft fast mehr die Seltenheit der Erscheinungen, als die Möglichkeit derselben. Diese Schwierigkeit läßt sich indessen ziemlich gut heben, und ist zum Teil auch schon gehoben worden. Denn die Vorstellung, die die Seele des Menschen von sich

selbst als einem Geiste durch ein immaterielles Anschauen hat, indem sie sich im Verhältnis gegen Wesen von ähnlicher Natur betrachtet, ist von derjenigen ganz verschieden, da ihr Bewußtsein sich selbst als einen Menschen vorstellt, durch ein Bild, das seinen Ursprung aus dem Eindrücke körperlicher Organe hat, und welches Verhältnis gegen keine anderen als materiellen Dinge vorgestellt wird. Es ist demnach zwar einerlei Subjekt, was der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht ebendieselbe Person, weil die Vorstellungen der einen, ihrer verschiedenen Beschaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen von denen der andern Welt sind, und daher, was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert wird, und umgekehrt mein Zustand als eines Menschen in die Vorstellung meiner selbst als eines Geistes gar nicht hinein kommt. Übrigens mögen die Vorstellungen von der Geisterwelt so klar und anschauend sein, wie man will,¹ so ist dieses doch nicht

¹ Man kann dieses durch eine gewisse Art von zweifacher Persönlichkeit, die der Seele selbst in Ansehung dieses Lebens zukommt, erläutern. Gewisse Philosophen glauben, sich ohne den mindesten besorglichen Einspruch auf den Zustand des festen Schlafes berufen zu können, wenn sie die Wirklichkeit dunkler Vorstellungen beweisen wollen, da sich doch nichts weiter hiervon mit Sicherheit sagen läßt, als daß wir uns im Wachen keiner von denjenigen erinnern, die wir im festen Schlaf etwa mochten gehabt haben, und daraus nur soviel folgt, daß sie beim Erwachen nicht klar vorgestellt worden, nicht aber, daß sie auch damals, als wir schliefen, dunkel waren. Ich vermute vielmehr, daß dieselbe klarer und ausbreiteter sein mögen, als selbst die klarsten im Wachen; weil dieses bei der völligen Ruhe äußerer Sinne von einem so tätigen Wesen, als die Seele ist, zu erwarten ist, wiewohl, da der Körper des Menschen zu der Zeit nicht empfunden ist, beim Erwachen die begleitende Idee desselben ermangelt, welche den vorigen Zustand der Gedanken, als eben derselben Person gehörig zum Bewußtsein verhelfen könnte. Die Handlungen einiger Schlaf-

hinlänglich, um mir deren als Mensch bewußt zu werden; wie denn sogar die Vorstellung seiner selbst (d. i. der Seele) als eines Geistes wohl durch Schlüsse erworben wird, bei keinem Menschen aber ein anschauer und Erfahrungsbegriff ist.

Diese Ungleichartigkeit der geistigen Vorstellungen und derer, die zum leiblichen Leben des Menschen gehören, darf indessen nicht als ein so großes Hindernis angesehen werden, daß sie alle Möglichkeit aufhebe, sich bisweilen der Einflüsse von seiten der Geisterwelt sogar in diesem Leben bewußt zu werden. Denn sie können in das persönliche Bewußtsein des Menschen zwar nicht unmittelbar, aber doch so übergehen, daß sie nach dem Gesetz der vergesellschaftenden Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind, und analogische Vorstellungen unsrer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch deren Symbole sind. Denn es ist doch immer ebendieselbe Substanz, die zu dieser Welt sowohl als zu der andern wie ein Glied gehört und beiderlei Art von Vorstellungen gehören zu demselben Subjekte und sind miteinander verknüpft. Die Möglichkeit hiervon können wir einigermaßen dadurch faßlich machen, wenn wir betrachten, wie unsere höheren Vernunftbegriffe, welche sich den geistigen ziemlich nähern, ge-

wanderer, welche bisweilen in solchem Zustand mehr Verstand als sonst zeigen, ob sie gleich nichts davon beim Erwachen erinnern, bestätigt die Möglichkeit dessen, was ich vom festen Schlafe vermute. Die Träume dagegen, das ist, die Vorstellungen des Schlafenden, deren er sich beim Erwachen erinnert, gehören nicht hierher. Denn alsdann schläft der Mensch nicht völlig; er empfindet in einem gewissen Grade klar und webt seine Geisteshandlungen in die Eindrücke der äußeren Sinne. Daher er sich ihrer zum Teil nachher erinnert, aber auch an ihnen lauter wilde und abgeschmackte Chimären antrifft, wie sie notwendig sein müssen, da in ihnen Ideen der Phantasie und die der äußeren Empfindung untereinander geworfen sind.

wöhnlichermaßen gleichsam ein körperlich Kleid annehmen, um sich in Klarheit zu setzen. Daher die moralischen Eigenschaften der Gottheit unter den Vorstellungen des Zorns, der Eifersucht, der Barmherzigkeit, der Rache und dgl. vorgestellt werden; daher personifizieren Dichter die Tugenden, Laster oder andre Eigenschaften der Natur, doch so, daß die wahre Idee des Verstandes hindurchscheint; so stellt der Geometra die Zeit durch eine Linie vor, obgleich Raum und Zeit nur eine Übereinkunft in Verhältnissen haben und also wohl der Analogie nach, niemals aber der Qualität nach miteinander übereintreffen; daher nimmt die Vorstellung der göttlichen Ewigkeit selbst bei Philosophen den Schein einer unendlichen Zeit an, so sehr wie man sich auch hütet beide zu vermengen, und eine große Ursache, weswegen die Mathematiker gemeiniglich abgeneigt sind, die LEIBNIZschen Monaden einzuräumen, ist wohl diese, daß sie nicht umhin können, sich an ihnen kleine Klümpchen vorzustellen. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß geistige Empfindungen in das Bewußtsein übergehen könnten, wenn sie Phantasien erregen, die mit ihnen verwandt sind. Auf diese Art würden Ideen, die durch einen geistigen Einfluß mitgeteilt sind, sich in die Zeichen derjenigen Sprache einkleiden, die der Mensch sonst im Gebrauch hat, die empfundene Gegenwart eines Geistes in das Bild einer menschlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt in Phantasien, die unsere Sinne sonst im Leben vergnügen, usw.

Diese Art der Erscheinungen kann gleichwohl nicht etwas gemeines und gewöhnliches sein, sondern sich nur bei Personen ereignen, deren Organe¹ eine ungewöhnlich große Reizbarkeit haben, die Bilder der Phantasie dem inneren Zustande der Seele gemäß durch

¹ Ich verstehe hierunter nicht die Organe der äußeren Empfindung, sondern das Sensorium der Seele, wie man es nennt, d. i. denjenigen Teil des Gehirns, dessen Be-

harmonische Bewegung mehr zu verstärken, als gewöhnlicherweise bei gesunden Menschen geschieht und auch geschehen soll. Solche seltsame Personen würden in gewissen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenstände als außer ihnen angefochten sein, welche sie für eine Gegenwart von geistigen Naturen halten würden, die auf ihre körperliche Sinne fele, obgleich hierbei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch so, daß die Ursache davon ein wahrhafter geistiger Einfluß ist, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, sondern sich nur durch verwandte Bilder der Phantasie, welche den Schein der Empfindungen annehmen, zum Bewußtsein offenbart. Die Erziehungsbegriffe oder auch mancher sonst eingeschlichene Wahn würden hierbei ihre Rolle spielen, wo Verblendung mit Wahrheit untermengt wird und eine wirkliche geistige Empfindung zwar zugrunde liegt, die doch in Schattenbilder der sinnlichen Dinge umgeschaffen wurden. Man wird aber auch zugeben, daß die Eigenschaft auf solche Weise die Eindrücke der Geisterwelt in diesem Leben zum klaren Anschauen auszuwickeln, schwerlich wozu nützen könne; weil dabei die geistige Empfindung notwendig so genau in das Hirngespinnst der Einbildung verwebt wird, daß es unmöglich sein muß, in derselben das Wahre von den groben Blendwerken, die es umgeben, zu unterscheiden. Imgleichen würde ein solcher Zustand, da er ein verändertes Gleichgewicht in den Nerven voraussetzt, welche sogar durch die Wirksamkeit der bloß geistig empfindenden Seele in unnatürliche Bewegung versetzt werden, eine wirkliche Krankheit anzeigen. Endlich würde es gar nicht befremdlich sein, an einem Geisterseher zugleich einen Phantasten anzutreffen, zum wenigsten in Ansehung der begleitenden Bilder

wegung die mancherlei Bilder und Vorstellungen der denkenden Seele zu begleiten pflegt, wie die Philosophen dafür halten.

von diesen seinen Erscheinungen, weil Vorstellungen, die ihrer Natur nach fremd und mit denen im leiblichen Zustande des Menschen unvereinbar sind, sich hervordrängen, und übergepaarte Bilder in die äußere Empfindung hereinziehen, wodurch wilde Chimären und wunderliche Fratzen ausgeheckt werden, die in langem Geschlepe den betrogenen Sinnen vorgaukeln, ob sie gleich einen wahren geistigen Einfluß zum Grunde haben mögen.

Nunmehr kann man nicht verlegen sein, von den Gespenstererzählungen, die den Philosophen so oft in den Weg kommen, imgleichen allerlei Geistereinflüssen, von denen hier oder da die Rede geht, scheinbare Vernunftgründe anzugeben. Abgeschiedene Seelen und reine Geister können zwar niemals unseren äußeren Sinnen gegenwärtig sein noch sonst mit der Materie in Gemeinschaft stehen, aber wohl auf den Geist des Menschen, der mit ihnen zu einer großen Republik gehört, wirken, so, daß die Vorstellungen, welche sie in ihm erwecken, sich nach dem Gesetz seiner Phantasie in verwandte Bilder einkleiden, und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenstände als außer ihm erregen. Diese Täuschung kann einen jeden Sinn betreffen und so sehr dieselbe auch mit ungereimten Hirngespinsten untermengt wäre, so dürfte man sich dieses nicht abhalten lassen, hierunter geistige Einflüsse zu vermuten. Ich würde der Scharfsichtigkeit des Lesers zu nahe treten, wenn ich mich bei der Anwendung dieser Erklärungsart noch aufhalten wollte. Denn metaphysische Hypothesen haben eine so ungemeine Biagsamkeit an sich, daß man sehr ungeschickt sein müßte, wenn man die gegenwärtige nicht einer jeden Erzählung bequemen könnte, sogar ehe man ihre Wahrhaftigkeit untersucht hat, welches in vielen Fällen unmöglich und in noch mehreren sehr unhöflich ist. Wenn indessen die Vorteile und Nachteile ineinander gerechnet werden, die demjenigen erwachsen können,

der nicht allein für die sichtbare Welt, sondern auch für die unsichtbare in gewissem Grade organisiert ist (wofern es jemals einen solchen gegeben hat), so scheint ein Geschenk von dieser Art demjenigen gleich zu sein, womit JUNO den TIRESIAS beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen erteilen könnte. Denn nach den obigen Sätzen zu urteilen, kann die anschauende Kenntniss der andern Welt allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstand einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat. Ich weiß auch nicht, ob selbst gewisse Philosophen gänzlich von dieser harten Bedingung frei sein sollten, welche so fleißig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegenden hinrichten und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen, zum wenigsten mißgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich: daß ihnen irgend ein Mann von gutem Verstande und wenig Feinigkeit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem TYCHO DE BRAHE sein Kutscher antwortete, als jener meinte zur Nachtzeit nach den Sternen den kürzesten Weg fahren zu können: Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verstehen, hier aber auf der Erde seid ihr ein Narr.

Drittes Hauptstück.

Antikabbala.

Ein Fragment der gemeinen Philosophie,
die Gemeinschaft mit der Geisterwelt
aufzuheben.

ARISTOTELES sagt irgendwo: Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, träumen wir aber, so hat ein jeder seine eigne. Mich dünkt, man

sollte wohl den letzteren Satz umkehren und sagen können: wenn von verschiedenen Menschen ein jeglicher seine eigene Welt hat, so ist zu vermuten, daß sie träumen. Auf diesen Fuß, wenn wir die Luftbaumeister der mancherlei Gedankenwelten betrachten, deren jeglicher die seinige mit Ausschließung anderer ruhig bewohnt, denjenigen etwa, welcher die Ordnung der Dinge, so wie sie von WOLFEN aus wenig Bauzeug der Erfahrung aber mehr erschlichenen Begriffen gezimmert, oder die, so von CRUSIUS durch die magische Kraft einiger Sprüche vom Denklichen und Undenklichen aus Nichts hervorgebracht worden, bewohnen, so werden wir uns bei dem Widerspruche ihrer Visionen gedulden, bis diese Herren ausgeträumt haben. Denn wenn sie einmal, so Gott will, völlig wachen, d. i. zu einem Blicke, der die Einstimmung mit anderem Menschenverstande nicht ausschließt, die Augen aufthun werden, so wird niemand von ihnen etwas sehen, was nicht jedem andern gleichfalls bei dem Lichte ihrer Beweistümer augenscheinlich und gewiß erscheinen sollte, und die Philosophen werden zu derselbigen Zeit eine gemeinschaftliche Welt bewohnen, dergleichen die Größenlehrer schon längst inne gehabt haben, welche wichtige Begebenheit nicht lange mehr anstehen kann, wofern gewissen Zeichen und Vorbedeutungen zu trauen ist, die seit einiger Zeit über dem Horizonte der Wissenschaften erschienen sind.

In gewisser Verwandtschaft mit den Träumern der Vernunft stehen die Träumer der Empfindung, und unter dieselben werden gemeiniglich diejenigen, so bisweilen mit Geistern zu tun haben, gezählt, und zwar aus dem nämlichen Grunde wie die vorigen, weil sie etwas sehen, was kein andrer gesunder Mensch sieht, und ihre eigene Gemeinschaft mit Wesen haben, die sich niemanden sonst offenbaren, so gute Sinne er auch haben mag. Es ist auch die Benennung der Träumereien, wenn man voraussetzt, daß die gedach-

ten Erscheinungen auf bloße Hirngespinnste auslaufen, insofern passend, als die einen so gut wie die anderen selbst ausgeheckte Bilder sind, die gleichwohl als wahre Gegenstände die Sinne betrügen; allein wenn man sich einbildet, daß beide Täuschungen übrigens in ihrer Entstehungsart sich ähnlich genug wären, um die Quelle der einen auch zur Erklärung der andern zu reichend zu finden, so betrügt man sich sehr. Derjenige, der im Wachen sich in Erdichtungen und Chimären, welche seine stets fruchtbare Einbildung ausheckt, dermaßen vertieft, daß er auf die Empfindung der Sinne wenig acht hat, die ihm jetzt am meisten angelegen sind, wird mit Recht ein wachender Träumer genannt. Denn es dürfen nur die Empfindungen der Sinne noch etwas mehr in ihrer Stärke nachlassen, so wird er schlafen und die vorigen Chimären werden wahre Träume sein. Die Ursache, weswegen sie es nicht schon im Wachen sind, ist diese, weil er sie zu der Zeit als in sich, andre Gegenstände aber, die er empfindet, als außer sich vorstellt, folglich jene zu Wirkungen seiner eigenen Tätigkeit, diese aber zu demjenigen zählet, was er von außen empfängt und erleidet. Denn hierbei kommt es alles auf das Verhältnis an, darin die Gegenstände auf ihn selbst als einen Menschen, folglich auch auf seinen Körper gedacht werden. Daher können die nämlichen Bilder ihn im Wachen wohl sehr beschäftigen, aber nicht betrügen, so klar sie auch sein mögen. Denn ob er gleich alsdann eine Vorstellung von sich selbst und seinem Körper auch im Gehirne hat, gegen die er seine phantastischen Bilder in Verhältnis setzt, so macht doch die wirkliche Empfindung seines Körpers durch äußere Sinne gegen jene Chimären einen Kontrast oder Absteckung, um jene als von sich ausgeheckt, diese aber als empfunden anzusehen. Schlummert er hierbei ein, so erlischt die empfundene Vorstellung seines Körpers und es bleibt bloß die selbstgedichtete übrig, gegen

welche die anderen Chimären als in äußerem Verhältnis gedacht werden und auch so lange man schläft den Träumenden betrügen müssen, weil keine Empfindung da ist, die in Vergleichung mit jener das Urbild vom Schattenbilde, nämlich das äußere vom inneren unterscheiden ließe.

Von wachenden Träumern sind demnach die Geisterseher nicht bloß dem Grade, sondern der Art nach gänzlich unterschieden. Denn diese referieren im Wachen und oft bei der größten Lebhaftigkeit anderer Empfindungen gewisse Gegenstände unter die äußerlichen Stellen der andern Dinge, die sie wirklich um sich wahrnehmen und die Frage ist hier nur, wie es zugehe, daß sie das Blendwerk ihrer Einbildung außer sich versetzen, und zwar im Verhältnis auf ihren Körper, den sie auch durch äußere Sinne empfinden. Die große Klarheit ihres Hirngespinnstes kann hiervon nicht die Ursache sein, denn es kommt hier auf den Ort an, wohin es als ein Gegenstand versetzt ist, und daher verlange ich, daß man zeige, wie die Seele ein solches Bild, was sie doch als in sich enthalten, vorstellen sollte, in ein ganz ander Verhältnis, nämlich in einen Ort äußerlich und unter die Gegenstände versetze, die sich ihrer wirklichen Empfindung darbieten. Auch werde ich mich durch die Anführung andrer Fälle, die einige Ähnlichkeit mit solcher Täuschung haben, und etwa in fieberhaften Zustände vorfallen, nicht abfertigen lassen; denn gesund oder krank, wie der Zustand des Betrogenen auch sein mag, so will man nicht wissen, ob dergleichen auch sonst geschehe, sondern wie dieser Betrug möglich sei.

Wir finden aber bei dem Gebrauch der äußeren Sinne, daß über die Klarheit, darin die Gegenstände vorgestellt werden, man in der Empfindung auch ihren Ort mit begreife, vielleicht bisweilen nicht allemal mit gleicher Richtigkeit, dennoch als eine notwendige Bedingung der Empfindung, ohne welche es unmöglich

wäre, die Dinge als außer uns vorzustellen. Hierbei wird es sehr wahrscheinlich, daß unsere Seele das empfundene Objekt dahin in ihrer Vorstellung versetze, wo die verschiedenen Richtungslinien des Eindrucks, die dasselbe gemacht hat, wenn sie fortgezogen werden, zusammenstoßen. Daher sieht man einen strahlenden Punkt an demjenigen Orte, wo die von dem Auge in der Richtung des Einfalls der Lichtstrahlen zurückgezogenen Linien sich schneiden. Dieser Punkt, welchen man den Sehepunkt nennt, ist zwar in der Wirkung der Zerstreungspunkt, aber in der Vorstellung der Sammlungspunkt der Direktionslinien, nach welchen die Empfindung eingedrückt wird (*focus imaginarius*). So bestimmt man selbst durch ein einziges Auge einem sichtbaren Objekte den Ort, wie unter andern geschieht, wenn das Spektrum eines Körpers vermittelt eines Hohlspiegels in der Luft gesehen wird, gerade da, wo die Strahlen, welche aus einem Punkte des Objekts ausfließen, sich schneiden, ehe sie ins Auge fallen.¹

Vielleicht kann man ebenso bei den Eindrücken des Schalles, weil dessen Stöße auch nach geraden Linien geschehen, annehmen, daß die Empfindung desselben zugleich mit der Vorstellung eines *foci imaginarii* begleitet sei, der dahin gesetzt wird, wo die geraden Linien des in Bewegung gesetzten Nervengebäudes im

¹ So wird das Urteil, welches wir von dem scheinbaren Orte naher Gegenstände fällen, in der Sehekunst gemeinlich vorgestellt, und es stimmt auch sehr gut mit der Erfahrung. Indessen treffen eben dieselben Lichtstrahlen, die aus einem Punkte auslaufen, vermöge der Brechung in den Augenfechtigkeiten nicht divergierend auf die Sehnerven, sondern vereinigen sich daselbst in einem Punkte. Daher, wenn die Empfindung lediglich in diesem Nerv vorgeht, der *focus imaginarius* nicht außer dem Körper, sondern im Boden des Auges gesetzt werden müßte, welches eine Schwierigkeit macht, die ich jetzt nicht auflösen kann, und die mit den obigen Sätzen sowohl als mit der Erfahrung unvereinbar scheint.

Gehirne äußerlich fortgezogen, zusammenstoßen. Denn man bemerkt die Gegend und Weite eines schallenden Objekts einigermaßen, wenn der Schall gleich leise ist und hinter uns geschieht, obschon die geraden Linien, die von da gezogen werden können, eben nicht die Eröffnung des Ohrs treffen, sondern auf andre Stellen des Haupts fallen, so daß man glauben muß, die Richtungslinien der Erschütterung werden in der Vorstellung der Seele äußerlich fortgezogen, und das schallende Objekt in den Punkt ihres Zusammenstoßes versetzt. Ebendasselbe kann, wie mich dünkt, auch von den übrigen drei Sinnen gesagt werden, welche sich darin von dem Gesichte und Gehör unterscheiden, daß der Gegenstand der Empfindung mit den Organen in unmittelbarer Berührung steht und die Richtungslinien des sinnlichen Reizes daher in diesen Organen selbst ihren Punkt der Vereinigung haben.

Um dieses auf die Bilder der Einbildung anzuwenden, so erlaube man mir dasjenige, was CARTESIUS annahm und die mehrsten Philosophen nach ihm billigten, zum Grunde zu legen, nämlich, daß alle Vorstellungen der Einbildungskraft zugleich mit gewissen Bewegungen in dem Nervengewebe oder Nervengeiste des Gehirns begleitet sind, welche man *ideas materiales* nennt, d. i. vielleicht mit der Erschütterung oder Bebung des feinen Elements, welches von ihnen abgesondert wird, und die derjenigen Bewegung ähnlich ist, welche der sinnliche Eindruck machen könnte, wovon er die Kopie ist. Nun verlange ich aber, mir einzuräumen, daß der vornehmste Unterschied der Nervenbewegung in den Phantasien von der in der Empfindung darin bestehe, daß die Richtungslinien der Bewegung bei jenem sich innerhalb des Gehirns, bei diesem aber außerhalb schneiden; daher, weil der *focus imaginarius*, darin das Objekt vorgestellt wird, bei den klaren Empfindungen des Wachens außer mir, der von den Phantasien aber, die ich zu der Zeit etwa habe, in mir gesetzt

wird, ich, so lange ich wache, nicht fehlen kann, die Einbildungen als meine eigenen Hirngespinnste von dem Eindruck der Sinne zu unterscheiden.

Wenn man dieses einräumt, so dünkt mich, daß ich über diejenige Art von Störung des Gemüts, die man den Wahnsinn und im höhern Grade die Verrückung nennt, etwas Begreifliches zur Ursache anführen könne. Das eigentümliche dieser Krankheit besteht darin, daß der verworrene Mensch bloß Gegenstände seiner Einbildung außer sich versetzt und als wirklich vor ihm gegenwärtige Dinge ansieht. Nun habe ich gesagt: daß nach der gewöhnlichen Ordnung die Direktionlinien der Bewegung, die in dem Gehirne als materielle Hilfsmittel die Phantasie begleiten, sich innerhalb demselben durchschneiden müssen, und mithin der Ort, darin er sich seines Bildes bewußt ist, zur Zeit des Wachens in ihm selbst gedacht werde. Wenn ich also setze: daß durch irgend einen Zufall oder Krankheit gewisse Organe des Gehirns so verzogen und aus ihrem gehörigen Gleichgewicht gebracht seien, daß die Bewegung der Nerven, die mit einigen Phantasien harmonisch beben, nach solchen Richtungslinien geschieht, welche fortgezogen sich außerhalb des Gehirns durchkreuzen würden, so ist der *focus imaginarius* außerhalb des denkenden Subjekts gesetzt,¹ und das

¹ Man könnte als eine entfernte Ähnlichkeit mit dem angeführten Zufall, die Beschaffenheit der Trunkenen anführen, die in diesem Zustande mit beiden Augen doppelt sehen; darum, weil durch die Anschwellung der Blutgefäße ein Hindernis entspringt, die Augennachsen so zu richten, daß ihre verlängerten Linien sich im Punkte, worin das Objekt ist, schneiden. Ebenso mag die Verziehung der Hirngefäße, die vielleicht nur vorübergehend ist, und solange sie dauert, nur einige Nerven betrifft, dazu dienen, daß gewisse Bilder der Phantasie selbst im Wachen als außer uns erscheinen. Eine sehr gemeine Erfahrung kann mit dieser Täuschung verglichen werden. Wenn man nach vollbrachtem Schlaf mit einer Gemächlichkeit, die einem Schlummer nahe kommt und gleich-

Bild, welches ein Werk der bloßen Einbildung ist, wird als ein Gegenstand vorgestellt, der den äußeren Sinnen gegenwärtig wäre. Die Bestürzung über die vermeinte Erscheinung einer Sache, die nach der natürlichen Ordnung nicht zugegen sein sollte, wird, ob schon auch anfangs ein solches Schattenbild der Phantasie nur schwach wäre, bald die Aufmerksamkeit regemachen und der Scheinempfindung eine so große Lebhaftigkeit geben, die den betrogenen Menschen an der Wahrhaftigkeit nicht zweifeln läßt. Dieser Betrug kann einen jeden äußeren Sinn betreffen, denn von jeglichem haben wir kopierte Bilder in der Einbildung, und die Verrückung des Nervengewebes kann die Ursache werden, den *focus imaginarius* dahin zu versetzen, von wo der sinnliche Eindruck eines wirklich vorhandenen körperlichen Gegenstandes kommen würde. Es ist alsdann kein Wunder, wenn der Phantast manches sehr deutlich zu sehen oder zu hören glaubt, was niemand außer ihm wahrnimmt, imgleichen wenn diese Hirngespinnste ihm erscheinen und plötzlich verschwinden, oder indem sie etwa einem Sinne, z. B. dem Gesichte vorgaukeln, durch keinen andern, wie z. B. das Gesicht können empfunden werden, und daher durchdringlich scheinen. Die gemeinen Geistererzählungen laufen so sehr auf dergleichen Bestimmungen hinaus, daß sie den Verdacht ungemein rechtfertigen, sie könnten wohl aus einer solchen Quelle entsprungen sein. Und so ist auch der gangbare Begriff von geistigen Wesen, den wir oben aus dem gemeinen Rede-

sam mit gebrochenen Augen die mancherlei Fäden der Bettvorhänge oder des Bezuges oder die kleinen Flecken einer nahen Wand ansieht, so macht man sich daraus leicht Figuren von Menschengesichtern und dergleichen. Das Blendwerk hört auf, sobald man will und die Aufmerksamkeit anstrengt. Hier ist die Versetzung des *foci imaginarii* der Phantasien der Willkür einigermaßen unterworfen, da sie bei der Verrückung durch keine Willkür kann gehindert werden.

gebrauche herauswickelten, dieser Täuschung sehr gemäß und verleugnet seinen Ursprung nicht; weil die Eigenschaft einer durchdringlichen Gegenwart im Raume das wesentliche Merkmal dieses Begriffes ausmachen soll.

Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Erziehungsbegriffe von Geistergestalten dem kranken Kopfe die Materialien zu den täuschenden Einbildungen geben und daß ein von allen solchen Vorurteilen leeres Gehirn, wenn ihm gleich eine Verkehrtheit anwandelte, wohl nicht so leicht Bilder von solcher Art aushecken würde. Ferner sieht man daraus auch, daß, da die Krankheit des Phantasten nicht eigentlich den Verstand, sondern die Täuschung der Sinne betrifft, der Unglückliche seine Blendwerke durch kein Vernünfteln heben könne; weil die wahre oder scheinbare Empfindung der Sinne selbst vor allem Urtheil des Verstandes vorhergeht und eine unmittelbare Evidenz hat, die alle andre Überredung weit übertrifft.

Die Folge, die sich aus diesen Betrachtungen ergibt, hat dieses Ungelegene an sich, daß sie die tiefe Vermutung des vorigen Hauptstückes ganz entbehrlich macht und daß der Leser, so bereitwillig er auch sein mochte, den idealischen Einwürfen desselben einigen Beifall einzuräumen, dennoch den Begriff vorziehen wird, welcher mehr Gemächlichkeit und Kürze im Entscheiden bei sich führt und sich einen allgemeineren Beifall versprechen kann. Denn außer dem, daß es einer vernünftigen Denkungsart gemäßer zu sein scheint, die Gründe der Erklärung aus dem Stoffe herzunehmen, den die Erfahrung uns darbietet, als sich in schwindlichten Begriffen einer halb dichtenden, halb schließenden Vernunft zu verlieren, so äußert sich noch dazu auf dieser Seite einiger Anlaß zum Gespötte, welches, es mag nun begründet sein oder nicht, ein kräftigeres Mittel ist als irgend ein anderes, eitle Nachforschungen zurückzuhalten. Denn auf eine ernsthafte

Art über die Hirngespinnste der Phantasten Auslegungen machen zu wollen, gibt schon eine schlimme Vermutung und die Philosophie setzt sich in Verdacht, welche sich in so schlechter Gesellschaft betreffen läßt. Zwar habe ich oben den Wahnsinn in dergleichen Erscheinung nicht bestritten, vielmehr ihn zwar nicht als die Ursache einer eingebildeten Geistergemeinschaft, doch als eine natürliche Folge derselben damit verknüpft; allein was für eine Torheit gibt es doch, die nicht mit einer bodenlosen Weltweisheit könnte in Einstimmung gebracht werden? Daher verdenke ich es dem Leser keineswegs, wenn er, anstatt die Geisterseher für Halbbürger der anderen Welt anzusehen, sie kurz und gut als Kandidaten des Hospitals abfertigt und sich dadurch alles weiteren Nachforschens überhebt. Wenn nun aber alles auf solchen Fuß genommen wird, so muß auch die Art, dergleichen Adepten des Geisterreichs zu behandeln, von derjenigen nach den obigen Begriffen sehr verschieden sein, und da man es sonst nötig fand, bisweilen einige derselben zu brennen, so wird es jetzt genug sein, sie nur zu purgieren. Auch wäre es bei dieser Lage der Sachen eben nicht nötig gewesen, so weit auszuholen und in dem fieberhaften Gehirne betrogenen Schwärmer durch Hilfe der Metaphysik Geheimnisse aufzusuchen. Der scharfsichtige HUDIBRAS hätte uns allein das Rätsel auflösen können, denn nach seiner Meinung: wenn ein hypochondrischer Wind in den Eingeweiden tobt, so kommt es darauf an, welche Richtung er nimmt, geht er abwärts, so wird daraus ein F—, steigt er aber aufwärts, so ist es eine Erscheinung oder eine heilige Eingebung.

Viertes Hauptstück.

Theoretischer Schluß aus den gesamten Betrachtungen des ersten Theils.

Die Trüglichkeit einer Waage, die nach bürgerlichen Gesetzen ein Maß der Handlung sein soll, wird entdeckt, wenn man Ware und Gewicht ihre Schalen vertauschen läßt, und die Parteilichkeit der Verstandeswaage offenbart sich durch eben denselben Kunstgriff, ohne welchen man auch in philosophischen Urteilen nimmermehr ein einstimmiges Fazit aus den verglichenen Abwiegungen herausbekommen kann. Ich habe meine Seele von Vorurteilen gereinigt, ich habe eine jede blinde Ergebenheit vertilgt, welche sich jemals einschlich, um manchem eingebildeten Wissen in mir Eingang zu verschaffen. Jetzo ist mir nichts angelegen, nichts ehrwürdig, als was durch den Weg der Aufrichtigkeit in einem ruhigen und für alle Gründe zugänglichen Gemüt Platz ninunt; es mag mein voriges Urteil bestätigen oder aufheben, mich bestimmen oder unentschieden lassen. Wo ich etwas antreffe, das mich belehrt, da eigne ich es mir zu. Das Urteil desjenigen, der meine Gründe widerlegt, ist mein Urteil, nachdem ich es vorerst gegen die Schale der Selbstliebe und nachher in derselben gegen meine vermeintlichen Gründe abgewogen und in ihm einen größeren Gehalt gefunden habe. Sonst betrachtete ich den allgemeinen menschlichen Verstand bloß aus dem Standpunkte des meinigen: jetzt setze ich mich in die Stelle einer fremden und äußeren Vernunft und beobachte meine Urteile samt ihren geheimsten Anlässen aus dem Gesichtspunkte anderer. Die Vergleichung beider Beobachtungen gibt zwar starke Parallaxen, aber sie ist auch das einzige Mittel den optischen Betrug zu verhüten und die Begriffe an die wahren Stellen zu setzen,

darin sie in Ansehung der Erkenntnisvermögen der menschlichen Natur stehen. Man wird sagen, daß dieses eine sehr ernsthafte Sprache sei, für eine so gleichgültige Aufgabe, als wir abhandeln, die mehr ein Spielwerk als eine ernstliche Beschäftigung genannt zu werden verdient, und man hat nicht Unrecht so zu urteilen. Allein, ob man zwar über eine Kleinigkeit keine große Zurüstungen machen darf, so kann man sie doch gar wohl bei Gelegenheit derselben machen und die entbehrliche Behutsamkeit beim Entscheiden in Kleinigkeiten kann zum Beispiele in wichtigen Fällen dienen. Ich finde nicht, daß irgend eine Abhänglichkeit oder sonst eine vor der Prüfung eingeschlichene Neigung meinem Gemüte die Lenksamkeit nach allerlei Gründen für oder dawider benehme, eine einzige ausgenommen. Die Verstandeswaage ist doch nicht ganz unparteiisch und ein Arm derselben, der die Aufschrift führt: Hoffnung der Zukunft, hat einen mechanischen Vorteil, welcher macht, daß auch leichte Gründe, welche in die ihm angehörige Schale fallen, die Spekulationen von an sich größerem Gewichte auf der andern Seite in die Höhe ziehen. Dieses ist die einzige Unrichtigkeit, die ich nicht wohl heben kann und die ich in der Tat auch niemals heben will. Nun gestehe ich, daß alle Erzählungen vom Erscheinen abgeschiedener Seelen oder von Geistereinflüssen und alle Theorien von der mutmaßlichen Natur geistiger Wesen und ihrer Verknüpfung mit uns, nur in der Schale der Hoffnung merklich wiegen; dagegen in der Spekulation aus lauter Luft zu bestehen scheinen. Wenn die Ausmittlung der aufgegebenen Frage nicht mit einer vorher schon entschiedenen Neigung in Sympathie stände, welcher Vernünftige würde wohl unschlüssig sein, ob er mehr Möglichkeit darin finden sollte, eine Art Wesen anzunehmen, die mit allem, was ihm die Sinne lehren, gar nichts ähnliches haben, als einige angebliche Erfahrungen dem Selbstbetrüge und der Erdichtung bei-

zumessen, die in mehreren Fällen nicht ungewöhnlich sind.

Ja dieses scheint auch überhaupt von der Beglaubigung der Geistererzählungen, welche so allgemeinen Eingang finden, die vornehmste Ursache zu sein, und selbst die ersten Täuschungen von vermeinten Erscheinungen abgeschiedener Menschen sind vermutlich aus der schmeichelhaften Hoffnung entsprungen, daß man noch auf irgend eine Art nach dem Tode übrig sei, da denn bei nächtlichen Schatten oftmals der Wahn die Sinne betrog und aus zweideutigen Gestalten Blendwerke schuf, die der vorhergehenden Meinung gemäß waren, woraus denn endlich die Philosophen Anlaß nahmen, die Vernunftidee von Geistern auszudenken und sie in Lehrverfassung zu bringen. Man sieht es auch wohl meinem anmaßlichen Lehrbegriff von der Geistergemeinschaft an, daß er eben dieselbe Richtung nehme, in der die gemeine Neigung einschlägt. Denn die Sätze vereinbaren sich sehr merklich nur dahin, um einen Begriff zu geben, wie der Geist des Menschen aus dieser Welt herausgehe,¹ d. i. vom Zustande nach dem Tode; wie er aber hineinkomme, d. i. von der Zeugung und Fortpflanzung, davon erwähne ich nichts; ja sogar nicht einmal, wie er in dieser Welt gegenwärtig sei, d. i. wie eine immaterielle Natur in einem Körper und durch denselben wirksam sein könne; alles um einer sehr gütigen Ursache willen, welche diese ist, daß ich

¹ Das Sinnbild der alten Ägypter für die Seele war ein Papillon, und die griechische Benennung bedeutete eben dasselbe. Man sieht leicht, daß die Hoffnung, welche aus dem Tode nur eine Verwandlung macht, eine solche Idee samt ihren Zeichen veranlaßt habe. Indessen hebt dieses keineswegs das Zutrauen zu der Richtigkeit der hieraus entsprungenen Begriffe. Unsere innere Empfindung und die darauf gegründeten Urteile des Vernunftähnlichen führen, solange sie unverdorben sind, eben dahin, wo die Vernunft hinleiten würde, wenn sie erleuchteter und ausgebreiteter wäre.

hiervon insgesamt nichts verstehe und folglich mich wohl hätte bescheiden können, ebenso unwissend in Ansehung des künftigen Zustandes zu sein, wofern nicht die Parteilichkeit einer Lieblingsmeinung den Gründen, die sich darboten, so schwach sie auch sein mochten, zur Empfehlung gedient hätte.

Ebendieselbe Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammen genommen aber einigen Glauben beizumessen. Dem Leser bleibt das Urtheil frei; was mich aber anlangt, so ist zum wenigsten der Ausschlag auf die Seite der Gründe des zweiten Hauptstückes bei mir groß genug, mich bei Anhörung der mancherlei befremdlichen Erzählungen dieser Art ernsthaft und unentschieden zu erhalten. Indessen da es niemals an Gründen der Rechtfertigung fehlt, wenn das Gemüt vorher eingenommen ist, so will ich dem Leser mit keiner weiteren Verteidigung dieser Denkungsart beschwerlich fallen.

Da ich mich jetzt beim Schlusse der Theorie von Geistern befinde, so unterstehe ich mir noch zu sagen, daß diese Betrachtung, wenn sie von dem Leser gehörig genutzt wird, alle philosophische Einsicht von dergleichen Wesen vollende und daß man davon vielleicht künftighin noch allerlei meinen, niemals aber mehr wissen könne. Dieses Vorgeben klingt ziemlich ruhmredig. Denn es ist gewiß kein den Sinnen bekannter Gegenstand der Natur, von dem man sagen könnte, man habe ihn durch Beobachtung oder Vernunft jemals erschöpft, wenn es auch ein Wassertropfen, ein Sandkorn oder etwas noch einfacheres wäre; so unermeßlich ist die Mannigfaltigkeit desjenigen, was die Natur in ihren geringsten Theilen einem so eingeschränkten Verstande, wie der menschliche ist, zur Auflösung darbietet. Allein

mit dem philosophischen Lehrbegriff von geistigen Wesen ist es ganz anders bewandt. Er kann vollendet sein, aber im negativen Verstande, indem er nämlich die Grenzen unsrer Einsicht mit Sicherheit festsetzt und uns überzeugt, daß die verschiedenen Erscheinungen des Lebens in der Natur und deren Gesetze alles seien, was uns zu erkennen vergönnt ist, das Prinzipium dieses Lebens aber, d. i. die geistige Natur, welche man nicht kennt, sondern vermutet, niemals positiv könne gedacht werden, weil keine Data hierzu in unseren gesamten Empfindungen anzutreffen sind, und daß man sich mit Verneinungen behelfen müsse, um etwas von allem Sinnlichen so sehr unterschiedenes zu denken, daß aber selbst die Möglichkeit solcher Verneinungen weder auf Erfahrung, noch auf Schlüssen, sondern auf einer Erdichtung beruhe, zu denen eine von allen Hilfsmitteln entblößte Vernunft ihre Zuflucht nimmt. Auf diesen Fuß kann die Pneumatologie der Menschen ein Lehrbegriff ihrer notwendigen Unwissenheit, in Absicht auf eine vermutete Art Wesen genannt werden, und als ein solcher der Aufgabe leichtlich adäquat sein.

Nunmehr lege ich die ganze Materie von Geistern, ein weitläufig Stück der Metaphysik, als abgemacht und vollendet beiseite. Sie geht mich künftig nichts mehr an. Indem ich den Plan meiner Nachforschung auf diese Art besser zusammenziehe und mich einiger gänzlich vergeblichen Untersuchungen entschlage, so hoffe ich meine geringe Verstandesfähigkeit auf die übrigen Gegenstände vorteilhafter anlegen zu können. Es ist mehrenteils umsonst, das kleine Maß seiner Kraft auf alle windigen Entwürfe ausdehnen zu wollen. Daher gebeut die Klugheit, sowohl in diesem als in andern Fällen, den Zuschnitt der Entwürfe den Kräften angemessen zu machen, und, wenn man das Große nicht füglich erreichen kann, sich auf das Mittelmäßige einzuschränken.

Der zweite Teil,
welcher historisch ist.

Erstes Hauptstück.

Eine Erzählung, deren Wahrheit
der beliebigen Erkundigung des Lesers
empfohlen wird.

Sit mihi fas audita loqui. — — —

VIRGILIUS

Die Philosophie, deren Eigendünkel macht, daß sie sich selbst allen eitlen Fragen bloßstellt, sieht sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an einigem in demselben ungestraft nicht zweifeln oder manches davon unausgelacht nicht glauben darf. Beide Beschwerlichkeiten finden sich in gewissem Maße bei den herumgehenden Geistergeschichten zusammen, die erste bei Anhörung desjenigen, der sie beteuert, und die zweite in Betracht derer, auf die man sie weiter bringt. In der Tat ist auch kein Vorwurf dem Philosophen bitterer, als der der Leichtgläubigkeit und der Ergebenheit in den gemeinen Wahn, und da diejenigen, welche sich darauf verstehen, gutes Kaufs klug zu scheinen, ihr spöttisches Gelächter auf alles werfen, was die Unwissenden und die Weisen gewissermaßen gleich macht, indem es beiden unbegreiflich ist: so ist kein Wunder, daß die so häufig vorgegebenen Erscheinungen großen Eingang finden, öffentlich aber entweder abgeleugnet oder doch verhehlt werden. Man kann sich daher darauf verlassen, daß niemals eine Akademie der Wissenschaften diese Materie zur Preisfrage machen werde; nicht als wenn die Glieder derselben gänzlich von aller

Ergebenheit in die gedachte Meinung frei wären, sondern weil die Regel der Klugheit den Fragen, welche der Vorwitz und die eitle Wißbegierde ohne Unterschied aufwirft, mit Recht Schranken setzt. Und so werden die Erzählungen von dieser Art wohl jederzeit nur heimliche Gläubige haben, öffentlich aber durch die herrschende Mode des Unglaubens verworfen werden.

Da mir indessen diese ganze Frage weder wichtig noch vorbereitet genug scheint, um über dieselbe etwas zu entscheiden, so trage ich kein Bedenken hier eine Nachricht der erwähnten Art anzuführen, und sie mit völliger Gleichgültigkeit dem geneigten oder ungeneigten Urtheile der Leser preiszugeben.

Es lebt zu Stockholm ein gewisser Herr SWEDENBORG ohne Amt oder Bedienung von seinem ziemlich ansehnlichen Vermögen. Seine ganze Beschäftigung besteht darin, daß er, wie er selbst sagt, schon seit mehr als zwanzig Jahren, mit Geistern und abgeschiedenen Seelen im genauesten Umgange steht, von ihnen Nachrichten aus der andern Welt einholt und ihnen dagegen welche aus der gegenwärtigen erteilt, große Bände über seine Entdeckungen abgefaßt und bisweilen nach London reist, um die Ausgabe derselben zu besorgen. Er ist eben nicht zurückhaltend mit seinen Geheimnissen, spricht mit jedermann frei davon, scheint vollkommen von dem, was er vorgibt, überredet zu sein, ohne einigen Anschein eines angelegten Betrugs oder Scharlatanerei. So wie er, wenn man ihm selbst glauben darf, der Erzgeisterseher unter allen Geistersehern ist, so ist er auch sicherlich der Erzphantast unter allen Phantasten, man mag ihn nun aus der Beschreibung derer, welche ihn kennen, oder aus seinen Schriften beurteilen. Doch kann dieser Umstand diejenigen, welche den Geistereinflüssen sonst günstig sind, nicht abhalten, hinter solcher Phantasterei noch etwas Wahres zu vermuten. Weil indessen

das Kreditiv aller Bevollmächtigten aus der andern Welt in den Beweistüchern besteht, die sie durch gewisse Proben in der gegenwärtigen von ihrem außerordentlichen Beruf ablegen, so muß ich von demjenigen, was zur Beglaubigung der außerordentlichen Eigenschaft des gedachten Mannes herumgetragen wird, wenigstens dasjenige anführen, was noch bei den meisten einigen Glauben findet.

Gegen das Ende des Jahres 1761 wurde Herr SWEDENBORG zu einer Fürstin berufen, deren großer Verstand und Einsicht es beinahe unmöglich machen sollte, in dergleichen Fällen hintergangen zu werden. Die Veranlassung dazu gab das allgemeine Gerücht von den vorgegebenen Visionen dieses Mannes. Nach einigen Fragen, die mehr darauf abzielten sich mit seinen Einbildungen zu belustigen, als wirkliche Nachrichten aus der andern Welt zu vernehmen, verabschiedete ihn die Fürstin, indem sie ihm vorher einen geheimen Auftrag tat, der in seine Geistergemeinschaft einschlug. Nach einigen Tagen erschien Herr SWEDENBORG mit der Antwort, welche von der Art war, daß solche die Fürstin ihrem eigenen Geständnisse nach in das größte Erstaunen versetzte, indem sie solche wahr befand und ihm gleichwohl solche von keinem lebendigen Menschen konnte erteilt sein. Diese Erzählung ist aus dem Bericht eines Gesandten an dem dortigen Hofe, der damals zugegen war, an einem andern fremden Gesandten in Kopenhagen gezogen worden, stimmt auch genau mit dem, was die besondere Nachfrage darüber hat erkundigen können, zusammen.

Folgende Erzählungen haben keine andere Gewährleistung als die gemeine Sage, deren Beweis sehr mißlich ist. Madame MARTEVILLE, die Witwe eines holländischen Envoyé an dem schwedischen Hofe, wurde von den Angehörigen eines Goldschmiedes um die Bezahlung des Rückstandes für ein verfertigtes Silberservice gemahnt. Die Dame, welche die regelmäßige

Wirtschaft ihres verstorbenen Gemahls kannte, war überzeugt, daß diese Schuld schon bei seinem Leben abgemacht sein müßte; allein sie fand in seinen hinterlassenen Papieren gar keinen Beweis. Das Frauenzimmer ist vorzüglich geneigt, den Erzählungen der Wahrsagerei, der Traumdeutung und allerlei anderer wunderbarer Dinge Glauben beizumessen. Sie entdeckte daher ihr Anliegen dem Herrn SWEDENBORG mit dem Ersuchen, wenn es wahr wäre, was man von ihm sagte, daß er mit abgeschiedenen Seelen im Umgange stehe, ihr aus der andern Welt von ihrem verstorbenen Gemahl Nachricht zu verschaffen, wie es mit der gedachten Anforderung bewandt sei. Herr SWEDENBORG versprach solches zu tun und stattete der Dame nach wenig Tagen in ihrem Hause den Bericht ab, daß er die verlangte Kundschaft eingezogen habe, daß in einem Schrank, den er anzeigte und der ihrer Meinung nach völlig ausgeräumt war, sich noch ein verborgenes Fach befinde, welches die erforderlichen Quittungen enthielte. Man suchte sofort seiner Beschreibung zufolge und fand nebst der geheimen holländischen Korrespondenz die Quittungen, wodurch alle gemachten Ansprüche völlig getilgt wurden.

Die dritte Geschichte ist von der Art, daß sich sehr leicht ein vollständiger Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit muß geben lassen. Es war, wo ich recht berichtet bin, gegen das Ende des 1759sten Jahres, als Herr SWEDENBORG, aus England kommend, an einem Nachmittage zu Gothenburg ans Land trat. Er wurde denselben Abend zu einer Gesellschaft bei einem dortigen Kaufmann gezogen und gab ihr nach einigem Aufenthalt mit allen Zeichen der Bestürzung die Nachricht, daß eben jetzt in Stockholm im Südermalm eine schreckliche Feuersbrunst wüte. Nach Verlauf einiger Stunden, binnen welcher er sich dann und wann entfernte, berichtete er der Gesellschaft, daß das Feuer gehemmt sei, imgleichen wie weit es um sich gegriffen

habe. Eben denselben Abend verbreitete sich schon diese wunderliche Nachricht und war den andern Morgen in der ganzen Stadt herumgetragen; allein nach zwei Tagen allererst kam der Bericht davon aus Stockholm in Gothenborg an, völlig einstimmig, wie man sagt, mit SWEDENBORGS Visionen.

Man wird vermutlich fragen, was mich doch immer habe bewegen können, ein so verachtetes Geschäft zu übernehmen, als dieses ist, Märchen weiter zu bringen, die ein Vernünftiger Bedenken trägt mit Geduld anzuhören, ja solche gar zum Text philosophischer Untersuchungen zu machen. Allein da die Philosophie, welche wir voranschicken, ebenso wohl ein Märchen war, aus dem Schlaraffenlande der Metaphysik, so sehe ich nichts Unschickliches darin, beide in Verbindung auftreten zu lassen; und warum sollte es auch eben rühmlicher sein, sich durch das blinde Vertrauen in die Scheingründe der Vernunft als durch unbehutsamen Glauben an betrügliche Erzählungen hintergehen zu lassen.

Torheit und Verstand haben so unkenntlich bezeichnete Grenzen, daß man schwerlich in dem einen Gebiete lange fortgeht, ohne bisweilen einen kleinen Streif in das andre zu tun; aber was die Treuherzigkeit anlangt, die sich bereden läßt, vielen festen Beteuerungen selbst wider die Gegenwehr des Verstandes bisweilen etwas einzuräumen, so scheint sie ein Rest der alten Stammehrlichkeit zu sein, die freilich auf den jetzigen Zustand nicht recht paßt und daher oft zur Torheit wird, aber darum doch eben nicht als ein natürliches Erbstück der Dummheit angesehen werden muß. Daher überlasse ich es dem Belieben des Lesers bei der wunderlichen Erzählung, mit welcher ich mich bemenge, jene zweideutige Mischung von Vernunft und Leichtgläubigkeit in ihre Elemente aufzulösen und die Proportion bei der Ingredientien für meine Denkungsart auszurechnen. Denn da es bei einer solchen Kritik

doch nur um die Anständigkeit zu tun ist, so halte ich mich genugsam vor dem Spott gesichert, dadurch, daß ich mit dieser Torheit, wenn man sie so nennen will, mich gleichwohl in recht guter und zahlreicher Gesellschaft befinde, welches schon genug ist, wie FONTANELLE glaubt, um wenigstens nicht für unklug gehalten zu werden. Denn es ist zu allen Zeiten so gewesen und wird auch wohl künftighin so bleiben, daß gewisse widersinnige Dinge selbst bei Vernünftigen Eingang finden bloß darum, weil allgemein davon gesprochen wird. Dahin gehören die Sympathie, die Wünschelrute, die Ahndungen, die Wirkung der Einbildungskraft schwangerer Frauen, die Einflüsse der Mondwechsel auf Tiere und Pflanzen und dgl. Ja, hat nicht vor kurzem das gemeine Landvolk den Gelehrten die Spöttereie gut vergolten, welche sie gemeiniglich auf dasselbe der Leichtgläubigkeit wegen zu werfen pflegen? Denn durch vieles Hörensagen brachten Kinder und Weiber endlich einen großen Teil kluger Männer dahin, daß sie einen gemeinen Wolf für eine Hyäne hielten, obgleich jetzt ein jeder Vernünftiger leicht einsieht, daß in den Wäldern von Frankreich wohl kein afrikanisches Raubtier herumlaufen werde. Die Schwäche des menschlichen Verstandes in Verbindung mit seiner Wißbegierde macht, daß man anfänglich Wahrheit und Betrug ohne Unterschied aufrafft. Aber nach und nach läutern sich die Begriffe, ein kleiner Teil bleibt, das übrige wird als Auskehricht weggeworfen.

Wem also jene Geistererzählungen eine Sache von Wichtigkeit zu sein scheinen, der kann immerhin, im Fall er Geld genug und nichts besseres zu tun hat, eine Reise auf eine nähere Erkundigung derselben wagen, so wie ARTEMIDOR zum Besten der Traumdeutung in Kleinasien herumzog. Es wird ihm auch die Nachkommenschaft von ähnlicher Denkungsart dafür höchlich verbunden sein, daß er verhütete, damit nicht der-

einst ein anderer PHILOSTRAT aufstände, der nach Verlauf vieler Jahre aus unserem SWEDENBORG einen neuen APOLLONIUS VON TYANA macht, wenn das Hörensagen zu einem förmlichen Beweise wird gereift sein und das ungelegene obzwar höchstnötige Verhör der Augenzeugen dereinst unmöglich geworden sein wird.

Zweites Hauptstück.

Ekstatische Reise eines Schwärmers durch die Geisterwelt.

*Somnia, terrores magicos, miracula, sages,
Nocturnos lemures, protentaque Tessala.*

HORATIUS.

Ich kann es dem behutsamen Leser auf keinerlei Weise übelnehmen, wenn sich im Fortgange dieser Schrift einiges Bedenken bei ihm geregt hätte über das Verfahren, das der Verfasser für gut befunden hat, darin zu beobachten. Denn da ich den dogmatischen Teil vor dem historischen und also die Vernunftgründe vor der Erfahrung voranschickte, so gab ich Ursache zu dem Argwohn, als wenn ich mit Hinterlist umginge, und da ich die Geschichte schon vielleicht zum Voraus im Kopfe gehabt haben mochte, mich nur so angestellt hätte, als wüßte ich von nichts als von reinen abgesonderten Betrachtungen, damit ich den Leser, der sich nichts dergleichen besorgt, am Ende mit einer erfreulichen Bestätigung aus der Erfahrung überraschen könnte. Und in der Tat ist dieses auch ein Kunstgriff, dessen die Philosophen sich mehrmalen sehr glücklich bedient haben. Denn man muß wissen, daß alle Erkenntnis zwei Enden habe, bei denen man sie fassen kann, das eine *a priori*, das andere *a posteriori*. Zwar

haben verschiedene Naturlehrer neuerer Zeiten vorgegeben, man müsse es bei dem letzteren anfangen, und glauben den Aal der Wissenschaft beim Schwanz zu erwischen, indem sie sich grausamer Erfahrungskennntnisse versichern und denn so allmählich zu allgemeinen und höheren Begriffen hinaufrücken. Allein ob dieses zwar nicht unklug gehandelt sein möchte, so ist es doch bei weitem nicht gelehrt und philosophisch genug, denn man ist auf diese Art bald auf einem Warum, worauf keine Antwort gegeben werden kann, welches einem Philosophen gerade so viel Ehre macht als einem Kaufmann, der bei einer Wechselzahlung freundlich bittet, ein andermal wieder anzusprechen. Daher haben scharfsinnige Männer, um diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, von der entgegengesetzten äußersten Grenze, nämlich dem obersten Punkte der Metaphysik angefangen. Es findet sich aber hierbei eine neue Beschwerlichkeit, nämlich, daß man anfängt, ich weiß nicht wo, und kommt, ich weiß nicht wohin, und daß der Fortgang der Gründe nicht auf die Erfahrung treffen will, ja daß es scheint, die Atome des EPIKUR dürften eher, nachdem sie von Ewigkeit her immer gefallen, einmal von ungefähr zusammenstoßen, um eine Welt zu bilden, als die allgemeinsten und abstraktesten Begriffe, um sie zu erklären. Da also der Philosoph wohl sah, daß seine Vernunftgründe einerseits und die wirkliche Erfahrung oder Erzählung andererseits wie ein Paar Parallellinien wohl ins Undenkliche nebeneinander fortlaufen würden, ohne jemals zusammenzutreffen, so ist er mit den übrigen, gleich, als wenn sie darüber Abrede genommen hätten, übereingekommen ein jeder nach seiner Art den Anfangspunkt zu nehmen und darauf nicht in der geraden Linie der Schlußfolge, sondern mit einem unmerklichen Clinamen der Beweisgründe, dadurch, daß sie nach dem Ziele gewisser Erfahrungen oder Zeugnisse verstohlen hinschielten, die Vernunft so zu lenken, daß sie gerade hintreffen mußte,

wo der treuherzige Schüler sie nicht vermutet hatte, nämlich dasjenige zu beweisen, wovon man schon vorher wußte, daß es sollte bewiesen werden. Diesen Weg nannten sie alsdann noch den Weg *a priori*, ob er wohl unvermerkt durch ausgesteckte Stäbe nach dem Punkte *a posteriori* gezogen war, wobei aber billigermaßen, der so die Kunst versteht, den Meister nicht verraten muß. Nach dieser sinnreichen Lehrart haben verschiedene verdienstvolle Männer auf dem bloßen Wege der Vernunft sogar Geheimnisse der Religion er tappt, so wie Romanschreiber die Heldin der Geschichte in entfernte Länder fliehen lassen, damit sie ihrem Anbeter durch ein glückliches Abenteuer von ungefähr aufstoße: *et fugit ad salices et se cupit ante videri. VIRGILIUS*. Ich würde mich also bei so gepriesenen Vorgängern in der Tat nicht zu schämen Ursache haben, wenn ich gleich wirklich eben dasselbe Kunststück gebraucht hätte, um meiner Schrift zu einem erwünschten Ausgange zu verhelfen. Allein ich bitte den Leser gar sehr, dergleichen nicht von mir zu glauben. Was würde es mir auch jetzt helfen, da ich keinen mehr hintergehen kann, nachdem ich das Geheimnis schon ausgeplaudert habe? Zudem habe ich das Unglück, daß das Zeugnis, worauf ich stoße und was meiner philosophischen Hirngeburt so ungemein ähnlich ist, verzweifelt mißgeschaffen und albern aussieht, so daß ich viel eher vermuten muß, der Leser werde, um der Verwandtschaft mit solchen Bestimmungen willen, meine Vernunftgründe für ungereimt, als jene um dieser willen für vernünftig halten. Ich sage demnach ohne Umschweife, daß, was solche anzügliche Vergleichen anlangt, ich keinen Spaß verstehe, und erkläre kurz und gut, daß man entweder in SWEDENBORGS Schriften mehr Klugheit und Wahrheit vermuten müsse, als der erste Anschein blicken läßt, oder daß es nur so von ohngefähr komme, wenn er mit meinem System zusammentrifft, wie Dichter bisweilen,

wenn sie rasen, weissagen, wie man glaubt, oder wenigstens wie sie selbst sagen, wenn sie dann und wann mit dem Erfolge zusammentreffen.

Ich komme zu meinem Zwecke, nämlich zu den Schriften meines Helden. Wenn manche jetzt vergessene oder dereinst doch namenlose Schriftsteller kein geringes Verdienst haben, daß sie in der Ausarbeitung großer Werke den Aufwand ihres Verstandes nicht achteten, so gebührt dem Herrn SWEDENBORG ohne Zweifel die größte Ehre unter allen. Denn gewiß, seine Flasche in der Modenwelt ist ganz voll, und weicht keiner einzigen unter denen, die ARIOSTO dort mit der hier verlorenen Vernunft angefüllt gesehen hat und die ihre Besitzer dereinst werden wiedersuchen müssen, so völlig entleert ist das große Werk von einem jeden Tropfen desselben. Nichtsdestoweniger herrscht darin eine so wundersame Übereinkunft mit demjenigen, was die feinste Ergrübelung der Vernunft über den ähnlichen Gegenstand herausbringen kann, daß der Leser mir es verzeihen wird, wenn ich hier diejenige Seltenheit in den Spielen der Einbildung finde, die so viel andere Sammler in den Spielen der Natur angetroffen haben, als wenn sie etwa im fleckigen Marmor die heilige Familie oder in Bildungen von Tropfstein, Mönche, Taufstein und Orgeln, oder sogar wie der Spötter LISCOV auf einer gefrorenen Fensterscheibe die Zahl des Tieres und die dreifache Krone entdecken; lauter Dinge, die niemand sonst sieht, als dessen Kopf schon vorher damit angefüllt ist.

Das große Werk dieses Schriftstellers enthält acht Quartbände voll Unsinn, welche er unter dem Titel: *Arcana coelestia*, der Welt als eine neue Offenbarung vorlegt und wo seine Erscheinungen mehrentsils auf die Entdeckung des geheimen Sinnes in den zwei ersten Büchern MOSIS und eine ähnliche Erklärungsart der ganzen heiligen Schrift angewendet werden. Alle diese schwärmenden Auslegungen gehen mich hier nichts an;

man kann aber, wenn man will, einige Nachrichten von demselben in des Herrn Doktor ERNESTI theologischer Bibliothek im ersten Bande aufsuchen. Nur die *audita et visa*, d. i. was seine eigenen Augen sollen gesehen und eigenen Ohren gehört haben, sind alles, was wir vornehmlich aus den Beilagen zu seinen Kapiteln ziehen wollen, weil sie allen übrigen Träumereien zugrunde liegen und auch ziemlich in das Abenteuer einschlagen, das wir oben auf dem Luftschiffe der Metaphysik gewagt haben. Der Stil des Verfassers ist platt. Seine Erzählungen und ihre Zusammenordnung scheinen in der That aus fanatischem Anschauen entsprungen zu sein und geben gar wenig Verdacht, daß spekulative Hirngespinnste einer verkehrtgrübelnden Vernunft ihn bewogen haben sollte, dieselbe zu erdichten und zum Betrug anzulegen. Insofern haben sie also einige Wichtigkeit, und verdienen wirklich in einem kleinen Auszuge vorgestellt zu werden, vielleicht mehr, als so manche Spielwerke hirnloser Vernünftler, welche unsere Journale anschwellen, weil eine zusammenhängende Täuschung der Sinne überhaupt ein viel merkwürdiger Phänomen ist, als der Betrug der Vernunft, dessen Gründe bekannt genug sind und der auch größtenteils durch willkürliche Richtung der Gemütskräfte und etwas mehr Bändigung eines leeren Vorwitzes könnte verhütet werden, da hingegen jene das erste Fundament aller Urteile betrifft, dawider, wenn es unrichtig ist, die Regeln der Logik wenig vermögen. Ich sondere also bei unserem Verfasser den Wahnsinn vom Wahnwitz ab und übergehe dasjenige, was er auf eine verkehrte Weise klügelt, indem er nicht bei seinen Visionen stehen bleibt, ebenso, wie man sonst vielfältig bei einem Philosophen dasjenige, was er beobachtet, von dem absondern muß, was er vernünftelt, und sogar Scheinerfahrungen mehrentsils lehrreicher sind, als die Scheingründe aus der Vernunft. Indem ich also dem Leser einige von den Augenblicken raube,

die er sonst vielleicht mit nicht viel größerem Nutzen auf die Lesung gründlicher Schriften von eben der Materie würde verwandt haben, so sorgte ich zugleich für die Zärtlichkeit seines Geschmacks, da ich mit Weglassung vieler wilden Chimären die Quintessenz des Buchs auf wenig Tropfen bringe, wovor ich mir von ihm ebensoviel Dank verspreche, als ein gewisser Patient glaubte den Ärzten schuldig zu sein, daß sie ihm nur die Rinde von der Quinquina verzehren ließen, da sie ihm leichtlich hätten nötigen können, den ganzen Baum aufzuessen.

Herr SWEDENBORG theilte seine Erscheinungen in drei Arten ein, davon die erste ist, vom Körper befreit zu werden; ein mittlerer Zustand zwischen Schlafen und Wachen, worin er Geister gesehen, gehört, ja gefühlt hat. Dergleichen ist ihm nun drei- oder viermal begegnet. Die zweite ist, vom Geiste weggeführt zu werden, da er etwa auf der Straße geht, ohne sich zu verirren, indessen daß er im Geiste in ganz anderen Gegenden ist und anderwärts Häuser, Menschen, Wälder und dergleichen deutlich sieht und dieses wohl einige Stunden lang, bis er sich plötzlich wiederum an seinem rechten Orte gewahr wird. Dieses ist ihm zwei- bis dreimal zugestoßen. Die dritte Art der Erscheinungen ist die gewöhnliche, welche er täglich im völligen Wachen hat und davon auch hauptsächlich diese seine Erzählungen hergenommen sind.

Alle Menschen stehen seiner Aussage nach in gleich inniglicher Verbindung mit der Geisterwelt; nur sie empfinden es nicht und der Unterschied zwischen ihm und den andern besteht nur darin, daß sein Innerstes aufgetan ist, von welchem Geschenke er jederzeit mit Ehrerbietigkeit redet (*datum mihi est ex divina Domini misericordia*). Man sieht aus dem Zusammenhange, daß diese Gabe darin bestehen soll, sich derer dunklen Vorstellungen bewußt zu werden, welche die Seele durch ihre beständige Verknüpfung mit der Geister-

welt empfängt. Er unterscheidet daher an dem Menschen das äußere und innere Gedächtnis. Jenes hat er als eine Person, die zu der sichtbaren Welt gehört, dieses aber Kraft seines Zusammenhanges mit der Geisterwelt. Darauf gründet sich auch der Unterschied des äußeren und inneren Menschen und sein eigener Vorzug besteht darin, daß er schon in diesem Leben als eine Person sich in der Gesellschaft der Geister sieht und von ihnen auch als eine solche erkannt wird. In diesem inneren Gedächtnis wird auch alles aufbehalten, was aus dem äußern verschwunden war, und es geht nichts von allen Vorstellungen eines Menschen verloren. Nach dem Tode ist die Erinnerung alles desjenigen, was jemals in seine Seele kam und was ihm selbst ehemals verborgen blieb, das vollständige Buch seines Lebens.

Die Gegenwart der Geister trifft zwar nur seinen inneren Sinn. Dieses erregt ihm aber die Apparenz derselben als außer ihm und zwar unter einer menschlichen Figur. Die Geistersprache ist eine unmittelbare Mitteilung der Ideen, sie ist aber jederzeit mit der Apparenz derjenigen Sprache verbunden, die er sonst spricht, und wird vorgestellt als außer ihm. Ein Geist liest in eines andern Geistes Gedächtnis die Vorstellungen, die dieser darin mit Klarheit enthält. So sehen die Geister in SWEDENBORG seine Vorstellungen, die er von dieser Welt hat, mit so klarem Anschauen, daß sie sich dabei selbst hintergehen und sich öfters einbilden, sie sehen unmittelbar die Sachen, welches doch unmöglich ist, denn kein reiner Geist hat die mindeste Empfindung von der körperlichen Welt; allein durch die Gemeinschaft mit andern Seelen lebender Menschen können sie auch keine Vorstellung davon haben, weil ihr Innerstes nicht aufgetan ist, d. i. ihr innerer Sinn gänzlich dunkle Vorstellungen enthält. Daher ist SWEDENBORG das rechte Orakel der Geister, welche ebenso neugierig sind, in ihm den gegenwärtigen Zu-

stand der Welt zu beschauen, als er es ist, in ihrem Gedächtnis wie in einem Spiegel die Wunder der Geisterwelt zu betrachten. Obgleich diese Geister mit allen andern Seelen lebender Menschen gleichfalls in der genauesten Verbindung stehen und in dieselbe wirken oder von ihnen leiden, so wissen sie doch dieses ebensowenig, als es die Menschen wissen, weil dieser ihr innerer Sinn, welcher zu ihrer geistigen Persönlichkeit gehört, ganz dunkel ist. Es meinen also die Geister: das dasjenige, was aus dem Einflusse der Menschenseelen in ihnen gewirkt worden, von ihnen allein gedacht sei, so wie auch die Menschen in diesem Leben nicht anders glauben, als daß alle ihre Gedanken und Willensregungen aus ihnen selbst entspringen, ob sie gleich in der That oftmals aus der unsichtbaren Welt in sie übergehen. Indessen hat eine jede menschliche Seele schon in diesem Leben ihre Stelle in der Geisterwelt und gehört zu einer gewissen Sozietät, die jederzeit ihrem innern Zustande des Wahren und Guten, d. i. des Verstandes und Willens gemäß ist. Es haben aber die Stellen der Geister untereinander nichts mit dem Raume der körperlichen Welt gemein; daher die Seele eines Menschen in Indien mit der eines andern in Europa, was die geistige Lage betrifft, oft die nächsten Nachbarn sind und dagegen die, so den Körper nach in einem Hause wohnen, nach jenen Verhältnissen weit genug voneinander entfernt sein können. Stirbt der Mensch, so verändert die Seele nicht ihre Stelle, sondern empfindet sich nur in derselben, darin sie in Ansehung anderer Geister schon in diesem Leben war. Übrigens, obgleich das Verhältnis der Geister untereinander kein wahrer Raum ist, so hat dasselbe doch bei ihnen die Apparenz desselben und ihre Verknüpfungen werden unter der begleitenden Bedingung der Nahheiten, ihre Verschiedenheiten aber als Weiten vorgestellt, so wie die Geister selber wirklich nicht ausgedehnt sind, einander aber doch die Apparenz einer

menschlichen Figur geben. In diesem eingebildeten Raume ist eine durchgängige Gemeinschaft der geistigen Naturen. SWEDENBORG spricht mit abgeschiedenen Seelen, wenn es ihm beliebt, und liest in ihrem Gedächtnis (Vorstellungskraft) denjenigen Zustand, darin sie sich selbst beschauen, und sieht diesen ebenso klar als mit leiblichen Augen. Auch ist die ungeheure Entfernung der vernünftigen Bewohner der Welt in Ab-sicht auf das geistige Weltganze für nichts zu halten, und mit einem Bewohner des Saturns zu reden, ist ihm eben so leicht, als eine abgeschiedene Menschenseele zu sprechen. Alles kommt auf das Verhältnis des innern Zustandes und auf die Verknüpfung an, die sie untereinander nach ihrer Übereinstimmung im Wahren und im Guten haben; die entfernteren Geister aber können leichtlich durch Vermittelung anderer in Gemeinschaft kommen. Daher braucht der Mensch auch nicht in den übrigen Weltkörpern wirklich gewohnt zu haben, um dieselben dereinst mit allen ihren Wundern zu kennen. Seine Seele liest in dem Gedächtnisse anderer abgeschiedener Weltbürger ihre Vorstellungen, die diese von ihrem Leben und Wohnplatze haben, und sieht darin die Gegenstände so gut wie durch ein un-mittelbares Anschauen.

Ein Hauptbegriff in SWEDENBORGS Phantasterei ist dieser: Die körperlichen Wesen haben keine eigene Subsistenz, sondern bestehen lediglich durch die Geisterwelt; wiewohl ein jeder Körper nicht durch einen Geist allein, sondern durch alle zusammengenommen. Daher hat die Erkenntnis der materiellen Dinge zweierlei Bedeutung, einen äußerlichen Sinn, in Verhältnis der Materie auf einander, und einen innern, insoferne sie als Wirkungen die Kräfte der Geisterwelt bezeichnen, die ihre Ursachen sind. So hat der Körper des Menschen ein Verhältnis der Teile untereinander nach materiellen Gesetzen; aber insoferne er durch den Geist, der in ihm lebt, erhalten wird, haben seine ver-

schiedenen Gliedmaßen und ihre Funktionen einen bezeichnenden Wert für diejenigen Seelenkräfte, durch deren Wirkung sie ihre Gestalt, Tätigkeit und Beharrlichkeit haben. Dieser innere Sinn ist den Menschen unbekannt und den hat SWEDENBORG, dessen Innerstes aufgetan ist, den Menschen bekannt machen wollen. Mit allen andern Dingen der sichtbaren Welt ist es ebenso bewandt; sie haben, wie gesagt, eine Bedeutung als Sachen, welches wenig ist, und eine andere als Zeichen, welches mehr ist. Dieses ist auch der Ursprung der neuen Auslegungen, die er von der Schrift hat machen wollen. Denn der innere Sinn, nämlich die symbolische Beziehung aller darin erzählten Dinge auf die Geisterwelt, ist, wie er schwärmt, der Kern ihres Werts, das übrige ist nur die Schale. Was aber wiederum in dieser symbolischen Verknüpfung körperlicher Dinge als Bilder mit dem inneren geistigen Zustande wichtig ist, besteht darin. Alle Geister stellen sich einander jederzeit unter dem Anschein ausgedehnter Gestalten vor und die Einflüsse aller dieser geistigen Wesen untereinander erregt ihnen zugleich die Apparenz von noch andern ausgedehnten Wesen und gleichsam von einer materialen Welt, deren Bilder doch nur Symbole ihres inneren Zustandes sind, aber gleichwohl eine so klare und dauerhafte Täuschung des Sinnes verursachen, daß solche der wirklichen Empfindung solcher Gegenstände gleich ist. (Ein künftiger Ausleger wird daraus schließen: daß SWEDENBORG ein Idealist sei; weil er der Materie dieser Welt auch die eigne Substanz abspricht und sie daher vielleicht nur für eine zusammenhängende Erscheinung halten mag, welche aus der Verknüpfung der Geisterwelt entspringt.) Er redet also von Gärten, weitläufigen Gegenden, Wohnplätzen, Galerien und Arkaden der Geister, die er mit eigenen Augen in dem klarsten Lichte sähe, und versichert: daß, da er mit allen seinen Freunden nach ihrem Tode vielfältig gesprochen, er an denen,

die nur kürzlich gestorben, fast jederzeit gefunden hätte, daß sie sich kaum hätten überreden können, gestorben zu sein, weil sie eine ähnliche Welt um sich sähen; imgleichen, daß Geistergesellschaften von einerlei innerem Zustande einerlei Apparenz der Gegend und anderer daselbst befindlicher Dinge hätten, die Veränderung ihres Zustandes aber sei mit dem Schein der Veränderung des Orts verbunden. Weil nun jederzeit, wenn die Geister den Menschenseelen ihre Gedanken mitteilen, diese mit der Apparenz materieller Dinge verbunden sind, welche im Grunde nur Kraft einer Beziehung auf den geistigen Sinn, doch mit allem Schein der Wirklichkeit sich demjenigen vormalen, der solche empfängt, so ist daraus der Vorrat der wilden und unaussprechlich albernem Gestalten herzuleiten, welche unser Schwärmer bei seinem täglichen Geisterumgange in aller Klarheit zu sehen glaubt.

Ich habe schon angeführt, daß nach unserm Verfasser, die mancherlei Kräfte und Eigenschaften der Seele mit den ihrer Regierung untergeordneten Organen des Körpers in Sympathie stehen. Der ganze äußere Mensch korrespondiert also dem ganzen inneren Menschen, und wenn daher ein merklicher geistiger Einfluß aus der unsichtbaren Welt eine oder andere dieser seiner Seelenkräfte vorzüglich trifft, so empfindet er auch harmonisch die apparente Gegenwart desselben an den Gliedmaßen seines äußeren Menschen, die diesen korrespondieren. Dahin bezieht er nun eine große Mannigfaltigkeit von Empfindungen an seinem Körper, die jederzeit mit der geistigen Beschauung verbunden sind, deren Ungereimtheit aber zu groß ist, als daß ich es wagen dürfte nur eine einzige derselben anzuführen. Hieraus kann man sich nun, woferne man es der Mühe wert hält, einen Begriff von der abenteuerlichsten und seltsamsten Einbildung machen, in welche sich alle seine Träumereien vereinbaren. So wie nämlich verschiedene Kräfte und Fähigkeiten diejenige Einheit

ausmachen, welche die Seele oder der innere Mensch ist, so machen auch verschiedene Geister (deren Hauptcharaktere sich ebenso aufeinander beziehen, wie die mancherlei Fähigkeiten eines Geistes untereinander), eine Sozietät aus, welche die Apparenz eines großen Menschen an sich zeigt und in welchem Schattenbilde ein jeder Geist sich an demjenigen Orte und in den scheinbaren Gliedmaßen sieht, die seiner eigentümlichen Verrichtung in einem solchen geistigen Körper gemäß ist. Alle Geistersozietäten aber zusammen und die ganze Welt aller dieser unsichtbaren Wesen, erscheint zuletzt selbst wiederum in der Apparenz des größten Menschen. Eine ungeheure und riesenmäßige Phantasie, zu welcher sich vielleicht eine alte kindische Vorstellung ausgedehnt hat, wenn etwa in Schulen, um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, ein ganzer Weltteil unter dem Bilde einer sitzenden Jungfrau und dgl. den Lehrlingen vorgemalt wird. In diesem unermeßlichen Menschen ist eine durchgängige innigste Gemeinschaft eines Geistes mit allem und aller mit einem, und wie auch immer die Lage der lebenden Wesen gegeneinander in dieser Welt oder deren Veränderung beschaffen sein mag, so haben sie doch eine ganz andere Stelle im größten Menschen, welche sie niemals verändern und welche nur dem Scheine nach ein Ort in einem unermeßlichen Raume, in der That aber eine bestimmte Art ihrer Verhältnisse und Einflüsse ist. Ich bin es müde, die wilden Hirngespinnste des ärgsten Schwärmers unter allen zu kopieren, oder solche bis zu seinen Beschreibungen vom Zustande nach dem Tode fortzusetzen. Ich habe auch noch andere Bedenklichkeiten. Denn obgleich ein Natursammler unter den präparierten Stücken tierischer Zeugungen nicht nur solche, die in natürlicher Form gebildet sind, sondern auch Mißgeburten in seinem Schranke aufstellt, so muß er doch behutsam sein, sie nicht jedermann und nicht gar zu deutlich sehen zu lassen. Denn es könnten unter

den Vorwitzigen leichtlich schwangere Personen sein, bei denen es einen schlimmen Eindruck machen dürfte. Und da unter meinen Lesern einige in Ansehung der idealen Empfängnis eben sowohl in andern Umständen sein mögen, so würde mir es leid tun, wenn sie sich hier etwa woran sollten versehen haben. Indessen weil ich sie doch gleich anfangs gewarnt habe, so stehe ich für nichts und hoffe, man werde mir die Mondkälber nicht aufbürden, die bei dieser Veranlassung von ihrer fruchtbaren Einbildung möchten geboren werden. Übrigens habe ich den Träumereien unseres Verfassers keine eigenen untergeschoben, sondern solche durch einen getreuen Auszug dem bequemen und wirtschaftlichen Leser (der einem kleinen Vorwitz nicht so leicht sieben Pfund Sterlinge aufopfern möchte), dargeboten. Zwar sind die unmittelbaren Anschauungen mehrentheils von mir weggelassen worden, weil dergleichen wilde Hirngespinnste nur den Nachtschlaf des Lesers stören würden; auch ist der verworrene Sinn seiner Eröffnungen hin und wieder in eine etwas gangbare Sprache eingekleidet worden; allein die Hauptzüge des Abrisses haben dadurch in ihrer Richtigkeit nicht gelitten. Gleichwohl ist es nur umsonst es verhehlen zu wollen, weil es jedermann doch so in die Augen fällt, daß alle diese Arbeit am Ende auf nichts herauslaufe. Denn da die vorgegebenen Privaterscheinungen des Buchs sich selbst nicht beweisen können, so konnte der Bewegungsgrund, sich mit ihnen abzugeben, nur in der Vermutung liegen, daß der Verfasser zur Beglaubigung derselben sich vielleicht auf Vorfälle von der oben erwähnten Art, die durch lebende Zeugen bestätigt werden könnten, berufen würde. Dergleichen aber findet man nirgend. Und so ziehen wir uns mit einiger Beschämung von einem törichten Versuche zurück, mit der vernünftigen obgleich etwas späten Anmerkung: daß das Klugdenken mehrentheils eine leichte Sache sei, aber leider nur nachdem man sich eine zeitlang hat hintergehen lassen.

Ich habe einen undankbaren Stoff bearbeitet, den mir die Nachfrage und Zudringlichkeit vorwitziger und müßiger Freude unterlegte. Indem ich diesem Leichtsinne meine Bemühung unterwarf, so habe ich zugleich dessen Erwartung betrogen, und weder dem Neugierigen durch Nachrichten noch dem Forschenden durch Vernunftgründe etwas zur Befriedigung ausgerichtet. Wenn keine andre Absicht diese Arbeit beseelte, so habe ich meine Zeit verloren; ich habe das Zutrauen des Lesers verloren, dessen Erkundigung und Wißbegierde ich durch einen langweiligen Umweg zu demselben Punkte der Unwissenheit geführt habe, aus welchem er herausgegangen war. Allein ich hatte in der Tat einen Zweck vor Augen, der mir wichtiger scheint, als der, welchen ich vorgab, und diesen meine ich erreicht zu haben. Die Metaphysik, in welche ich das Schicksal habe verliebt zu sein, ob ich mich gleich von ihr nur selten einiger Gunstbezeugungen rühmen kann, leistet zweierlei Vorteile. Der erste ist, den Aufgaben ein Genüge zu tun, die das forschende Gemüt aufwirft, wenn es verborgeneren Eigenschaften der Dinge durch Vernunft nachspähet. Aber hier täuscht der Ausgang nur gar zu oft die Hoffnung und ist diesmal auch unsern begierigen Händen entgangen.

*Ter frustra compressa manus effugit imago,
Par levibus ventis volucrique simillima somno.*

VIRGILIUS.

Der andere Vorteil ist der Natur des menschlichen Verstandes mehr angemessen und besteht darin: einzusehen, ob die Aufgabe aus demjenigen, was man wissen kann, auch bestimmt sei und welches Verhältnis die Frage zu den Erfahrungsbegriffen habe, darauf sich alle unsre Urtheile jederzeit stützen müssen. Insoferne ist die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft und da ein kleines Land

jederzeit viel Grenze hat, überhaupt auch mehr daran liegt seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehen, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreicht wird. Ich habe diese Grenze hier zwar nicht genau bestimmt, aber doch insoweit angezeigt, daß der Leser bei weiterem Nachdenken finden wird, er könne sich aller vergeblichen Nachforschung überheben, in Ansehung einer Frage, wozu die Data in einer andern Welt, als in welcher er empfindet, anzutreffen sind. Ich habe also meine Zeit verloren, damit ich sie gewönne. Ich habe meinen Leser hintergangen, damit ich ihm nützte, und wenn ich ihm gleich keine neue Einsicht darbot, so vertilgte ich doch den Wahn und das eitle Wissen, welches den Verstand aufbläht und in seinem engen Raume den Platz ausfüllt, den die Lehren der Weisheit und der nützlichen Unterweisung einnehmen könnten.

Wen die bisherigen Betrachtungen ermüdet haben, ohne ihn zu belehren, dessen Ungeduld kann sich nunmehr damit aufrichten, was DIOGENES wie man sagt, seinen gähnenden Zuhörern zusprach, als er das letzte Blatt eines langweiligen Buchs sah: Kurage meine Herren, ich sehe Land. Vorher wandelten wir wie DEMOKRIT im leeren Raume, wohin uns die Schmetterlingsflügel der Metaphysik gehoben hatten und unterhielten uns daselbst mit geistigen Gestalten. Jetzt, da die stiptische Kraft der Selbsterkenntnis die seidenen Schwingen zusammengezogen hat, sehen wir uns wieder auf dem niedrigen Boden der Erfahrung und des gemeinen Verstandes; glücklich! wenn wir denselben als unseren angewiesenen Platz betrachten, aus welchem wir niemals ungestraft hinausgehen und der auch alles enthält, was uns befriedigen kann. so lange wir uns am Nützlichen halten.

Drittes Hauptstück.

Praktischer Schluß aus der ganzen Abhandlung.

Einem jeden Vorwitzze nachzuhängen, und der Erkenntnissucht keine anderen Grenzen zu verstatten, als das Unvermögen, ist ein Eifer, welcher der Gelehrsamkeit nicht übel ansteht. Allein unter unzähligen Aufgaben, die sich selbst darbieten, diejenige auswählen, deren Auflösung dem Menschen angelegen ist, ist das Verdienst der Weisheit. Wenn die Wissenschaft ihren Kreis durchlaufen hat, so gelangt sie natürlicherweise zu dem Punkte eines bescheidenen Mißtrauens und sagt, unwillig über sich selbst, wie viel Dinge gibt es doch, die ich nicht einsehe! Aber die durch Erfahrung gereifte Vernunft, welche zur Weisheit wird, spricht in dem Munde des SOKRATES mitten unter den Waren eines Jahrmarkts, mit heiterer Seele: Wie viel Dinge gibt es doch, die ich alle nicht brauche. Auf solche Art fließen endlich zwei Bestrebungen von so unähnlicher Natur in eine zusammen, ob sie gleich anfangs nach sehr verschiedenen Richtungen ausgingen, indem die erste eitel und unzufrieden, die zweite aber gesetzt und genügsam ist. Denn um vernünftig zu wählen, muß man vorher selbst das Entbehrliche, ja das Unmögliche kennen; aber endlich gelangt die Wissenschaft zu der Bestimmung der ihr durch die Natur der menschlichen Vernunft gesetzten Grenzen; alle bodenlosen Entwürfe aber, die vielleicht an sich selbst nicht unwürdig sein mögen, nur daß sie außer der Sphäre der Menschen liegen, fliehen auf den Limbus der Eitelkeit. Alsdann wird selbst die Metaphysik dasjenige, wovon sie jetzt noch ziemlich weit entfernt ist, und was man von ihr am wenigsten vermuten sollte, die Begleiterin der Weisheit. Denn so lange die Mei-

nung einer Möglichkeit, zu so entfernten Einsichten zu gelangen, übrigbleibt, so ruft die weise Einfalt vergeblich, daß solche großen Bestrebungen entbehrlich sind. Die Annehmlichkeit, welche die Erweiterung des Wissens begleitet, wird sehr leicht den Schein der Pflichtmäßigkeit annehmen und aus jener vorsätzlichen und überlegten Genügsamkeit eine dumme Einfalt machen, die sich der Veredelung unserer Natur entgegensetzen will. Die Fragen von der geistigen Natur, von der Freiheit und Vorherbestimmung, dem künftigen Zustande und dergleichen, bringen anfänglich alle Kräfte des Verstandes in Bewegung und ziehen den Menschen durch ihre Vortrefflichkeit in den Wetteifer der Spekulation, welche ohne Unterschied klügelt und entscheidet, lehret oder widerlegt, wie es die Scheineinsicht jedesmal mit sich bringt. Wenn diese Nachforschung aber in Philosophie ausschlägt, die über ihr eigenes Verfahren urteilt, und die nicht die Gegenstände allein, sondern deren Verhältnis zu dem Verstande des Menschen kennt, so ziehen sich die Grenzen enger zusammen und die Marksteine werden gelegt, welche die Nachforschung aus ihrem eigentümlichen Bezirke niemals mehr ausschweifen lassen. Wir haben einige Philosophie nötig gehabt, um die Schwierigkeit zu kennen, welche einen Begriff umgeben, den man gemeinlich als sehr bequem und alltäglich behandelt. Etwas mehr Philosophie entfernt dieses Schattenbild der Einsicht noch mehr und überzeugt uns, daß es gänzlich außer dem Gesichtskreise der Menschen liegt. Denn in den Verhältnissen der Ursache und Wirkung, der Substanz und der Handlung, dient anfänglich die Philosophie dazu, die verwickelten Erscheinungen aufzulösen und solche auf einfachere Vorstellungen zu bringen. Ist man aber endlich zu den Grundverhältnissen gelangt, so hat das Geschäft der Philosophie ein Ende, und: wie etwas könne eine Ursache sein oder eine Kraft haben, ist unmöglich, jemals durch Ver-

nunft einzusehen, sondern diese Verhältnisse müssen lediglich aus der Erfahrung genommen werden. Denn unsere Vernunftregel geht nur auf die Vergleichung nach der Identität und dem Widerspruche. Soferne aber etwas eine Ursache ist, so wird durch Etwas etwas Anderes gesetzt und es ist also kein Zusammenhang vermöge der Einstimmung anzutreffen; wie denn auch, wenn ich eben dasselbe nicht als eine Ursache ansehen will, niemals ein Widerspruch entspringt, weil es sich nicht kontradiziert, wenn etwas gesetzt ist, etwas anderes aufzuheben. Daher die Grundbegriffe der Dinge als Ursachen, die der Kräfte und Handlungen, wenn sie nicht aus der Erfahrung hergenommen sind, gänzlich willkürlich sind, und weder bewiesen noch widerlegt werden können. Ich weiß wohl, daß das Denken und Wollen meinen Körper bewege, aber ich kann diese Erscheinung als eine einfache Erfahrung niemals durch Zergliederung auf eine andere bringen und sie daher wohl erkennen, aber nicht einsehen. Daß mein Wille meinen Arm bewegt ist mir nicht verständlicher, als wenn jemand sagte, daß derselbe auch den Mond in seinem Kreise zurückhalten könnte: der Unterschied ist nur dieser, daß ich jenes erfahre, dieses aber niemals in meine Sinne gekommen ist. Ich erkenne in mir Veränderungen als in einem Subjekte, was lebt, nämlich Gedanken, Willkür usw. usw. und, weil diese Bestimmungen von anderer Art sind als alles, was zusammengenommen meinen Begriff vom Körper macht, so denke ich mir billigermaßen ein unkörperliches und beharrliches Wesen. Ob dieses auch ohne Verbindung mit dem Körperlichen denken werde, kann vermittelt dieser aus Erfahrung erkannten Natur niemals geschlossen werden. Ich bin mit meiner Art Wesen durch Vermittelung körperlicher Gesetze in Verknüpfung, ob ich aber auch sonst nach andern Gesetzen, welche ich pneumatisch nennen will, ohne die Vermittelung der Materie in Verbindung stehe oder jemals stehen werde,

kann ich auf keinerlei Weise aus demjenigen schließen, was mir gegeben ist. Alle solche Urteile, wie diejenigen von der Art, wie meine Seele den Körper bewegt oder mit andern Wesen ihrer Art jetzt oder künftig in Verhältnis steht, können niemals etwas mehr als Er-dichtungen sein, und zwar bei weitem nicht einmal von demjenigen Werte als die in der Naturwissenschaft, welche man Hypothesen nennt, bei welchen man keine Grundkräfte ersinnt, sondern diejenigen, welche man durch Erfahrung schon kennt, nur auf eine den Er-scheinungen angemessene Art verbindet und deren Möglichkeit sich also jederzeit muß können beweisen lassen; dagegen im ersten Falle selbst neue Fundamen-talverhältnisse von Ursache und Wirkung angenom-men werden, in welchen man niemals den mindesten Begriff ihrer Möglichkeit haben kann und also nur schöpferisch oder chimärisch, wie man es nennen will, dichtet. Die Begreiflichkeit verschiedener wahren oder angeblichen Erscheinungen aus dergleichen angenom-menen Grundideen dient diesen zu gar keinem Vor-teile. Denn man kann leicht von allem Grund angeben, wenn man berechtigt ist, Tätigkeiten und Wirkungsgesetze zu ersinnen, wie man will. Wir müssen also warten, bis wir vielleicht in der künftigen Welt durch neue Erfahrungen neue Begriffe von den uns noch ver-borgenen Kräften in unserm denkenden Selbst werden belehrt werden. So haben uns die Beobachtungen spä-terer Zeiten, nachdem sie durch Mathematik aufgelöst worden, die Kraft der Anziehung an der Materie offen-bart, von deren Möglichkeit (weil sie eine Grundkraft zu sein scheint) man sich niemals einigen ferneren Be-griff wird machen können. Diejenigen, welche, ohne den Beweis aus der Erfahrung in Händen zu haben, vorher sich eine solche Eigenschaft hätten ersinnen wollen, würden als Toren mit Recht verdient haben ausgelacht zu werden. Da nun die Vernunftgründe in dergleichen Fällen weder zur Erfindung noch zur Be-

stätigung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von der mindesten Erheblichkeit sind: so kann man nur den Erfahrungen das Recht der Entscheidung einräumen, so wie ich es auch der Zeit, welche Erfahrung bringt, überlasse, etwas über die gepriesenen Heilkräfte des Magnets in Zahnkrankheiten auszumachen, wenn sie eben so viel Beobachtungen wird vorzeigen können, daß magnetische Stäbe auf Fleisch und Knochen wirken, als wir schon vor uns haben, daß es auf Eisen und Stahl geschehe. Wenn aber gewisse angebliche Erfahrungen sich in kein unter den meisten Menschen einstimtiges Gesetz der Empfindung bringen lassen und also nur eine Regellosigkeit in den Zeugnissen der Sinne beweisen würden (wie es in der Tat mit den herumgehenden Geistererzählungen bewandt ist), so ist ratsam, sie nur abzubrechen; weil der Mangel der Einstimmung und Gleichförmigkeit alsdann der historischen Erkenntnis alle Beweiskraft nimmt und sie untauglich macht, als Fundament zu irgend einem Gesetz der Erfahrung zu dienen, worüber der Verstand urteilen könnte.

So wie man einerseits durch etwas tiefere Nachforschung einsehen lernt, daß die überzeugende und philosophische Einsicht in dem Falle, wovon wir reden, unmöglich sei, so wird man auch andererseits bei einem ruhigen und vorurteilsfreien Gemüte gestehen müssen, daß sie entbehrlich und unnötig sei. Die Eitelkeit der Wissenschaft entschuldigt gerne ihre Beschäftigung mit dem Vorwande der Wichtigkeit und so gibt man auch hier gemeiniglich vor, daß die Vernunft Einsicht von der geistigen Natur der Seele zu der Überzeugung von dem Dasein nach dem Tode, diese aber zum Bewegungsgrunde eines tugendhaften Lebens sehr nötig sei; die müßige Neubegierde aber setzt hinzu, daß die Wahrhaftigkeit der Erscheinungen abgeschiedener Seelen von allem diesen sogar einen Beweis aus der Erfahrung abgeben könne. Allein die wahre Weisheit

ist die Begleiterin der Einfalt, und da bei ihr das Herz dem Verstande die Vorschrift gibt, so macht sie gemeinlich die großen Zurüstungen der Gelehrsamkeit entbehrlich und ihre Zwecke bedürfen nicht solcher Mittel, die nimmermehr in aller Menschen Gewalt sein können. Wie? Ist es denn nur darum gut, tugendhaft zu sein, weil es eine andre Welt gibt, oder werden die Handlungen nicht vielmehr dereinst belohnt werden, weil sie an sich selbst gut und tugendhaft waren? Enthält das Herz des Menschen nicht unmittelbare sittliche Vorschriften und muß man, um ihn allhier seiner Bestimmung gemäß zu bewegen, durchaus die Maschinen an eine andere Welt ansetzen? Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heißen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daß er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daß er den Vorteil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse? Und in der That lehrt die Erfahrung auch, daß so viele, welche von der künftigen Welt belehrt und überzeugt sind, gleichwohl dem Laster und der Niederträchtigkeit ergeben, nur auf Mittel sinnen, den drohenden Folgen der Zukunft arglistig auszuweichen; aber es hat wohl niemals eine rechtschaffene Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und deren edle Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte. Daher scheint es der menschlichen Natur und der Reinlichkeit der Sitten gemäßer zu sein: die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen. So ist auch der moralische Glaube bewandt, dessen Einfalt mancher Spitzfindigkeit des Vernünftelns überhoben sein kann und welcher einzig und allein dem

Menschen in jeglichem Zustande angemessen ist, indem er ihn ohne Umschweife zu seinen wahren Zwecken führt. Laßt uns demnach alle lärmenden Lehrverfassungen von so entfernten Gegenständen der Spekulation und der Sorge müßiger Köpfe überlassen. Sie sind uns in der Tat gleichgültig und der augenblickliche Schein der Gründe für oder dawider mag vielleicht über den Beifall der Schulen, schwerlich aber etwas über das künftige Schicksal der Redlichen entscheiden. Es war auch die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu beflügelt, daß sie so hohe Wolken teilen sollte, die uns die Geheimnisse der andern Welt aus den Augen ziehen, und den Wißbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen aber sehr natürlichen Bescheid geben: daß es wohl am ratsamsten sei, wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen. Da aber unser Schicksal in der künftigen Welt vermutlich sehr darauf ankommen mag, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so schließe ich mit demjenigen, was VOLTAIRE seinen ehrlichen CANDIDE nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten zum Beschlusse sagen läßt: Laßt uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten.

Brocken

*Sammet die übrig bleibenden Brocken, daß
nichts umkomme. (Joh. VI, 12.)*

Erklärung des Titels.

Ein Heer von Volk wird von fünf Gerstenbrotten überflüssig gespeist; dieses kleine Maß ist für die Menge in der Wüste so reich, daß mehr Körbe voll übrig bleiben, als sie Brote empfangen hatten. Wir sehen eben dieses Wunder des göttlichen Segens in der Menge der Wissenschaften und Künste. Was für ein Magazin macht die Geschichte der Gelehrsamkeit aus? Und worauf gründet sich alles? Auf fünf Gerstenbrote, auf fünf Sinne, die wir mit den unvernünftigen Tieren gemeinschaftlich besitzen. Nicht nur das ganze Warenhaus der Vernunft, sondern selbst die Schatzkammer des Glaubens, beruht auf diesem Stock. Unsere Vernunft ist jenem blinden thebanischen Wahrsager ähnlich, dem seine Tochter den Flug der Vögel beschrieb; er prophezeite aus ihren Nachrichten. Der Glaube, sagt der Apostel, kommt durchs Gehör, durchs Gehör des Wortes Gottes. Röm. X, 17. Geht und sagt Johannes wieder, was ihr höret und sehet. Matth. XI, 4. Der Mensch genießt unendlich mehr, als er nötig hat — — und verwüstet unendlich mehr, als er genießt. Was für eine Verschwenderin muß die Natur ihrer

Kinder wegen sein, wie viel Herunterlassung, womit sie die Wagschale und das Verhältnis unserer Anzahl und Bedürfnisse unterdrückt und sich nach dem Hunger und dem Übermut unserer Begierden in Aufwand setzt. Muß sie nicht die Tochter eines sehr liebeichen Vaters und Menschenfreundes sein?

Wie weit mehr sündigt der Mensch in seinen Klagen über das Gefängnis des Körpers, über die Grenzen, in die ihn die Sinne einschränken, über die Unvollkommenheit des Lichts, — — und verdammt selbige zu gleicher Zeit durch seine Unersättlichkeit in den Lüsten des Fleisches, durch seine Parteilichkeit für sinnliche Vorurteile, und durch seinen Stolz auf das Licht, das er schmälert — — Die sichtbare Welt mag noch so eine Wüste in den Augen eines zum Himmel erschaffenen Geistes sein, die Brote, die uns Gott hier aufträgt, mögen noch so unansehnlich und kümmerlich aussehen, die Fische noch so klein sein, sie sind gesegnet und wir mit denselben von einem allmächtigen, wunderthätigen, geheimnisvollen Gott, den wir Christen als den unsrigen nennen, weil er sich selbst so in der größten Demut und Liebe geoffenbart hat.

Ist es nicht unser Geist selbst, der in der Tiefe seines Elendes dieses Zeichen seines hohen Ursprunges verrät, und sich als einen Schöpfer über die sinnlichen Eindrücke erhebt, der sie fruchtbar macht, der selbige zu einem Gerüste baut, um den Himmel zu ersteigen, oder sich Götzen schafft, für die er Ziegel brennt und Stoppeln zusammen sucht? Ist es nicht ein Wunder unseres Geistes selbst, der die Dürftigkeit der Sinne in einen solchen Reichtum verwandelt, über dessen Ausbreitung wir erstaunen müssen?

Unsere Seele macht sich aber eben der Ausschweifung schuldig in der Nahrung ihrer Kräfte, als die sie durch den Leib begehrt. Außer der Mäßigkeit, die unsere Notdurft uns vorschreiben sollte, ist eine wirtschaftliche Aufmerksamkeit auf die Brocken, die uns in der Hitze

unseres Appetits entfallen, und die wir nicht der Mühe wert achten zu sammeln, weil wir mehr vor uns sehen, nicht zu tadeln. Wir leben hier von Brocken. Unsere Gedanken sind nichts als Fragmente. Ja, unser Wissen ist Stückwerk. Ich denke mit göttlicher Hilfe gegenwärtige Blätter zu einem solchen Korbe zu machen, worin ich die Früchte meines Lesens und Nachdenkens in losen und vermischten Gedanken sammeln will. Um die von gleichem Inhalt mit der Zeit zusammen zu bringen, will ich selbige numerieren.

I.

Sind es nicht die bloßen Erscheinungen der Selbstliebe, die wir mit dem Begriff der Freiheit belegen? Diese Selbstliebe ist das Herz unseres Willens, aus dem alle Neigungen und Begierden gleich den Blut- und Pulsadern entspringen und zusammenlaufen. Wir können so wenig denken ohne uns unserer bewußt zu sein, als wollen, ohne uns unserer bewußt zu sein.

Der Japaner sieht seinen Abgott in einem so nahen Verhältnis mit seinen Begriffen und Neigungen, als der Russe seinen Bart und der Engländer seine Charta Magna. Der Abergläubige, der Sklave und der Republikaner streiten daher mit gleicher Wut für den Gegenstand ihrer Selbstliebe, und mit einem gleichen Grund der Freiheit und Eifer für selbige.

Warum vermehrt der Handel die Liebe der Freiheit? Weil er das Eigentum eines Volks sowohl als jeden Bürgers vermehrt. Wir lieben, was uns eigen gehört. Hier ist also die Freiheit nichts als Eigennutz und ein Ast der Selbstliebe gegen unsere Güter.

Daher ist so viel Ähnlichkeit zwischen den Wirkungen der Selbstliebe und Freiheit. Ja die erste ist das Gesetz der letzteren; wie YOUNG sagt:

man love thyself;

In this alone free agents are not free.

So wie alle unsere Erkenntniskräfte die Selbsterkenntnis zum Gegenstand haben, so unsere Neigungen und Begierden die Selbstliebe. Das erste ist unsere Weisheit, das letzte unsere Tugend. So lange es dem Menschen nicht möglich ist, sich selbst zu kennen, so lange bleibt es eine Unmöglichkeit für ihn, sich selbst zu lieben. Die Wahrheit kann uns daher allein frei machen; dies ist die Lehre der himmlischen Weisheit, die deswegen in die Welt kam, uns Selbsterkenntnis und Selbstliebe zu lehren.

Warum kann der Mensch sein eigen Selbst nicht kennen? Dies muß bloß in dem Zustande unserer Seelen liegen. Die Natur, die uns in lauter Rätseln und Gleichnissen von dem Unsichtbaren unterrichtet, zeigt uns an den Beziehungen, von denen unser Körper abhängt, wie wir uns die Beziehung unseres Geistes auf andere Geister vorstellen können. So wie der Leib den Gesetzen der äußeren Gegenstände unterworfen ist, der Luft, dem Boden, der Wirkung anderer Körper: so müssen wir unsere Seele uns gleichfalls vorstellen. Sie ist dem beständigen Einfluß höherer Geister ausgesetzt und mit selbigen verknüpft; dies macht daher unstreitig unser eigen Selbst so zweifelhaft, daß wir selbiges nicht erkennen, unterscheiden, noch selbst bestimmen können.

Die Unmöglichkeit uns selbst zu kennen, kann sowohl in der Grundlage unserer Natur als in einer besonderen Bestimmung und Zustand derselben liegen. So setzt die Bewegung einer Uhr eine gehörige Einrichtung ihres Baues und die Bedingung aufgewunden zu werden voraus. Wenn unsere Natur auf eine besonders genaue Art von dem Willen eines hohen Wesens abhinge; so folgt von selbst, daß man den Begriff desselben zu Hilfe nehmen müßte, um die erstere zu erklären; und daß, je mehr Licht wir in Ansehung dieses Wesens erhalten würden, desto mehr sich unsere eigene Natur aufklären müßte.

Unser Leben ist das erste von allen Gütern und die Quelle der Glückseligkeit. Wenn wir das erste in Betrachtung ziehen, so zeigt die Beschaffenheit desselben die Eigenschaften der letzteren an. Dieses ist so abhängig, daß unzählige Zufälle uns desselben berauben können, und wir haben so viel Gewalt über dasselbe, als jedes äußere Ding sich rühmen kann. Das ganze Heer von den feindseligen Ursachen, wodurch das Band der Seele mit dem Leibe aufhören und getrennt werden kann, steht aber unter der Regierung desjenigen, dem wir unser Leben zu danken haben. Alle mittleren Werkzeuge stehen unter seiner Hand. Mit unserer Glückseligkeit muß es daher eine gleiche Bewandnis haben. Hieraus sieht man, wie notwendig unser Selbst in dem Schöpfer desselben gegründet ist, daß wir die Erkenntnis unserer selbst nicht in unsrer Macht haben, daß, um den Umfang desselben auszumessen, wir bis in den Schoß der Gottheit dringen müssen, die allein das ganze Geheimnis unseres Wesens bestimmen und auflösen kann.

Die erste Ursache aller Dinge, von der wir so unmittelbar abhängen, muß daher unumgänglich zu Hilfe genommen werden, wenn wir unser eigen Selbst, unsere Natur, Bestimmung und Einschränkung einsehen wollen. Nächst dieser ersten Ursache gehört dazu eine Kenntnis aller der Mittelwesen, die mit uns in Verbindung stehen und die durch ihre Wirkung unsere hervorbringen helfen oder zu ändern imstande sind. Alle diese Betrachtungen zusammengenommen, können wir den Zustand der menschlichen Natur auf der Welt nennen. Es ist die Frage nicht allein, wenn ich mein eigen Selbst ergründen will, zu wissen, was der Mensch ist? sondern auch, was der Stand desselben ist? Bist du frei oder ein Sklave? Bist du ein Unmündiger, ein Waise, eine Witwe, und in welcher Art stehst du in Ansehung höherer Wesen, die ein Ansehen sich über dich anmaßen, die dich unterdrücken, die dich

überevorteilen, und durch deine Unwissenheit, Schwäche, Torheit zu gewinnen suchen?

Hieraus läßt sich ersehen, auf wie viele Facta unsere Selbsterkenntnis beruht, und daß selbige so lange unmöglich oder unhinlänglich und betrüglich ist, als uns jene nicht entdeckt und offenbart werden. Daß die Vernunft nichts als Analogien auffassen kann, um ein sehr undeutlich Licht zu erhalten; daß wir durch Beobachtungen über den Plan der göttlichen Schöpfung und Regierung allein auf Mutmaßungen gebracht werden können, die sich auf den besonderen Entwurf seines geheimen Willens mit uns anwenden lassen.

Unser Leben besteht in einer Vereinigung des sichtbaren Theils mit einem höheren Wesen, das wir bloß aus seinen Wirkungen schließen können. Diese Vereinigung ist unserm eignen Willen einigermaßen preisgegeben — — und unzählig vielen andern Zufällen ausgesetzt — —. Beide stehen auf eine unbegreifliche und verborgene Weise unter der Regierung und Vorsehung desjenigen, der es uns gibt und nach seinem Willen erhält. Diese und dergleichen Begriffe sind Zeigefinger, auf die wir acht geben müssen, um einige Schlüsse über uns selbst zu machen.

Um die Erkenntnis unserer selbst zu erleichtern, ist in jedem Nächsten mein eigen Selbst als in einem Spiegel sichtbar. Wie das Bild meines Gesichts im Wasser wiedererscheint; so ist mein Ich in jedem Nebenmenschen zurückgeworfen. Um mir dieses Ich so lieb als mein eigenes zu machen, hat die Vorsehung so viele Vorteile und Annehmlichkeiten in der Gesellschaft der Menschen zu vereinigen gesucht.

Gott und mein Nächster gehören also zu meiner Selbsterkenntnis, zu meiner Selbstliebe. Was für ein Gesetz, was für ein entzückender Gesetzgeber, der uns befiehlt, ihn selbst mit ganzem Herzen zu lieben, und unsern Nächsten als uns selbst! Dies ist die wahre und einzige Selbstliebe des Menschen, die höchste Weisheit

der Selbsterkenntnis eines Christen, der nicht nur Gott als das höchste, wohlthätigste, einzig und allein gute und vollkommene Wesen liebt, sondern überdem weiß, daß dieser Gott selbst sein Nächster und seines Nebenmenschen Nächster im strengsten Verstande geworden ist, damit wir alle mögliche Ursache hätten, Gott und unsern Nächsten zu lieben.

In unserm Glauben, sieht man also, ist allein himmlische Erkenntnis, wahres Glück und erhabenste Freiheit der menschlichen Natur vereinigt. Vernunft — Geist — Sittenlehre sind drei Töchter der wahren Naturlehre, die keine bessere Quelle als die Offenbarung hat.

2.

Wie sollten wir über die Größe unserer Natur erschrecken, wenn wir bedenken, daß die Wahl nicht nur des Guten, sondern des Besten, ein Gesetz unsers Willens ist? Der Bau jedes Geschöpfes bezieht sich auf seine Bestimmung. Ist dieser Ruf nicht eine Prophezeiung der höchsten Glückseligkeit?

3.

Es war nach dem römischen Recht den Soldaten nicht erlaubt, Ländereien zu kaufen in dem Lande, wo sie Krieg führten. I. 9 Dig. de re militari. I. 13. eod. Wir sehen hier ein römisches Gesetz, welches den Christen verdammt, der zum Streiter auf diese Erde berufen ist, und sich zum Angesehenen derselben machen will. In den Geschichten, Gesetzen und Gebräuchen aller Völker finden wir, daß ich so sage, den *sensum communem* der Religion. Alles lebt und ist voll von Winken auf unseren Beruf und auf den Gott der Gnade. Der Apostel sagt ausdrücklich den Lystrenern, daß Gott den Heiden ebensogut ein Zeugnis und einen Zeugen von sich selbst gegeben; und worin bestand das? Er tat ihnen Gutes — — er gab sich ihnen als

die Liebe und den Gott der Liebe zu erkennen — —
Er gab ihnen Regen vom Himmel und fruchtbare
Jahreszeiten und füllte ihr Herz mit Nahrung und
Freude. Ap.-Gesch. XIV. 17. Man sieht hier offen-
bar, daß dieser Regen und diese fruchtbaren Zeiten
nicht allein in der Witterung bestehen, sondern eben
die Wirkungen des Geistes anzeigen, die uns gute Ge-
danken, Bewegungen, Anschläge mittheilen.

Ist das kleinste Gräschen ein Beweis Gottes; wie sollten
die kleinsten Handlungen der Menschen weniger zu
bedeuten haben? hat die Schrift nicht das verächt-
lichste Volk ausgesucht, eines der kleinsten, die
schlechtesten Handlungen, ja die sündlichsten der-
selben, um Gottes Vorsehung und Weisheit darin ein-
zukleiden und ihn zu offenbaren in solcher Erniedri-
gung der Bilder? Natur und Geschichte sind daher die
zwei großen *Commentarii* des Göttlichen Worts, und
dieses hingegen der einzige Schlüssel, uns eine Er-
kenntnis in beiden zu eröffnen. Was will der Unter-
schied zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion
sagen? Wenn ich ihn recht verstehe, so ist zwischen
beiden nicht mehr als der Unterschied zwischen dem
Auge eines Menschen, der ein Gemälde sieht, ohne das
Geringste von der Malerei und Zeichnung oder der
Geschichte, die vorgestellt wird, zu verstehen, und
dem Auge eines Malers; zwischen dem natürlichen
Gehör und dem musikalischen Ohr.

Könnte man nicht von SOKRATES, wenn er sich auf sei-
nen Schutzgeist bezog, eben das sagen, was von PETRUS
steht: er wußte nicht, was er sagte, oder von CAIPHAS,
der prophezeite und göttliche Wahrheiten verkündigte,
ohne daß er, noch seine Zuhörer, das Geringste von
dem wahrnahmen, was Gottes Geist durch ihn redete?
Dies ist in der merkwürdigen Geschichte SAULS und
BILEAMS vorgestellt, daß unter den Abgöttern selbst,
ja in den Werkzeugen der Hölle, die Offenbarung Got-
tes vor Augen liegt, und daß er sie selbst dazu braucht,

um seine Diener und Knechte zu sein, wie NEBU-
CADNEZAR.

Ein englischer Geistlicher hat in die Naturlehre die
Salbung der Gnade zuerst einzuführen gesucht; es
fehlt uns noch ein DERHAM, der uns nicht den Gott
der nackten Vernunft, daß ich so rede, sondern den
Gott der heiligen Schrift, im Reiche der Natur auf-
deckt, der uns zeigt, daß alle ihre Schätze nichts als
eine Allegorie, ein mythologisch Gemälde himmlischer
Systeme — — so wie alle Begebenheiten der weltlichen
Geschichte Schattenbilder geheimere Handlungen und
entdeckter Wunder sind. Jerem. XXXII. 20.

4.

Welche Frage hat den Weltweisen mehr zu schaffen
gemacht, als der Ursprung des Bösen, oder die Zulas-
sung desselben? Gott selbst sagt: Ich schaffe das Böse
— — Wenn wir einen rechten Begriff von den Dingen
hätten oder uns zu machen suchten, so dürften wir uns
durch Ausdrücke nicht verwirrt machen, noch belei-
digt halten. Gut und Böse sind eigentlich allgemeine
Begriffe, die nichts mehr als eine Beziehung unserer
selbst auf andere Gegenstände, und dieser Zurückbe-
ziehung, daß ich so sage, auf uns anzeigen. Wir stehen
also mit andern Dingen in Verbindung; auf diesem
nexum beruht nicht nur unser wahres Wesen und
eigentliche Natur, sondern auch alle Abwechslungen
und Schattierungen, deren sie fähig ist.

Unser Leben hat nötig durch Nahrung erhalten und
ersetzt zu werden. Diese hängt von den Früchten der
Erde ab, und diese gewissermaßen von der Ordnung
unseres Fleißes und dem Lauf der Natur. Die Faulheit
ist daher ein sittlich Übel und die Teuerung ein phy-
sisches Übel. Wir nennen aber beide so, weil durch
selbige die Verbindung zertrennt wird, worin unser
Dasein und die Erhaltung desselben zum Teil besteht.
Unsere Gesundheit ist ein Gut, das in einer Harmonie

des körperlichen Baues und der Vereinigung mit der Seele besteht. Alles dasjenige, was selbige zu zerstören und zu ändern fähig ist, heißt daher ein Übel; und im Gegenteil ist dasjenige ein Gut, was selbige erhält oder wiederherstellen kann. Unsere Gesundheit und unser Leben kann daher aufhören ein Gut zu sein, sobald beide in eine höhere Ordnung Eingriffe tun, die in einem näheren Verhältnis mit unserer geistigen Natur stehen.

Der Mensch ist ein sehr entferntes Glied in der Reihe der erschaffenen Dinge von dem großen Urwesen, wodurch alle bestehen und durch dessen Wort alle entstanden sind. Er mag noch so schwach gegen den ganzen *nexum* sein, so hängt doch alles von Gott ab, und derjenige, welcher die ganze Kette in seiner Hand hält, trägt ihn in seiner unmittelbaren Obhut, vermöge der Gesetze, wodurch alle Mittelwesen in Ihm ihren Grund und ihre Bestimmung haben.

Nichts gibt uns ein so außerordentlich Licht in die ganze Natur der Dinge, als die große Wahrheit unseres Heilandes: Niemand ist gut als der einige Gott. Anstatt also zu fragen: wo kommt das Böse her? sollten wir die Frage vielmehr umkehren, und uns wundern, daß endliche Geschöpfe fähig sind, gut und glücklich zu sein. Hierin besteht das wahre Geheimnis der göttlichen Weisheit, Liebe und Allmacht. Diese philosophische Neugierde, die sich über den Ursprung des Bösen so sehr wundert und beunruhigt, sollte man fast für ein dunkel Bewußtsein des göttlichen Ebenbildes in unserer Vernunft ansehen, für ein *υπερον πρῶτερον*, dessen wahrer Sinn umgekehrt genommen werden muß, in dessen Versetzung aber gleichwohl eine Cabbala liegt, ein geheimer Verstand.

Es gibt nicht mehr als eine einzige Verbindung, die Gott zum Gesetz unserer Natur und ihres Glücks gemacht. Alles dasjenige, was der Mensch gegen diesen Zusammenhang tut, löst das allgemeine Band auf, die Harmonie, den Frieden, wodurch alle äußere Dinge zu schwach

sind, in ihm zu wirken, und er stark genug, dem Unge-
stüm aller Gegenstände, die ihn unterdrückend über-
fallen, zu widerstehen, ja nicht nur zu widerstehen, son-
dern selbst über diese vereinigte Macht zu herrschen.

Man stelle sich einen mächtigen Monarchen vor, der
einen Liebling der Wut seiner Höflinge aufgeopfert, um
sich durch seinen Sohn an selbigen zu rächen. Der
Vater ist verbannt und plötzlich der Rache und Macht
seiner Feinde entzogen worden. Sein unmündiger Sohn
bleibt im Reich und alles wütet um dieses Kind, um
den Vater doppelt in demselben zu foltern und sich an
seinem Erben mit desto mehr Grausamkeit zu rächen.
Der Monarch entdeckt diesem Kinde das Schicksal
seines Vaters, die Bosheit, die Macht und List seiner
Feinde, ja ein Teil des Geheimnisses, warum er sich
nicht öffentlich für seinen Vater und ihn selbst erklären
kann, warum er ihm den Hof verbieten muß, er tut
ihm zugleich die Versicherung, daß er unbesorgt allent-
halben sein soll, daß er einen unerkannten Freund auf
alle seine Wege und die Schritte seiner Feinde bestellt
hat; ja daß er ihm ein Zeichen eindrücken will, das
jedermann verehren soll, und das niemand imstande
wäre auszulöschen oder ihm zu rauben, als seine eigene
Hand, oder sein eigener Wille, oder sein eigener Un-
gehorsam und die Verachtung der Warnungen und
Hilfsmittel, deren Gebrauch er ihm überließe. Daß seine
Entfernung eine kurze Zeit sein sollte, daß er ihn zu
dem Aufenthalt seines Vaters unbekannt zu führen ge-
dächte, und sie beide nach Vollziehung einiger wich-
tigen Geschäfte in sein Reich öffentlich zurückrufen,
und zu seinen Freunden und Nachfolgern oder Mit-
regenten öffentlich erklären und zugleich Strafe an
ihren Feinden ausüben wollte.

Laßt uns diesem Kinde folgen, dem von seinen Feinden
auf dem Wege nachgestellt wird, die alles tun, um
durch Liebkosungen und Drohungen es zu gewinnen,
die das Zeichen an seiner Stirn bald lächerlich machen,

bald ihn bewegen, selbiges als einen Flecken abzuwischen, bald ihm Näschereien und güldene Berge versprechen, um ihn von selbst dazu zu bewegen. — — Gesetzt die Feinde erreichten es so weit, um es unkenntlich zu machen, oder eine zeitlang unsichtbar zu machen. Sie warten bloß hierauf, um ihre Rachsucht auszuüben; und mitten in der Entdeckung ihrer Grausamkeit und Gefahr, worin sich dieses Kind befindet, kommt der unbekannte Freund, um es aus ihren Klauen zu erretten. So kurz der Weg, so ist es von innerlicher Angst, Furcht, und beständigen Anfällen seiner Feinde bedroht, in denen immer sein voriger unbekannter Erretter zu rechter Zeit erscheint, um ihn nicht umkommen zu lassen, und mit dessen Gegenwart alle Schreckbilder und Gestalten der Gefahr verschwinden.

Um der Ähnlichkeit in der Erdichtung noch näher zu folgen, laßt uns annehmen, daß dieses Kind ein Zeichen an seinem Gesicht trüge, ohne es zu wissen, und das keine fremde Hand als seine eigene auslöschen könnte, daß es ihm daher aufgebunden würde, nicht mit der Hand die Stirne zu berühren, und sich dazu durch keine Vorstellung bewegen zu lassen, ohne daß ihm die Ursachen oder das Dasein dieses Zeichens und die Ehrfurcht, die seine Feinde für selbiges haben müßten, alle die Folgen aber seines Ungehorsams in diesem Stück entdeckt würden.

Dieser Unmündige wandert jetzt — — des Monarchen Verheißungen und Befehle — — der Aufenthalt, wo er seinen Vater finden soll — — und der Schutz des unbekanntes Freundes, auf den er sich bei aller aufstoßenden Gefahr gewiß zu verlassen hatte; Hoffnung, kindliche Liebe und Zuversicht sind sein Stolz, seine Lust und seine Stärke.

Wenn wir das menschliche Geschlecht und jeden Menschen uns in ähnlichen Fällen vorstellen, daß sein Leben, seine Sicherheit und ewig Glück von einer Bedingung abhängt, die über alle Schwierigkeiten siegt, und daß

er mit Übertretung derselben nicht nur sein Glück verscherzt, sondern auch in das höchste Elend gerät, und in beständiger Furcht, Angst und Gefahr schweben, ja einer augenblicklichen Erlösung nötig haben muß, falls er nicht auf ewig verloren sein soll — — so wird uns die Frage vom Ursprung des Bösen in einem ganz fremden Gesichtspunkt vorkommen.

5.

Je mehr ich dem Begriff der Freiheit nachdenke, desto mehr scheint er mir mit allen Beobachtungen derselben übereinzukommen. Ich will zwei anführen. Man kommt überein, daß es keine Freiheit ohne Gesetze geben könne; und man erklärt diejenigen für freie Staaten, wo die Untertanen sowohl als der Fürst von Gesetzen abhängen. Gesetze haben alle ihre Kraft bloß durch den Grundtrieb der Selbstliebe, der Belohnungen und Strafen als Bewegungsgründe wirksam macht. Ein Gesetz ist niemals so beunruhigend und so beleidigend als ein Richterspruch, der auf Billigkeit gegründet ist. Das erste rührt meine Eigenliebe gar nicht und erstreckt sich auf meine Handlung allein, macht daher alle diejenigen mit mir gleich, die im gleichen Fall stehen. Der letzte, ein willkürlicher Spruch ohne Gesetz, ist aus entgegengesetzten Bewegungen der Selbstliebe allemal als eine Knechtschaft für uns. Durch ein Gesetz sind mir die Folgen meiner Handlung bekannt; die Einbildungskraft kann daher durch keine Schmeicheleien oder argwöhnischen Überlegungen von der Gerechtigkeit unsers Fürsten oder Richters uns hintergehen. Ja, der Richter in einer freien Republik zeigt mir selbst durch sein Beispiel, daß ihm das Gesetz so gut befiehlt, dies gegen mich auszusprechen, als es mir befiehlt, das, was er ausspricht, zu leiden. Hierin bestehen also alle die Vorzüge der politischen Freiheit, jeder weiß die Folgen seiner Handlungen und niemand kann selbige ungestraft übertreten: weil nichts als der

Wille des Gesetzes mich einschränken kann, und dieser Wille ist mir so wohl bekannt, als unwandelbar, ja der Wille des Gesetzes ist in allen Fällen für mich und eine Stütze meiner Selbsterhaltung und Selbstliebe. Daher berufen wir uns auf Gesetze, daher fürchten wir selbige. Man füge noch hinzu, daß die Gesetze, die wir uns selbst geben, aus eben dem Grunde der Selbstliebe uns niemals schwer vorkommen, und daß es das größte Vorrecht freier Staaten ist, ihre eigenen Gesetzgeber zu sein. Gesetze schränken also nicht Freiheit ein, sondern geben mir die Fälle zu erkennen und die Handlungen, die vorteilhafte oder nachteilige Folgerungen für meine Selbstliebe haben sollen, und diese Einsicht bestimmt daher unsere Neigungen.

Der stoische Grundsatz: Der Tugendhafte ist allein frei und jeder Bösewicht ein Sklave, bekommt aus dieser Erklärung gleichfalls sein Licht. Lüste und Laster hindern unsere Erkenntnis, die falschen Urteile derselben verwirren daher unsere Selbstliebe. Wir glauben zu unserm Besten, zu unserm Vergnügen, zu unserer Ehre zu handeln, und wählen Mittel, die allen diesen Endzwecken widersprechen. Ist dies Selbstliebe? Wo diese nicht ist, kann auch keine Freiheit sein.

6.

Wenn man erwägt, wie viel Stärke, Gegenwart des Geistes, Geschwindigkeit, der wir sonst nicht fähig sind, uns die Furcht einer außerordentlichen Gefahr gibt: so begreift man, warum ein Christ dem natürlichen sichern Menschen so sehr überlegen ist, weil er mit beständiger Furcht und Zittern seine Seligkeit sucht.

7.

Mein Magen beschwert sich über die Unmäßigkeit, jedes Glied hat sein Gefühl, daß es warnt vor einem Gegenstand, der ihm nachteilig ist: Dies ist ein physisches Gewissen.

8.

Wo kommt das Ansehen her, in dem die Wahrsagerkünste stehen und die große Anzahl derselben, die sich auf nichts als ein Mißverständnis unseres Instinkts oder natürlicher Vernunft gründen? Wir sind alle fähig Propheten zu sein. Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichte, Rätsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das Buch der Natur und der Geschichte sind nichts als Chiffren, verborgene Zeichen, die eben den Schlüssel nötig haben, der die heilige Schrift auslegt und die Absicht ihrer Eingebung ist.

9.

Der Leib ist das Kleid der Seele. Er deckt die Blöße und Schande derselben. Der Wollüstige und Ehrgeizige schreiben die lasterhaften Neigungen ihrem Blut und Fiebern zu. Er hat gedient unsere Seele zu erhalten, eben wie die Kleidung unsern Leib schützt gegen die äußerlichen Angriffe der Luft und anderer Gegenstände. Diese Notdurft unserer Natur hat uns erhalten, unterdessen höhere und leichtere Geister ohne Rettung fielen. Das Hindernis, das uns ein Kleid gibt, das uns ein wenig schwerer macht und ein wenig von dem Gebrauch unsrer Glieder entzieht, erstreckt sich nicht sowohl auf das Gute, in Ansehung der Seele, als in Ansehung des Bösen. Wie abscheulich würde vielleicht der Mensch sein, wenn ihn der Leib nicht in Schranken hielte!

10.

Das allgemeine Beste eines Staats wird von den Almosen der Untertanen unterhalten. Jede Scherbe des Fleißes wird von Gott gesegnet zum allgemeinen Reichtum und Nahrung.

Sokratische Denkwürdigkeiten

Einleitung.

Der Geschichte der Philosophie ist es wie der Bildsäule des französischen Staatsministers ergangen. Ein berühmter Künstler zeigte seinen Meißel daran; ein Monarch, der Name eines ganzen Jahrhunderts, gab die Unkosten zum Denkmal und bewunderte das Geschöpf seines Untertanen; der Skythe aber, der auf sein Handwerk reiste, und wie Noah oder der Galiläer des Projektmachers JULIAN ein Zimmermann wurde, um der Gott seines Volks zu sein, dieser Skythe beging eine Schwachheit, deren Andenken ihn allein verewigen könnte. Er lief auf den Marmor zu, bot großmütig dem stummen Stein die Hälfte seines weiten Reiches an, wenn er ihn lehren wollte, die andere Hälfte zu regieren. Sollte unsere Historie Mythologie werden, so wird diese Umarmung eines toten Lehrers, der ohne Eigennutz Wunder der Erfüllung getan, in ein Märchen verwandelt sein, das den Reliquien von Pygmalions Leben ähnlich sehen wird. Ein Schöpfer seines Volkes in der Sprache unseres Witzes wird nach einer undenklichen Zeit ebenso poetisch verstanden werden müssen, als ein Bildhauer seines Weibes.

Es gibt in dem Tempel der Gelehrsamkeit wirklich einen Götzen, der unter seinem Bilde die Aufschrift der philosophischen Geschichte trägt und dem es an Hohenpriestern und Leviten nicht gefehlt. STANLEY und

BRUCKER haben uns Kolosse geliefert, die ebenso sonderbar und unvollendet sind als jenes Bild der Schönheit, das ein Grieche aus den Reizen aller Schönen, deren Eindruck ihm Absicht und Zufall verschaffen konnte, zusammensetzte. Meisterstücke, die von gelehrten Kennern der Künste immer sehr möchten bewundert und gesucht, von Klugen hingegen als abenteuerliche Gewächse und Chimären in der Stille belacht, oder auch für die lange Weile und in theatralischen Zeichnungen nachgeahmt werden.

Weil STANLEY ein Brite und BRUCKER ein Schwabe ist, so haben sie beide die Langeweile des Publikums zu ihrem Ruhm vertrieben; wiewohl das Publikum auch für die Gefälligkeit, womit es die ungleichen Fehler dieser Nationalschriftsteller übersehen, gelobt zu werden verdient.

DESLANDES, ein Autor von enzyklischem Witz hat eine chinesische Kaminpuppe für das Kabinett des gallikanischen Geschmacks hervorgebracht. Der Schöpfer der schönen Natur scheint die größten Köpfe Frankreichs, wie Jupiter ehemals die Riesen, zur Schmiede der Strahlen und Schwärmer verdammt zu haben, die er zum tauben Wetterleuchten und ätherischen Feuerwerken nötig hat.

Aus den Urteilen, die ich über alle diese ehrlichen und feinen Versuche von einem kritischen System der philosophischen Geschichte gefällt, läßt sich mehr als wahrscheinlich schließen, daß ich keines davon gelesen, sondern bloß den Schwung und Ton des gelehrten Haufens nachzuahmen, und denjenigen, zu deren Besten ich schreibe, durch ihre Nachahmung zu schmeicheln suche. Unterdessen glaube ich zuverlässiger, daß unsere Philosophie eine andere Gestalt notwendig haben müßte, wenn man die Schicksale dieses Namens oder Wortes: Philosophie, nach den Schattierungen der Zeiten, Köpfe, Geschlechter und Völker, nicht wie ein Gelehrter oder Weltweiser selbst, sondern als ein

müßiger¹⁾ Zuschauer ihrer olympischen Spiele studiert hätte oder zu studieren wüßte.

Ein Phrygier, wie AESOP, der sich nach den Gesetzen seines Klima, wie man jetzt redet, Zeit nehmen mußte, klug zu werden, und ein so natürlicher Tropf, als ein LA FONTAINE, der sich besser in die Denkgangsart der Tiere als der Menschen zu schicken und zu verwandeln wußte, würden uns anstatt gemalter Philosophen oder ihrer zierlich verstümmelten Brustbilder, ganz andere Geschöpfe zeigen und ihre Sitten und Sprüche, die Legenden ihrer Lehren und Taten mit Farben nachahmen, die dem Leben näher kämen.

Doch sind vielleicht die philosophischen Chroniken und Bildergalerien weniger zu tadeln als der schlechte Gebrauch, den ihre Liebhaber davon machen. Ein wenig Schwärmerei und Aberglauben würde hier nicht nur Nachsicht verdienen, sondern etwas von diesem Sauertheige gehört dazu, um die Seele zu einem philosophischen Heroismus in Gärung zu setzen. Ein brennender Ehrgeiz nach Wahrheit und Tugend und eine Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich nicht dafür erkannt werden, noch sein wollen; hierin besteht der Heldengeist eines Weltweisen.

Wenn CÄSAR Tränen vergießt bei der Säule des mazedonischen Jünglings und dieser bei dem Grabe ACHILLS mit Eifersucht an einen Herold des Ruhms denkt, wie der blinde Minnesänger war: so biegt ein ERASMUS im Spott sein Knie für den heiligen SOKRATES und die hellenistische Muse unsers von BAR muß den komischen Schatten eines THOMAS DIAFOIRUS beunruhigen, um uns die unterirdische Wahrheit zu predigen: daß es göttliche Menschen unter den Heiden gab, daß wir die Wolke dieser Zeugen nicht verachten sollen, daß sie der Himmel zu seinen Boten und Dolmetschern salbte und zu eben dem Berufe unter ihrem Geschlecht

¹ Ein Mensch ohne Geschäfte heißt auf griechisch Argus.

einweihte, den die Propheten unter den Juden hatten. Wie die Natur uns gegeben, unsere Augen zu öffnen; so die Geschichte, unsere Ohren. Einen Körper und eine Begebenheit bis auf ihre ersten Elemente zergliedern, heißt, Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit ertappen wollen. Wer Mose und den Propheten nicht glaubt, wird daher immer ein Dichter, wider sein Wissen und Wollen, wie BUFFON über die Geschichte der Schöpfung, und MONTESQUIEU über die Geschichte des römischen Reichs.

Wenn kein junger Sperling ohne unsern Gott auf die Erde fällt, so ist kein Denkmal alter Zeiten für uns verloren gegangen, das wir zu beklagen hätten. Sollte seine Vorsorge sich nicht über Schriften erstrecken, da er selbst ein Schriftsteller geworden und der Geist Gottes so genau gewesen, den Wert der ersten verbotenen Bücher aufzuzeichnen, die ein frommer Eifer unserer Religion dem Feuer geopfert? Wir bewundern es an POMPEJUS als eine kluge und edle Handlung, daß er die Schriften seines Feindes SERTORIUS aus dem Wege räumte; warum nicht an unserm Herrn, daß er die Schriften eines CELSUS untergehen lassen? Ich meine also nicht ohne Grund, daß Gott für alle Bücher, woran uns was gelegen, wenigstens so viel Aufmerksamkeit getragen, als CÄSAR für die beschriebene Rolle, mit der er in die See sprang, oder PAULUS für sein Pergamen zu Troada.

Hatte der Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf, nicht an einem Scheffel Linsen genug zur Übung seiner erworbenen Geschicklichkeit? Diese Frage möchte man an alle Gelehrte tun, welche die Werke der Alten nicht klüger als jener die Linsen zu brauchen wissen. Wenn wir mehr hätten, als uns die Zeit hat schenken wollen, so würden wir selbst genötigt werden, unsere Ladungen über Bord zu werfen, unsere Bibliotheken in Brand zu stecken, wie die Holländer das Gewürz.

Mich wundert, daß noch keiner so viel über die Historie gewagt, als BACO für die Physik getan. BOLINGBROKE gibt seinem Schüler den Rat, die ältere Geschichte überhaupt wie die heidnische Götterlehre und als ein poetisch Wörterbuch zu studieren. Doch vielleicht ist die ganze Historie mehr Mythologie, als es dieser Philosoph meint, und gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugnis, ein Rätsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe, als unserer Vernunft, zu pflügen.

Meine Absicht ist es nicht, ein Historiograph des SOKRATES zu sein; ich schreibe bloß seine Denkwürdigkeiten, wie DUCLOS dergleichen zur Geschichte des XVIIIten Jahrhunderts für die Langeweile des schönen Publikums herausgegeben.

Es ließe sich freilich ein so sinnreicher Versuch über das Leben SOKRATES schreiben, als BLACKWELL über den HOMER geliefert. Sollte der Vater der Weltweisheit nicht dieser Ehre näher gewesen sein, als der Vater der Dichtkunst? Was COOPER herausgegeben, ist nichts als eine Schulübung, die den Ekel sowohl einer Lob- als Streit-Schrift mit sich führt.

SOKRATES besuchte öfters die Werkstätte eines Gerbers, der sein Freund war und SIMON hieß. Der Handwerker hatte den ersten Einfall, die Gespräche des SOKRATES aufzuschreiben. Dieser erkannte sich vielleicht in denselben besser als in PLATONS, bei deren Lesung er gestutzt und gefragt haben soll: Was hat dieser junge Mensch im Sinn aus mir zu machen? — — Wenn ich nur so gut als SIMON der Gerber meinen Held verstehe!

Erster Abschnitt.

SOKRATES hatte nicht vergebens einen Bildhauer und eine Wehmutter zu Eltern gehabt. Sein Unterricht ist jederzeit mit den Hebammenkünsten verglichen wor-

den. Man vergnügt sich noch diesen Einfall zu wiederholen, ohne daß man selbigen als das Samenkorn einer fruchtbaren Wahrheit hätte aufgehen lassen. Dieser Ausdruck ist nicht bloß tropisch, sondern zugleich ein Knäuel vortrefflicher Begriffe, die jeder Lehrer zum Leitfaden in der Erziehung des Verstandes nötig hat. Wie der Mensch nach der Gleichheit Gottes erschaffen worden, so scheint der Leib eine Figur oder Bild der Seele zu sein. Wenn uns unser Gebein verhohlen ist, weil wir im Verborgenen gemacht, weil wir gebildet werden unten in der Erde; wie viel mehr werden unsere Begriffe im Verborgenen gemacht, und können als Gliedmaßen unsers Verstandes betrachtet werden. Daß ich sie Gliedmaßen des Verstandes nenne, hindert nicht, jeden Begriff als eine besondere und ganze Geburt selbst anzusehen. SOKRATES war also bescheiden genug, seine Schulweisheit mit der Kunst eines alten Weibes zu vergleichen, welches bloß der Arbeit der Mutter und ihrer zeitigen Frucht zu Hilfe kommt und beiden Handreichung tut.

Die Kraft der Trägheit und die ihr entgegengesetzt scheinende Kraft des Stolzes, die man durch so viel Erscheinungen und Beobachtungen veranlaßt worden in unserm Willen anzunehmen, bringen die Unwissenheit und die daraus entspringenden Irrtümer und Vorurteile nebst allen ihren schwesterlichen Leidenschaften hervor. Von dieser Seite ahmte also SOKRATES seinen Vater nach, einen Bildhauer, der, indem er wegnimmt und hauet, was am Holze nicht sein soll, eben dadurch die Form des Bildes fördert. Daher hatten die großen Männer seiner Zeit zureichenden Grund über ihn zu schreien, daß er alle Eichen ihrer Wälder fälle, alle ihre Klötzer verderbe und aus ihrem Holze nichts als Späne zu machen verstünde.

SOKRATES wurde vermutlich ein Bildhauer, weil sein Vater einer war. Daß er in dieser Kunst nicht mittelmäßig geblieben, hat man daraus geschlossen, weil zu

Athen seine drei Bildsäulen der Grazien aufgehoben worden. Man war ehemals gewohnt gewesen, diese Göttinnen zu kleiden; den altväterlichen Gebrauch hatte SOKRATES nachgeahmt, und seine Grazien widersprachen dem Kostüme des damaligen Göttersystems und der sich darauf gründenden schönen Künste. Wie SOKRATES auf diese Neuerung gekommen; ob es eine Eingebung seines Genius oder eine Eitelkeit, seine Arbeiten zu unterscheiden, oder die Einfalt einer natürlichen Schamhaftigkeit gewesen, die einem andächtigen Athenienser wunderlich vorkommen mußte — weiß ich nicht. Es ist aber nur gar zu wahrscheinlich, daß diese neugekleideten Grazien so wenig ohne Anfechtung werden geblieben sein, als die neugekleideten Grazien unserer heutigen Dichtkunst.

Hier ist der Ort, die Übersichtigkeit einiger gegen das menschliche Geschlecht und dessen Aufkommen gar zu witzig gesinnter Patrioten zu ahnden, die sich die Verdienste des Bildhauers im SOKRATES so groß vorstellen, daß sie den Weisen darüber verkennen, die den Bildhauer vergöttern, um desto füglicher über des Zimmermanns Sohn spotten zu können. Wenn sie im Ernst an SOKRATES glauben, so sind seine Sprüche Zeugnisse wider sie. Diese neuen Athenienser sind Nachkommen seiner Ankläger und Giftmischer, abgeschmacktere Verleumder und grausamere Mörder denn ihre Väter. Bei der Kunst, in welcher SOKRATES erzogen worden, war sein Auge an der Schönheit und ihren Verhältnissen so gewohnt und geübt, daß sein Geschmack an wohlgebildeten Jünglingen uns nicht befremden darf. Wenn man die Zeiten des Heidentums kennt, in denen er lebte, so ist es eine törichte Mühe, ihn von einem Laster weiß zu brennen, das unsere Christenheit an SOKRATES übersehen sollte, wie die artige Welt an einem TOUSSAINT die kleinen Romane seiner Leidenschaften, als Schönfleckchen seiner Sitten. SOKRATES scheint ein aufrichtiger Mann gewesen zu sein, dessen

Handlungen von dem Grund seines Herzens, und nicht von dem Eindruck, den andere davon haben, bestimmt werden. Er leugnete nicht, daß seine verborgenen Neigungen mit den Entdeckungen des Gesichtdeuters einträfen; er gestand, daß dessen Brille recht gesehen hätte. Ein Mensch, der überzeugt ist, daß er nichts weiß, kann, ohne sich selbst Lügen zu strafen, kein Kenner seines guten Herzens sein. Daß er das ihm beschuldigte Laster gehaßt, wissen wir aus seinem Eifer gegen dasselbe und in seiner Geschichte sind Merkmale seiner Unschuld, die ihn beinahe lossprechen. Man kann keine lebhaftere Freundschaft ohne Sinnlichkeit fühlen und eine metaphysische Liebe sündigt vielleicht gröber am Nerven-saft, als eine tierische an Fleisch und Blut. SOKRATES hat also ohne Zweifel für seine Lust an einer Harmonie der äußerlichen und innerlichen Schönheit in sich selbst leiden und streiten müssen. Überdies wurden Schönheit, Stärke des Leibes und Geistes, nebst dem Reichtum an Kindern und Gütern, in dem jugendlichen Alter der Welt für Sinnbilder göttlicher Eigenschaften und Fußtapfen göttlicher Gegenwart erklärt. Wir denken jetzt zu abstrakt und männlich, die menschliche Natur nach dergleichen Zufälligkeiten zu beurteilen. Selbst die Religion lehrt uns einen Gott, der kein Ansehen der Person hat; ohngeachtet der Miß-verstand des Gesetzes die Juden an gleiche Vorurteile hierin mit den Heiden gebunden hielt. Ihre gesunde Vernunft, woran es den Juden und Griechen so wenig fehlte als unsern Christen und Muselmännern, stieß sich daran, daß der Schönste unter den Menschenkindern ihnen zum Erlöser versprochen war und daß ein Mann der Schmerzen, voller Wunden und Striemen, der Held ihrer Erwartung sein sollte. Die Heiden waren durch die klugen Fabeln ihrer Dichter an dergleichen Widersprüche gewöhnt; bis ihre Sophisten, wie unsere, solche als einen Vaternord verdammt, den man an den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntnis begeht.

Von solchem Widerspruch finden wir ein Beispiel an dem Delphischen Orakel, das denjenigen für den weisesten erkannte, der gleichwohl von sich gestand, daß er nichts wisse. Strafte SOKRATES das Orakel Lügen, oder das Orakel ihn? Die stärksten Geister unserer Zeit haben für dieses Mal die Priesterin für eine Wahrsagerin gehalten und sich innerlich über ihre Ähnlichkeit mit dem Vater SOKRATES gefreut, der es für gleich anständig hielt, einen Idioten zu spielen oder Göttern zu glauben. Ist übrigens der Verdacht gegründet, daß sich APOLL nach den Menschen richte, weil diese zu dumm sind, sich nach ihm zu richten; so handelt er als ein Gott, dem es leichter fällt zu philippisieren oder zu sokratisieren, als uns, Apollo zu sein.

Die Überlieferung eines Götterspruches will aber so wenig als ein Komet sagen für einen Philosophen von heutigem Geschmack. Wir müssen nach seiner Meinung in dem Buche, welche das törichtste Volk auf uns gebracht, und in den Überbleibseln der Griechen und Römer, so bald es auf Orakel, Erscheinungen, Träume und dergleichen Meteore ankommt, diese Märchen unserer Kinder und Ammen (denn Kinder und Ammen sind alle verflossene Jahrhunderte gegen unser lebendes in der Kunst zu erfahren und zu denken, d. h. Essais und Pensées oder Loisirs zu schreiben), absondern oder selbige als die Schnörkel unserer Alpendichter bewundern. Gesetzt, dieses würde alles so reichlich eingeräumt, als man unverschämt sein könnte es zu fordern: so wird BAYLE, einer ihrer Propheten, zu dessen Füßen diese Kreter mit so viel Anstand zu gähnen gewohnt sind, weil ihr Gamaliel gähnt, diesen Zweiflern antworten, daß, wenn alle diese Begebenheiten mit dem Einfluß der Gestirne in gleichem Grade der Falschheit stehen, wenn alles gleichartig erlogen und erdacht ist, dennoch der Wahn, die Einbildung und der Glaube daran zu ihrer Zeit und an ihrem Ort wirklich größere Wunder veranlaßt habe und veranlassen könne, als

man den Kometen, Orakelsprüchen und Träumen selbst jemals zugeschrieben hat, noch zuschreiben wird. In diesem Verstande sollten aber die Zweifler mehr Recht als unsere Empiriker behalten, weil es menschlicher und Gott anständiger aussieht, uns durch unsere eigenen Grillen und Hirngespinnste als durch eine so entfernte und kostbare Maschinerie, wie das Firmament und die Geisterwelt unseren blöden Augen vorkommt, zu seinen Absichten zu regieren.

Zweiter Abschnitt.

Ein Mann, der Geld zu verlieren hatte und vermutlich auch Geld zu verlieren verstand, den die Geschichte KRITON nennt, soll die Unkosten getragen haben, unsern Bildhauer in einen Sophisten zu verwandeln. Wer der ethymologischen Miene seines Namens traut, wird diesen Anschlag einem weitsehenden Urtheil, ein leichtgläubiger Schüler der täglichen Erfahrung hingegen einem blinden Geschmack an SOKRATES zuschreiben.

Die Reihe der Lehrmeister und Lehrmeisterinnen, die man dem SOKRATES gibt und die KRITON ohne Zweifel besolden mußte, ist ansehnlich genug; und doch blieb SOKRATES unwissend. Das freche Geständnis davon war gewissermaßen eine Beleidigung, die man aber dem aufrichtigen Klienten und Kandidaten scheint vergeben zu haben, weil sie auf ihn selbst am schwersten zurück fiel. Das Los der Unwissenheit und die Blöße derselben macht ebenso unversöhnliche Feinde als die Überlegenheit an Verdiensten und die Schau davon. War SOKRATES wirklich unwissend, so mußte ihm auch die Schande unwissend sein, die vernünftige Leute sich ergrübeln, unwissend zu scheinen.

Ein Mensch, der nichts weiß und ein Mensch, der nichts hat, sind Zwillinge eines Schicksals. Der Fürwitzige

und Argwöhnische zeichnen und foltern den ersten als einen Betrüger; wie der Gläubiger und Räuber den letzten, unterdessen der Bauernstolz des reichen Mannes und Polyhistor's beide verachtet. Eben daher bleibt die philosophische Göttin des Glücks eine bewährte Freundin des Dummen und durch ihre Vorsorge entgehen die Einfälle des Armen den Motten länger als blanke Kleider und rauschende Schlafröcke, als die Hypothesen und Formeln der Kalender-, System- und Projektmacher, als die sibyllinischen Blätter der Stern- und Staatsseher.

SOKRATES scheint von seiner Unwissenheit so viel geredet zu haben als ein Hypochondrist von seiner eingebildeten Krankheit. Wie man dieses Übel selbst kennen muß, um einen Milzsüchtigen zu verstehen und aus ihm klug zu werden; so gehört vielleicht eine Sympathie der Unwissenheit dazu, von der sokratischen einen Begriff zu haben.

Erkenne dich selbst! sagte die Tür jenes berühmten Tempels allen denen, die hereingingen, dem Gott der Weisheit zu opfern und ihn über ihre kleinen Händel um Rat zu fragen. Alle lasen, bewunderten und wußten auswendig diesen Spruch. Man trug ihn wie der Stein, in den er gegraben war, vor der Stirn, ohne den Sinn davon zu begreifen. Der Gott lachte ohne Zweifel unter seinem güldenen Bart, als ihm die kitzliche Aufgabe zu SOKRATES Zeiten vorgelegt wurde: Wer der weiseste unter allen damals lebenden Menschen wäre? SOPHOKLES und EURIPIDES würden nicht so große Muster für die Schaubühne, ohne Zergliederungskunst des menschlichen Herzens, geworden sein. SOKRATES übertraf sie aber beide an Weisheit, weil er in der Selbsterkenntnis weiter als jene gekommen war, und wußte, daß er nichts wußte. APOLL antwortete jedem schon vor der Schwelle: wer weise wäre und wie man es werden könne? Jetzt war die Frage übrig: Wer sich selbst erkenne? und woran man sich in dieser Prüfung zu

halten hätte? Geh, CHÄREPHON, lern es von Deinem Freunde. Kein Sterblicher kann die Achtsamkeit und Entäußerung eines Lehrmeisters sittsamer treiben, als womit APOLL seine Anbeter zum Verstande seiner Geheimnisse gängete. Alle diese Winke und Bruchstücke der ältesten Geschichte und Tradition bestätigen die Beobachtung, welche PAULUS und BARNABAS den Lykaoniern vorhielten, daß Gott auch unter ihnen sich selbst nicht unbezeuget gelassen, auch ihnen vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben. Mit wie viel Wahrheit singt also nicht unsere Kirche:

Wohl uns des feinen Herren!

Ein sorgfältiger Ausleger muß die Naturforscher nachahmen. Wie diese einen Körper in allerhand willkürliche Verbindungen mit andern Körpern versetzen und künstliche Erfahrungen erfinden, seine Eigenschaften auszuholen, so macht es jener mit seinem Texte. Ich habe des SOKRATES Sprichwort mit der Delphischen Überschrift zusammen gehalten; jetzt will ich einige andere Versuche tun, die Energie desselben sinnlicher zu machen.

Die Wörter haben ihren Wert wie die Zahlen von der Stelle, wo sie stehen, und ihre Begriffe sind in ihren Bestimmungen und Verhältnissen gleich den Münzen nach Ort und Zeit wandelbar. Wenn die Schlange der Eva beweiset: *Ihr werdet sein wie Gott*, und Jehova weissagt: *Siehe! ADAM ist worden als Unser einer*; wenn SALOMO ausruft: *Alles ist eitel!* und ein alter Geck es ihm nachpfeift: so sieht man, daß einerlei Wahrheiten mit einem sehr entgegengesetzten Geist ausgesprochen werden können.

Überdem leidet jeder Satz, wenn er auch aus einem Munde und Herzen quillt, unendlich viel Nebenbegriffe, welche ihm die geben, so ihn annehmen, auf eben die Art, als die Lichtstrahlen diese oder jene Farbe werden, nach der Fläche, von der sie in unser Auge zurückfallen.

Wenn SOKRATES dem KRITON durch sein: Nichts weiß ich: Rechenschaft ablegte, mit eben diesem Worte die gelehrten und neugierigen Athenienser abwies und seinen schönen Jünglingen die Verleugnung ihrer Eitelkeit zu erleichtern und ihr Vertrauen durch seine Gleichheit mit ihnen zu gewinnen suchte: so würden die Umschreibungen, die man nach diesem dreifachen Gesichtspunkte von seinem Wahlspruche machen müßte, so ungleich einander aussehen, als bisweilen drei Brüder, die Söhne eines leiblichen Vaters sind. Wir wollen annehmen, daß wir einem Unbekannten ein Kartenspiel anböten. Wenn dieser uns antwortete: Ich spiele nicht; so würden wir dies entweder auslegen müssen, daß er das Spiel nicht verstände oder eine Abneigung dagegen hätte, die in ökonomischen, sittlichen und andern Gründen liegen mag. Gesetzt aber, ein ehrlicher Mann, von dem man wüßte, daß er alle mögliche Stärke im Spiel besäße und in den Regeln sowohl, als verbotenen Künsten desselben bewandert wäre, der ein Spiel aber niemals anders als auf den Fuß eines unschuldigen Zeitvertreibes lieben und treiben könnte, würde in einer Gesellschaft von feinen Betrügern, die für gute Spieler gälten und denen er von beiden Seiten gewachsen wäre, zu einer Partie mit ihnen aufgefordert. Wenn dieser sagte: Ich spiele nicht, so würden wir mit ihm den Leuten ins Gesicht sehen müssen, mit denen er redet, und seine Worte also ergänzen können: Ich spiele nicht, nämlich, „mit solchen, als ihr seid, welche die Gesetze des Spieles brechen und das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein Spiel anbietet, so ist unser gegenseitiger Vergleich, den Eigensinn des Zufalls für unsern Meister zu erkennen, und ihr nennt die Wissenschaft eurer geschwinden Finger Zufall und ich muß ihn dafür annehmen, wenn ich will, oder die Gefahr wagen, euch zu beleidigen, oder die Schande wählen, euch nachzuahmen. Hättet ihr mir den Antrag getan, mit einander zu versuchen, wer der

beste Taschenspieler von uns in Karten wäre; so hätte ich anders antworten und vielleicht mitspielen wollen, um euch zu zeigen, daß ihr so schlecht gelernt habt Karten machen, als ihr versteht, die euch gegeben werden, nach der Kunst zu werfen.“ In diese rauhen Töne läßt sich die Meinung des SOKRATES auflösen, wenn er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit sagte: Ich weiß nichts. Daher kam es, daß dieses Wort ein Dorn in ihren Augen und eine Geißel auf ihren Rücken war. Alle Einfälle des SOKRATES, die nichts als Auswürfe und Absonderungen seiner Unwissenheit waren, schienen ihnen so fürchterlich, als die Haare an dem Haupte MEDUSENS, dem Nabel der Ägide.

Die Unwissenheit des SOKRATES war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatz ist ein größerer Unterschied, als zwischen einem lebenden Tier und anatomischen Gerippe desselben. Die alten und neuen Skeptiker mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut der sokratischen Unwissenheit einwickeln, so verärraten sie sich durch ihre Stimme und Ohren. Wissen sie nichts; was braucht die Welt einen gelehrten Beweis davon? Ihr Heucheltrug ist lächerlich und unverschämt. Wer aber so viel Scharfsinn und Beredsamkeit nötig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu überführen, muß in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen gegen die Wahrheit derselben hegen.

Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden. Was ist gewisser als des Menschen Ende und von welcher Wahrheit gibt es eine allgemeinere und bewährtere Erkenntnis? Niemand ist gleichwohl so klug, solche zu glauben, als der, wie Moses zu verstehen gibt, von Gott selbst gelehrt wird, zu bedenken, daß er sterben müsse. Was man glaubt, hat daher nicht nötig bewiesen zu werden und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen sein, ohne deswegen geglaubt zu werden.

Es gibt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen, als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann; ja man kann den Beweis eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beifall zu geben. Die Gründe eines HUME mögen noch so triftig sein, und ihre Widerlegungen immerhin lauter Lehnsätze und Zweifel: so gewinnt und verliert der Glaube gleich viel bei dem geschicktesten Rabulisten und ehrlichsten Sachwalter. Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen; weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen.

Die Beziehung und Übereinstimmung der Begriffe ist eben dasselbe in einer Demonstration, was Verhältnis und Symmetrie der Zahlen und Linien, Schallwirbel und Farben in der musikalischen Komposition und Malerei ist. Der Philosoph ist dem Gesetz der Nachahmung so gut unterworfen, als der Poet. Für diesen ist seine Muse und ihr hieroglyphisches Schattenspiel so wahr, als die Vernunft und das Lehrgebäude derselben für jenen. Das Schicksal setze den größten Weltweisen und Dichter in Umstände, wo sie sich beide selbst fühlen; so verleugnet der eine seine Vernunft und entdeckt uns, daß er keine beste Welt glaubt, so gut er sie auch beweisen kann; und der andere sieht sich seiner Muse und Schutzengel beraubt, bei dem Tode seiner Meta. Die Einbildungskraft, wäre sie ein Sonnenpferd und hätte Flügel der Morgenröte, kann also keine Schöpferin des Glaubens sein. Ich weiß für des SOKRATES Zeugnis von seiner Unwissenheit kein ehrwürdiger Siegel und zugleich keinen bessern Schlüssel, als den Orakelspruch des großen Lehrers der Heiden:

So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. So aber jemand Gott liebt, der wird von ihm erkannt. —

— — als SOKRATES vom APOLL für einen Weisen. Wie aber das Korn aller unserer natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen muß, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höheren Erkenntnis neu geschaffen hervorkeime; so weit reicht die Nase eines Sophisten nicht. Kein Maulwurfshügel, sondern ein Turm Libanons muß es sein, der nach Damesek gafft.

Was ersetzt bei HOMER die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein ARISTOTELES nach ihm erdacht und was bei einem SHAKESPEARE die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? Das Genie, ist die einmütige Antwort. SOKRATES hatte also freilich gut unwissend sein; er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war, als an aller Vernunft der Ägypter und Griechen, dessen Stimme er glaubte und durch dessen Wind, wie der erfahrene Wurmdoktor HILL uns bewiesen, der leere Verstand eines SOKRATES so gut als der Schoß einer reinen Jungfrau fruchtbar werden kann. Ob dieser Dämon des SOKRATES nichts als eine herrschende Leidenschaft gewesen und bei welchem Namen sie von unsern Sittenlehrern gerufen wird; oder ob er ein Fund seiner Staatslist, ob er ein Engel oder Kobold, eine hervorragende Idee seiner Einbildungskraft oder ein erschlichener und willkürlich angenommener Begriff einer mathematischen Unwissenheit; ob dieser Dämon nicht vielleicht eine Quecksilberröhre oder den Maschinen ähnlicher gewesen, welchen die BRADLEYS und LEUWENHÖKS ihre Offenbarungen zu verdanken haben; ob man ihn mit dem wahrsagenden Gefühl eines nüchternen Blinden oder mit der Gabe, aus Leichdornen und Narben übelgeheilter Wunden die Revolutionen des Wolkenhimmels vorher zu wissen, am bequemsten vergleichen kann: hierüber ist von so vielen Sophisten mit soviel Bündigkeit geschrieben worden, daß

man erstaunen muß, wie SOKRATES bei der gelobten Erkenntnis seiner selbst, auch hierin so unwissend gewesen, daß er einem SIMIAS darauf die Antwort hat schuldig bleiben wollen. Keinem Leser von Geschmack fehlt es in unsern Tagen an Freunden von Genie, die mich der Mühe überheben werden, weitläufiger über den Genius des SOKRATES zu sein.

Aus dieser sokratischen Unwissenheit fließen als leichte Folgen die Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als daß er sich genötigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; daß er leichtgläubig tat, jedes Meinung für wahr annahm und lieber die Probe der Spöterei und guten Laune, als eine ernsthafte Untersuchung anstellte; daß er alle seine Schlüsse sinnlich und nach der Ähnlichkeit machte; Einfälle sagte, weil er keine Dialektik verstand; gleichgültig gegen das, was man Wahrheit hieß, auch keine Leidenschaften, besonders diejenigen nicht kannte, womit sich die Edelsten unter den Atheniensen am meisten wußten; daß er, wie alle Idioten, oft so zuversichtlich und entscheidend sprach, als wenn er, unter allen Nacht-eulen seines Vaterlandes, die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm säße. — — Es hat den Sokraten unsers Alters, den kanonischen Lehrern des Publikums und Schutzheiligen falsch berühmter Künste und Verdienste noch nicht glücken wollen, ihr Muster in allen süßen Fehlern zu erreichen. Weil sie von der Urkunde seiner Unwissenheit unendlich abweichen, so muß man alle sinnreichen Lesearten und Glossen ihres antisokratischen Dämons über des Meisters Lehren und Tugenden als Schönheiten freier Übersetzungen bewundern; und es ist eben so mißlich, ihnen zu trauen, als nachzufolgen.

Jetzt fehlt es mir an dem Geheimnisse der Palingenesie, das unsere Geschichtsschreiber in ihrer Gewalt haben, aus der Asche jedes gegebenen Menschen und gemeinen Wesens eine geistige Gestalt herauszuziehen, die man

einen Charakter oder ein historisches Gemälde nennt. Ein solches Gemälde des Jahrhunderts und der Republik, worin SOKRATES lebte, würde uns zeigen, wie künstlich seine Unwissenheit für den Zustand seines Volkes und seiner Zeit, und zu dem Geschäfte seines Lebens ausgerechnet war.

Ich kann nicht mehr tun als der Arm eines Wegweisers und bin zu hölzern, meinen Lesern in dem Laufe ihrer Betrachtungen Gesellschaft zu leisten.

Die Athenienser waren neugierig. Ein Unwissender ist der beste Arzt für diese Lustseuche. Sie waren, wie alle Neugierigen, geneigt mitzuteilen, es mußte ihnen also gefallen, gefragt zu werden. Sie besaßen aber mehr die Gabe zu erfinden und vorzutragen, als zu behalten und zu urteilen; daher hatte SOKRATES immer Gelegenheit ihr Gedächtnis und ihre Urteilskraft zu vertreten und sie vor Leichtsinn und Eitelkeit zu warnen. Kurz SOKRATES lockte seine Mitbürger aus den Labyrinth ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekanntes Gottes. PLATO sagte es den Atheniensern ins Gesicht, daß SOKRATES ihnen von den Göttern gegeben wäre, sie von ihren Torheiten zu überzeugen und zu seiner Nachfolge in der Tugend aufzumuntern. Wer den SOKRATES unter den Propheten nicht leiden will, den muß man fragen: Wer der Propheten Vater sei? und ob sich unser Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwiesen?

Dritter Abschnitt.

SOKRATES soll drei Feldzüge mitgemacht haben. In dem ersten hatte ihm sein ALCIBIADES die Erhaltung des Lebens und der Waffen zu danken, dem er auch

den Preis der Tapferkeit, welcher ihm selbst zukam, überließ. In dem zweiten wich er, wie ein Parther, fiel seine Verfolger mitten im Weichen an, theilte mehr Furcht aus, als ihm eingejagt wurde, und trug seinen Freund XENOPHON, der vom Pferde gefallen war, auf den Schultern aus der Gefahr des Schlachtfeldes. Er entging der großen Niederlage des dritten Feldzuges ebenso glücklich, wie der Pest, die zu seiner Zeit Athen zweimal heimsuchte.

Die Ehrfurcht gegen das Wort in seinem Herzen, auf dessen Laut er immer aufmerksam war, entschuldigte ihn, Staatsversammlungen beizuwohnen. Als er lange genug glaubte gelebt zu haben, bot er sich selbst zu einer Stelle im Rat an, worin er als Mitglied, Ältermann und Oberhaupt gesessen und wo er sich mit seiner Ungeschicklichkeit in Sammlung der Stimmen und andern Gebräuchen lächerlich, auch mit seinem Eigensinn, den er dem unrechten Verfahren in einer Sache entgegen setzen mußte, als ein Aufrührer verdächtig gemacht haben soll.

SOKRATES wurde aber kein Autor und hierin handelte er einstimmig mit sich selbst. Wie der Held der Schlacht bei Marathon keine Kinder nötig hatte, so wenig brauchte SOKRATES Schriften zu seinem Gedächtnisse. Seine Philosophie schickte sich für jeden Ort und zu jedem Fall. Der Markt, das Feld, ein Gastmahl, das Gefängnis waren seine Schulen; und das erste, das beste Quodlibet des menschlichen Lebens und Umganges diente ihm, den Samen der Wahrheit auszustreuen. So wenig der Schulfuchseri er in seiner Lebensart beschuldigt wird und so gut er auch die Kunst verstand, die besten Gesellschaften selbst von jungen rohen Leuten zu unterhalten, erzählt man gleichwohl von ihm, daß er ganze Tage und Nächte unbeweglich gestanden und einer seiner Bildsäulen ähnlicher, als sich selbst gewesen. Seine Bücher würden also vielleicht wie diese seine Soliloquien und Selbstgespräche aus-

gesehen haben. Er lobte einen Spaziergang als eine Suppe zu seinem Abendbrot; er suchte aber nicht wie ein Peripatetiker die Wahrheit im Herumlaufen und Hin- und Hergehen.

Daß SOKRATES nicht das Talent eines Skribenten gehabt, ließe sich auch aus dem Versuche argwöhnen, den er in seinem Gefängnisse auf Angabe eines Traumes in der lyrischen Dichtkunst machte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in sich eine Trockenheit zu erfinden, der er mit den Fabeln des AESOP abzuhelfen wußte. Gleichwohl geriet ihm ein Gesang auf den APOLL und die DIANA.

Vielleicht fehlte es ihm auch in seinem Hause an der Ruhe, Stille und Heiterkeit, die ein Philosoph zum Schreiben nötig hat, der sich und andere dadurch lehren und ergötzen will. Das Vorurteil gegen XANTIPPE, das durch den ersten klassischen Autor unserer Schulen ansteckend und tief eingewurzelt worden, hat durch die Acta Philosophorum nicht ausgerottet werden können, wie es zum Behuf der Wahrheit und Sittlichkeit zu wünschen wäre. Unterdessen müssen wir fast ein Hauskreuz von dem Schlage annehmen, um einen solchen Weisen als SOKRATES zu bilden. Die Reizbarkeit seiner Einfälle konnte vielleicht aus Mangel und Ekel daran von XANTIPPEN nicht behender gedämpft werden, als durch Grobheiten, Beleidigungen und ihren Nachspiegel: Einer Frau, welche die Haushaltung eines Philosophen führen, und einem Mann, der die Regierungsgeschäfte unvermögender Großveziere verwalten soll, ist freilich die Zeit zu edel, Wortspiele zu ersinnen und verblümt zu reden. Mit ebenso wenig Grunde hat man auch als einer Verleumdung einer ähnlichen Erzählung von SOKRATES Heftigkeit widersprochen, mit der er sich auf dem Markte bisweilen die Haare aus dem Haupte gerauft und wie außer sich gewesen sein soll. Gab es nicht Sophisten und Priester zu Athen, mit denen SOKRATES in einer solchen Verstellung seiner

selbst reden mußte? Wurde nicht der sanftmütige und herzlich demütige Menschen-Lehrer gedrunken, ein Wehe über das andere gegen die Gelehrten und frommen Leute seines Volkes auszustoßen?

In Vergleichung eines XENOPHONS und PLATONS würde vielleicht der Stil des SOKRATES nach dem Meißel eines Bildhauers ausgesehen haben und seine Schreibart mehr plastisch als malerisch gewesen sein. Die Kunstrichter waren mit seinen Anspielungen nicht zufrieden und tadelten die Gleichnisse seines mündlichen Vortrages bald als zu weit hergeholt, bald als pöbelhaft. ALCIBIADES aber verglich seine Parabeln gewissen heiligen Bildern der Götter und Göttinnen, die man nach damaliger Mode in einem kleinen Gehäuse trug, auf denen nichts als die Gestalt eines ziegenfüßigen Satyrs zu sehen war.

Hier ist ein Beispiel davon. SOKRATES verglich sich mit einem Arzte, der in einem gemeinen Wesen von Kindern die Kuchen und das Zuckerbrot verbieten wollte. Wenn diese, sagte er, den Arzt vor einem Gerichte verklagen möchten, das aus lauter Kindern bestände, so wäre sein Schicksal entschieden. Man machte zu Athen so viel Anschläge, an der Ruhe der Götter teilzunehmen und gleich ihnen weise und glücklich zu werden, als man heutzutage macht nach Brot- und Ehrenstellen. Jeder neue Götzendienst war eine Finanzgrube der Priester, welche das öffentliche Wohl vermehren sollte; jede neue Sekte der Sophisten versprach eine Enzyklopädie der gesunden Vernunft und Erfahrung. Diese Projekte waren die Näschereien, welche SOKRATES seinen Mitbürgern zu verleiden suchte. Athen, das den HOMER als einen Rasenden zu einer Geldbuße verdammt haben soll, verurteilte den SOKRATES als einen Missetäter zum Tode.

Sein erstes Verbrechen war, daß er die Götter nicht geehrt und neue hätte einführen wollen. PLATO läßt ihn gleichwohl in seinen Gesprächen öfter bei den Göt-

tern schwören, als ein verliebter Stutzer bei seiner Seele oder ein irrender Ritter bei den Furien seiner Ahnen lügt. In den letzten Augenblicken seines Lebens, da SOKRATES schon die Kräfte des Gesundbrunnens in seinen Gliedern fühlte, ersuchte er noch aufs inständigste seinen Kriton, einen Hahn zu bezahlen und in seinem Namen dem ÄSKULAP zu opfern. Sein zweites Verbrechen war, ein Verführer der Jugend gewesen zu sein, durch seine freien und anstößigen Lehren.

SOKRATES antwortete auf diese Beschuldigungen mit einem Ernst und Mut, mit einem Stolz und Kaltsinn, daß man ihn nach seinem Gesichte eher für einen Befehlshaber seiner Richter, als für einen Beklagten hätte ansehen sollen.

SOKRATES verlor, sagt man, einen giftigen Einfall (er diktierte sich im Scherz selbst die Strafe, auf Unkosten des Staates zu Tode gefüttert zu werden), und die gewissenhaften Areopagiten die Geduld. Man wurde also hierauf bald über die Strafe einig, der er würdig wäre, so wenig man sich vorher darüber hatte vergleichen können.

Ein Fest zu Athen, an dem es nicht erlaubt war, ein Todesurteil zu vollziehen, legte dem SOKRATES die schwere Vorbereitung eines dreißigtägigen Gefängnisses zu seinem Tode auf.

Nach seinem Tode soll er noch einem Chier, namens KYRSAS, erschienen sein, der sich unweit seines Grabes niedergesetzt hatte und darüber eingeschlafen war. Die Absicht seiner Reise nach Athen bestand, SOKRATES zu sehen, der damals nicht mehr lebte; nach dieser Unterredung also mit desselben Gespenste, kehrte er in sein Vaterland zurück, das bei den Alten wegen seines herrlichen Weines bekannt ist.

PLATO macht die freiwillige Armut des SOKRATES zu einem Zeichen seiner göttlichen Sendung. Ein größeres ist seine Gemeinschaft an dem letzten Schicksale der Propheten und Gerechten. Eine Bildsäule von LYSIP-

PUS war das Denkmal, das die Athenienser seiner Unschuld und dem Frevel ihres eigenen Blutgerichts setzen ließen.

Schlußrede.

Wer nicht von Brosamen und Almosen noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienst der Wahrheit; Der werde frühe! ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken: so ist er vor Hunger und Durst, vor Galgen und Rad sein Leben lang sicher.

Ist es wahr, daß Gott selbst, wie es in dem guten Bekenntnisse lautet, das er vor PILATUS ablegte — ist es wahr, sage ich, daß Gott selbst dazu ein Mensch wurde und dazu in die Welt kam, daß er die Wahrheit zeugen möchte: so brauchte es keine Allwissenheit, vorher zu sehen, daß er nicht so gut wie ein SOKRATES von der Welt kommen, sondern eines schmähhcheren und grausameren Todes sterben würde, als der Vaternörder des allerchristlichsten Königes, Ludwig des Vielgeliebten, der ein Urenkel Ludwig des Großen ist.

THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL

Handzeichnungen nach der Natur

Die gegenwärtigen Aufsätze, mit denen ich die schönsten Stellen meiner Heimat bezeichnete, sind nicht von der Welt und wollen auch ihr Glück nicht machen in der Welt. Nur da, wo zwei oder drei versammelt sind, sich ihres Lebens und ihres Todes zu freuen, wollen sie sein und Gesellschaft leisten. Soll ich noch bemerken, was man sich zu ihnen versehen könne? Oder ist es besser, dies dem Eindruck zu überlassen, auf den sie es anlegen? Ein einziger Wink — und auch dieser nur für die, welche ihn bedürfen. Die jetzige religiöse Denkart hat die Menschen näher zu Gott gebracht und könnte sie noch näher zu ihm und zum Lichte der Wahrheit bringen, wenn die Menschen so wollten, als sie könnten. — Gott ist nicht ein Mensch; er ist ein Geist. Damit indessen der Mensch ihn denken könne und damit er etwas habe, um sich daran zu halten, so soll und kann er sich Gott nicht als einen willkürlich befehlenden lob-, preis- und ehrgeizigen Despoten, sondern als den himmlischen, den vollkommensten Vater, als das Vaterideal vorstellen. Dies ist eine so eigentümliche Volksidee, daß sie als das Ebenbild des gesunden Menschenverstandes angesehen werden kann; und so ist denn gottlob! die Zeit der Götzenbilder, die Zeit der falschen Vorstellungen vom göttlichen Wesen und der Hofmanier ihm zu dienen, erfüllet. Vernunft und Religion sind ein Herz und eine Seele und kommen auch darin überein, daß beide glauben! — Gott ist unser Vater, die Welt seine Stadt, die Erde eines seiner Häuser, die Menschen seine Kinder, und

alles, was sie umgibt, trägt zum Segen dieser Haushaltung bei. Haushaltung nenn' ich diesen aufgeklärten Zustand der Menschheit lieber, als Reich Gottes, um die Verbindung zwischen Vater und Kindern nicht aus dem Verstande und dem Herzen zu lassen. Familiengesellschaft war das erste, Familiengesellschaft wird auch das letzte sein; denn so wie die Natur anfangt, wird sie auch enden. Was diese Haushaltung im ganzen, im großen sein wird, das kann man in seinem eigenen Hause und in seinem Wirkungskreise, wiewohl im kleinen und im Stückwerk, schon jetzt sehen, da bei weitem noch nicht erschienen ist, was das menschliche Geschlecht sein kann und sein wird.

Wenn dem also ist, warum nimmt denn die Dichtkunst nicht je eher je lieber Kindesanteil an diesem Evangelium? Warum steht sie draußen, diese Gesegnete des Herrn, durch deren Vermittelung die Vernunft Gott dem Herrn den Vaternamen beilegte, sie, welche der Vernunft Flügel der Morgenröte gibt, um sie vom Vernunftglauben beinahe zum Schauen und zu einer lehr- und trostreichen Art von Offenbarung zu bringen; sie, die unsere Wünsche zu Hoffnungen leitet und diese Hoffnungen so befestigt, daß sie wie Gewißheit gelten und mit ihr verwechselt werden können? Nur der, welcher diese Fragen im Geist und in der Wahrheit zu tun imstande ist, wird eine Antwort in meinen Aufsätzen finden.

Mit dem Brunnen gehts herrlich. Feierlich war es anzusehen, da der Meister die Stelle des lebendigen Wassers suchte und sie fand! Das Gesträuch hatte sie so versteckt, daß Meisterkunst und Meisterhand erforderlich waren, um diese Quelle zu entdecken und sie aus der Gefangenschaft zu retten. Keinen weiteren Urlaub hatte die Quelle vom Gesträuch, als nur ihm, nur ihm, Wasser zu zollen; und dies mußte so ganz im Stillen geschehen, daß niemand der Vorübergehenden

es merken konnte. Wie wir ihr näher traten, der Meister mit Waffen in der Hand, schien es, als ob sie — nicht schüchtern rieselte, sondern weinte. — O ihr Unbarmherzigen! an den Tränen dieser Armen konntet ihr euch laben! Doch hatte die Verlassene, die man so streng bewachte, noch unerkannte Freunde, die aber, wie's zu gehen pflegt, nichts gegen die Größe und Macht des Gesträuchs, dieses Klumpens von Verschworenen, vermochten. Vergebens blühten die schönsten Vergißmeinnicht hier in der Nachbarschaft, als ob sie jeden Vorübergehenden auffordern wollten: Gedenke dieser Verlassenen! Weh ihr! Sie lebt, sie lebt im Jammer! Lange hat man ihrer vergessen und ihres einsamen Elendes! Habt Dank, ihr lieben Blümchen, ihr Redlichen im Lande! habt Dank für eure Treue! Siegreich sah ich den Meister mit der menschenfreundlichen Hand eines Retters unter dem Gesträuch wüten, damit er der Quelle Luft machte und sie erlöste! Heil ihr! sie sah Licht. Es fiel von oben. Zum erstenmal sah sie Licht und dankte rührend und floß dahin rein und lauter. Wie sie dankte! Nicht mir, Liebe, nicht mir zuerst, sondern dem Vater des Lichts, dem danket alles was lebt und Atem hat. O der Stimme der Erlösten! Zwar noch beklommen, doch herzlich! — Sei getrost! Bald wirst du freier von der Brust reden können, und dann hören dich Menschen und Singvögel, die dich segnen und dein Lob in Liedern verkündigen, wenn du sie erquickt hast und gestärkt. — In wenigen Tagen war sie ganz in ihrer Vollkommenheit, diese herrliche Quelle. Der benachbarte Fluß, der sich vorhin um diese Verlassene nicht bekümmerte, liebte sie und will sie sogar an Kindesstatt in seinen Schoß aufnehmen. Den Vergißmeinnicht aber läßt sie Freundschaft über Freundschaft zufließen. Dreimal schöner blühen sie wie zuvor, diese lieben Getreuen.

Dacht ich's nicht! die Schminkbohnen würden die Schwäche der toten Stöcke einsehen. Schön war es anzusehen, wie die mutvollen Bohnen ihre Windeln, die weißen Schalen, ablegten, und himmelan wollten. Anfangs erwiesen freilich die armen Betrogenen ihren zugesellten wurzellosen Wegweisern außerordentliche Zuneigung. Sie schmiegten sich kindlich an, verleugneten ihre Selbstkraft und strebten, um zu werden, wie ihre Leiter! Jetzt sind die Bohnen schon größer als ihre Führer, und fühlen Mut, über sie hinwegzusehen und der schlanken Erle gleich in die Höhe zu schießen. Alles ist jetzt den beigestellten Führern über den Kopf gewachsen, und alles lacht jetzt seiner unzeitigen Wegweiser, nur jene kleine zurückgebliebene Bohne noch nicht, die, weil ihr eigener Leiter ihr zu klein war, bei seinem größeren Nachbar Hilfe suchte! O! auch dieser Nachbar, den du umarmst, ist wurzellos, so sehr du gleich an ihm hängst. Zwar ließ der Gärtner, ich weiß nicht warum, noch einige Blätter an diesem Nachbarn, den er nur vor wenigen Tagen nachsteckte; allein bald fallen sie ab, diese Blätter, unwert, daß sie die Sonne bescheint: und dann ist er verwelkt, der Wurzellose, dem du dich überlässest. Sieh! hier wächst deine Gespielin von oben wieder herab, und geht einen Weg doppelt: Dort verstricken sich drei so ineinander, daß ich diesen Knäuel unmöglich aufzulösen imstande bin, ohne einen Bruch zu machen, der manches Ränkchen beschädigen müßte, und so wirst auch du, Zurückgebliebene, in kurzer Zeit über deinen Führer, der jetzt größer ist als du, wegsehen. Blinde Leiter! Arme Schminkbohnen!

Wohin bringst du mich, Alter? „Zu meinem Verteidiger, jenem Kirschbaum, der neben reifenden Kirschen noch Blüten zeigt, die so abstechen, als meine älteste Tochter zu ihrer neugeborenen Schwester, die

sie heut zur Taufe trug.“ Guter Alter, was bedarf's des Kirschbaums zum Verteidiger ob dem Lachen, das dein Weib dir bereitete? Kinder sind Gottes Gabe, und die Kleine, die meinen Vornamen erhielt, sei mein, dieser Namenverwandtschaft halber. Komm, junger Vater, laß uns pflücken Kirschblüten und Kirschen und der Wöchnerin sie bringen, daß sie sich freue ihrer älteren Kinder und ihres Säuglings!

Zwar ein Weib, doch liebe ich nicht den kriechenden Efeu, und nichts, was sich schmeichelnd umwindet, nicht das untertänige Kraut, das jedem, der es treten will, zu Füßen fällt und sie küßt, wenn dagegen der eigensinnige Ast sich ohne Ansehen der Person allem entgegensetzt, was ihn behindern will, in Gottes Welt das zu sein, was er ist. Und wenn dieser Ast mir auch die Haut streift, und mir die Hand ritzet, sind wir nicht da, um uns zu halten auf unserm Posten, der Ast so gut als ich? — und allem, was auf rechtem Wege sich uns entgegensetzt und wären wir's selbst, stattlichen Widerstand zu tun und obzusiegen?

Gärtner, Gärtner! warum so hart und unerbittlich gegen die geselligen Linden, die sich so sehr nach Menschen sehnen und alle bürgerliche Staatsabgaben gern und willig leisten, so viel an ihnen ist. Wahrlich! die Bienen sind nicht Zöllner der besten Art, die wir zur Eintreibung dieser Vermögenssteuer aussenden; und doch liefern die Linden geduldig ihre Blüten zu Honigbeiträgen in die Schatzkammern des Menschen. Murren sie wieder, wenn die Bienen murren? Sind sie nicht duldsam gegen die bewaffneten Zinsmahner? Sträuben sie sich gegen ihre Aufpasser? Gärtner! diesen lieben getreuen Linden nimmst du ihre Gipfel, andern neuen Ankömmlingen aber bewilligst du den so hervorragend

stolzen Wuchs! — Warum diese Härte gegen die Pflanzlinden? warum die Nachsicht gegen andere Pflanzbäume? Ha! weil diese es nicht leiden, weil sie lieber sterben, als sich verkleinern und unterdrücken lassen. Tausendmal ist besser der Tod, viel blitzschnell es mir ein, doch schon in der anderen Hälfte des Augenblicks war dieser Gedanke vertilgt. Dulden, ertragen will ich, wie die Linden; leiden, was man nicht ändern kann, ist das beste, ist Marienteil! Nie werde er genommen von mir. Wie sie da hoch herumblicken, jene schlanken Kastanienbäume und die benachbarten Eschen begrüßen, weil diese im Großtun ihnen nichts nachgeben! Nur immerhin, überseht alle die unterdrückten Linden, fahret daher über sie, wie die Bösen über die Gerechten. Stiftet Freundschaft, herzet und küsset euch untereinander, um Hohn und Spott über die schon Gedeimigten euch zuzuflüstern. Den Blicken Himmel könnt ihr ihnen nicht verschatten; dafür hat selbst der Gärtner gesorgt. — Wie der falsche Zephir an jenen Glücklichen sich hält und ihnen schmeichelt! Zwar kommen auch Stürme über die Stolzen, und da scheint es, als bögen sie sich; doch ist's nur um zusammenzuhalten und selbst wider die Stürme sich zu vereinigen, wie die Vornehmen, wenn der Fürst dem Stande zu nahe tritt. Seht! Allem, wär's auch der Nord selbst in höchster Person, trotzen die verbündeten Lindenverfolger. Und wenn der Nord sich müde gescholten, die Stürme auf einmal sich legen, die Gesträuche nicht mehr necken und keinen Baum niederfallen und anbeten heißen, seht! wie diese stolzen Bäume dann noch ärger auf Rechnung der unglücklichen Linden ihr Haupt heben! Stolz ist nicht gerade, krumm hält er sich. Ist es doch, als müßten sich bücken die Lindenfeinde, um ihr Haupt nicht an die Gipsdecke des Himmels zu stoßen! O des Stolzes! So unerträglich als Hoffart, wengleich nicht so gemein. Getrost, liebe Linden. Wer erniedrigt ist, wird

erhöhet werden. Ich will euch pflegen und warten, und wenn sich eurem Wachstum etwas entgegensetzt, es abwenden. Gibt Gott Gedeihen, so werdet ihr überwachsen eure Neider und euer Haupt heben und die Überwinderkrone tragen, die nur herrlich steht nach einer kleinen Zeit Leiden. Froh werde ich dann sein, daß auch der Unterdrückte zu seinem Recht gelangt, daß der Leidende reichlich wieder empfing, was er verlor! —

So wie ein stolzes Roß, wenn es gleich seinen Schweif wider zehn stechende Wespen pfauengroß verbreitet, doch öfters seines Zweckes verfehlet und von einer unerreichen Wespe gestochen wird, so daß es Mühe hat, sich auf den Füßen zu halten; so wuchs auch der herrliche Birnbaum vergebens in die Breite, um dem Unkraut, das seinen Wurzeln blutigelig Leben entzog, Feuer und Wasser, Sonne und Regen zu entziehen. Schon wollte ich diesen herrlichen Baum zur Großmut bequemen. Was dies leichte Unkraut deinen mannhaften Wurzeln! Was dies Insekt dem dickhäutigen Riesen! Doch schnell besann ich mich. Immer bleibt es verdrießlich, selbst auch von ohnmächtigen Feinden, von Neidern angefochten zu werden, die im Finstern meuchelmörderisch schleichen, die, wenn sie gleich einem festen Baum nicht viel schaden, doch durch ihren Trotz beleidigen. Ohnmächtiger Trotz zur ungebrauchten Stunde ist Gift; langsam wirkt er zum Herzen. Weg mit dem Unkraut unter dem Birnbaum! Gestern, wie entzückt war der edle Stamm, da er dies Neidergeschmeiß los war. Die höchsten Äste bückten sich, um auf die Stelle zu sehen; allein auch seine Stätte ward nicht weiter gefunden.

Korngang! Allerliebste! Warum denn eben Bäume und Gesträuch? Hat denn ein Halm nicht seine vollstän-

dige Manneslänge? Blüht er nicht? Trägt er nicht Früchte, die alle Baumfrüchte an Nutzen übertreffen? Und auch in seiner Unreife, wie schön ist der Halm! Wie ragt dieser hier über mich hinweg, und schüttelt sein Haupt meinethalben, weil ich nicht so groß bin wie er! Stolz sei nicht, guter Halm! Der Baum hat es mehr Ursache, der gewöhnlich älter wird, als der, der ihn pflanzte. Schon schärft der Schnitter seine Sichel, ohne dich in der Hälfte deiner Tage zu übereilen. Spiegle dich in dem Tautropfen des benachbarten Grases, und du wirst dein gelbes Gesicht erblicken, das dir zuruft: denke ans Ende! Da wirst du dann sinken auf den Schoß deiner Mutter. Kein Lüftchen kann dich dann aufschmeicheln, kein Sturmwind dich erwecken. Wie! du läßt deinen Mut sinken? Auch das muß du nicht, guter Halm! Du bist nützlich im Leben und im Tode. Ob in die Breite gelebt oder in die Länge, du hast dein Ziel erreicht. So wie dein Leben mir Wonne zuflüsterte, so will ich auch deinen Tod feiern, und unter dem Garbentotenhügel denken, daß auch ich davon muß und mein Leben ein Ziel hat.

Endlich kam der erwünschte Regen, da das Gras lechzte und die Bäume zu verschmachten anfangen. O wie durstig war mein Lindengang. Die Blätter krümmten sich oder welkten, die Hilfsquellen der mütterlichen Stämme schienen versiegt, und alles war wie nervenkrank, ohne Kraft und Saft, und das in der Hälfte seiner Tage, mitten im Sommer! Da kam er, der erwünschte Regen, und wie es doch zu gehen pflegt, daß man in der Not oft auch vor der Hilfe sich fürchtet; so erschrak jedes Blatt, wenn darauf starke Regentropfen fielen und zitterte und bebte, anstatt daß es fröhlich und guter Dinge sein sollte. Bald aber erholten sich die furchtsamen Blätter von unzeitiger Besorgnis, eingedenk der nun überstandenen Dürre, wollten sie

aufbewahren einige Tropfen auf eine Zeit, wo ihnen Erquickung not sein würde. Nun erschien ein vor Freude über die abgekühlte reine frische Luft ausgelassener Finke, hüpfte und sprang sich müde, und ließ ermüdet auf den Spitzen der Zweige von Zephyren sich schaukeln. Schnell flossen diese Tropfen ineinander, die bis jetzt einzeln da standen, als wären sie angewiesen. Ach! jetzt konnten sie länger sich nicht halten, sie fielen zur Erde, die im reichlichsten Maße versorgt war, und sich ob dieser Verschwendung verwunderte, zu der doch ungern die Blätter sich verstanden. Mutwilliger Vogel! mußt denn du so ausgelassen in deiner Freude auf meinem Lieblingsbaume sein? Bist du nicht Erkenntlichkeit den Blättern schuldig, die dich oft vor Sonnenhitze deckten, oder willst du, Wildfang! deine Wohltäter unterrichten, so wie du, nicht zu sorgen für den andern Morgen?

Die versäeten Körner, die nicht in der Reihe gestreut sind, was ist aus ihnen geworden? Größer sind sie als jene, die sich nicht aus ihrer Grenze wagten, die im Kreise ihrer Freunde und Bekannten verblieben. Seht! wie groß diese der Regel Entwachsenen wurden! Der Wanderer hat hohe Achtung für sie, und mehr als für das in Reihe und Gliedern stehende Feld, wo er sich, wenn es ihm gut dünkt, einen Fußsteig tritt. Stille steht der Müde vor diesen Fremdlingen, lehnt sich auf seinen Knotenstab, und freut sich über diese Emigranten, als wären es seine Landsleute. Der Schnitter selbst verfährt nicht mit ihnen wie mit gewöhnlichen Halmen, die er vor der Faust wegschlägt! Es ist eine herrliche Sache, außer der Regel zu sein! Gott ist außer der Regel, und es gibt Ausnahmen, die — göttlich sind.

Warum sollte grämen sich der Majoran, daß er kein Lavendel, und die weiße Taube, daß sie nicht rot ist? Der Apfel, daß er so saftig nicht wie die strohgelbe Birne worden? Die blaue Pflaume, daß der Pfirsich sie an Feinheit übertrifft? Die lustige Lerche, daß sie der melancholischen Philomele nicht gleich kommt, und der Hänfling, daß er so schmettern nicht kann wie der ausgelassene Zeisig? Dies Gräschen hier so klein, daß schon eine leichte Fliege es beugt, gibt Schatten dem Johanniswürmchen, wenn der lechzende Hirsch eine Eiche suchen muß, um diese Erholung zu finden. Seid immerhin, Adler unter den Vögeln und Löwen unter den Tieren, Herrscher! Lagert euch, epische Dichter! unter Eichen und Zedern, um, wenn ihr Helden jubelt, selbst Helden in der Kunst zu werden. Mein Busen schwillt nicht, mein Herz bläht sich nicht auf. Nicht zu dunkel, nicht zu blendend; nicht zu viel Licht, nicht zu viel Schatten ist mein Teil und Erbe. Nicht von Felsen rauscht herab mein Lied; sanft fließt es über glänzenden Sand, spielt mit kleinen goldadern Steinen — wenn hier rotsprenkliche Forellen und dort unansehnliche Schmerlinge fröhlich und guter Dinge sind, ist es selbst fröhlich und guter Dinge.

Nach deinem Wink, Lieber! sind die Gartenerbsen gesät. Drei besondere Plätze, jeder drei Wochen auseinander, damit immer grüne Erbsen vorhanden sind, die mir so feierlich vorkommen, wie das Osterlamm, das auch in seiner Blüte verzehret ward. Jugend und Liebe, wie nahe verwandt! Ein Paar Zwillingsschwester, jede an einer Brust der Mutter Natur. Sieh! aber sieh! den Wettstreit und wie die spätern Erbsen den früheren nachwollen! Die älteren wollen sich nicht beschämen lassen, die jüngeren wollen beschämen! Wie gerade sich alles hält, um seine Größe zu zeigen! O ihr Armen aller drei Klassen! ihr ringt nicht nach

Unsterblichkeit, nach euerm Ende sehnt ihr euch. Und wir machen es besser, wir? Nehmen wir nicht auch alle unsre Kräfte zusammen? Ringen wir nicht nach Leben? Zu sehr greifen wir uns an, zu viel leben wir auf einmal, um desto früher zu sterben. —

Nicht jedes Wasser hat einerlei Stimme. Jenes Flößchen tönt hell wie Silber und nimmt ein, wie ein unschuldiger Jüngling, der seiner Vielgetreuen sich sanft und unvermerkt übergibt. Da gibts Laute, gegen die Worte nichts sind. Laute, welche die Sprache verloren haben und stumm sind, o allerliebste stumm! Jener Fluß dort hat die Sprache eines zum Manne reifenden Jünglings, dessen Stimme sich setzt. Nicht angenehm jedem Ohr! Dort hört man Lehrton, da Scherz, und hier, horch! eine alte Matrone, die nicht aufhören kann zu schwatzen und von allem, was rings umher und was auch in entfernten Gebüschen sich zutrug, zu plaudern. Wie man doch die Abwechslung liebt! — Diese Alte selbst, wie so gern hör' ich sie erzählen! Ein Gespenstergeschichtchen und Feenmärchen mitunter; was schadet's? Wieviel schweigt nicht schon in der Natur, und wie gut ist es, daß hier und da doch eine Zunge gelöset ist, die von selbst spricht, wenn so viel sich dem Winde überlassen, seinen brausenden Ton annehmen und mit ihm aus einem Horn blasen müssen? Mag sie doch, die eintönige, gesellige, plauderhafte gute Alte, mag sie doch auch von mir erzählen; lästern kann und wird sie nicht! —

Jüngst lief ich bergab, und da dünkte mich, daß der Bach jubelvoller und lauter wie sonst daher rausche und rascher wie sonst stürze, um mich zu beschämen, weil ich ihm nicht gleich käme! Stürze nur immer, lieber Bach, ich beneide nicht deine Schnelligkeit. noch

minder wollt' ich Probe laufen mit dir! Langsam durchwandle ich die Gegend, die du beherrschest und beglückst, um dein herzerfrischendes Rauschen desto länger zu hören und an deiner Kühle mich länger zu laben. Da faßte ich dann oft mit gefalteten Händen den Entschluß, rein mein Herz zu halten wie du heller Bach, damit, wenn meine Gedanken und Gesinnungen sichtbar würden wie die Steine, die du läuterst, man sich meiner Unschuld freue, wie ich mich deiner freue und der Natur und des guten Gottes, der alles so gut gemacht hat, so sehr gut!

Ist es dir fürchterlich, Freundin! den Donner zu hören, in dem Gott so wenig schilt als im sanft plätschernden Regen und im leiser fallenden Tau? Ist es dir fürchterlich, den Blitz zu sehen, der so schön ist und so herrlich wie Sonnenschein? Freilich macht Eindruck der Nachteinbruch mitten am Tage. Bist du denn aber, Liebe! alle Tage eines Sinnes und eines Willens? O! so laß denn doch auch der Natur ihre Launen, laß sie sein, wie es ihr beliebt. Sieh! da reißen schon Winde jene schwarzen Wolken in Stücke und heben den Star, der sich an das Auge der Natur, an die liebe Sonne legte. Die See beruhigt sich, die dem Donner entgegen-tobte, die sich ihm widersetzen wollte als ein schwächliches Weib einem aufgebrachten wütenden Manne. Wenn nun gleich die Vögel sich versteckten und der sonst so laute Fink von dem höchsten Stockwerk der himmelan wachsenden Tanne tiefer herabzog und der Hänfling mitten in der Strophe sein Lied abbrach und alles in eine schreckliche Stille trat; darum sollte aber zittern der Mensch, Gottes Liebling und der Liebling seiner Natur? Von einem Weibe, Teure! lerne Fassung und Ergebung. Nichts ist fürchterlich, Geliebte, dem, der gut ist! Der Tod so wenig als der Schlaf, sein Vorläufer, sein Begleiter, sein Freund, sein Bruder!

Heute habe ich dich, gute Linde, gepflanzt und begossen, geboren und getauft, und nun laß ich dich der allgütigen Natur, deren Antlitz sich über dich erhebe und dir Frieden gebe, Frieden! Was wartet noch alles dein, liebe Tochter, sanfte Linde! Zwar Verführung und Leidenschaft nicht, dies Gift, das Menschen nur verwundet und tötet; wohl aber Sturm und Ungewitter und Hand des Gärtners, der dich zur Stutzerin kreiseln könnte oder dich dahin rafften in der Hälfte deiner Tage, da doch die Natur zu einem besseren Gebrauch dich vielleicht bestimmte, zur Wiege, zum Sarge! —

Für wen soll ich pflanzen die Linden? sprach Nachbar Falk, da seiner Töchter letzte ihm starb, die ihrem Kleinen in wenigen Stunden folgte. Dem Wanderer zu Liebe, den ich nicht kenne und der vielleicht der alten zitternden Hand nicht Dank weiß oder der wohl gar nicht verdienet im Lindenschatten zu liegen; und wenn herzstärkende Blüten sich auftun, ihren Duft einzuziehen? Pflanze sie Gott zu Ehren, rief sein Weib, der dich hielt, da dein Fuß am Grabe deiner Tochter und Enkelin wankte, und Fassung auf deine Seele tauen ließ, als sie sichtbarlich durrer war wie die meigne. Weihe sie dem himmlischen Vater, der außer bösen auch viel gute Kinder hat auf seinem Erdboden, und pflanze daneben Johannisbeersträucher, zu denen der Boden gern umsonst geben wird süße Erdbeeren, und wenn denn kommt nach vielen Jahren ein Alter, dem Gott nahm seine Kinder und Kindeskinde und sein Weib, die wie ich zwanzigfache Mutter war und die diesen Namen nicht mehr führen kann diesseits! — wie ich! — ach, wie wohl wird's ihnen tun, sich nach so viel Angst und Not zu freuen, daß Gott im Himmel ist und daß auf Erden es noch Stellen gibt, die besser trösten können und erquickern als Menschen! Falk schwieg, pflanzte Linden und Sprößlinge von

Johannisbeeren, und machte Sitze für Müde und Ruheläger für Traurige. Sein Andenken bleibe im Segen und jedes, das an der einladenden, tiefer unten rauschenden Quelle sich legt oder auf den bemoosten Stühlen sich erholt, jedes, das die Erbschaft genießt, die Falk ihm zueignete und die der freigebige Boden jährlich vermehrt, falte seine Hände und denke im Schatten der Linden der Seinen, die heimgingen, ihm voran!

Der Dichter, wenn er unverhohlen der Natur sein Herz aufschließt, um ein Anlehen zu suchen von ihren Schätzen, ist kein böser Schuldner, wie undankbare Menschen es oft sind, die nur zu nehmen, nicht aber zu geben verstehen. Herrlich legt der Dichter dies Pfund an, das er von der Natur erhielt, und das hundertfältig ihm trug, oft tausendfältig! Alles erstattet er reichlich und jeden, der ob seinem Wohlstand ihm Glück wünscht, macht er bekannt mit seiner Wohltäterin, die ihn zum Mann machte, und wenn man ihn des Guten halber erhebt, das jetzt auch er so vielen erweist, lehret er danken der Natur, durch die er ward, was er ist!

Mit dem Ausjäten ist es nur so. Wo Kraut ist, da findet sich auch Unkraut, oder Kraut, dessen Rechte so verjährt und verloschen sind, daß es uns dünkt, als wäre es nicht nützlich und gut. Näher aber gekannt, sind Unkraut und Kraut aus einem Hause gleich und gleich. Wer bürgt uns, daß Arznei bloß Nesseln und Bilsenkraut und Kletten aus unserm Körper reiße? Nimmt sie nicht oft Lebensblumen mit, die, wenn sie so schnöde behandelt werden, nicht wieder wachsen? Und ist nicht in unserm Körper Kraut und Unkraut auch gleich und gleich und aus einem Hause? Kletten sind so nötig als Veilchen! Gärtner! kennst du denn dein sogenanntes Unkraut, das du ungehört zum Tode

verurtheilst? Du, der du Kläger, Richter und Henker bist, in einer Person, sieh! — und wenn du dem Geruch mehr Glauben gibst, rieche! Selbst den Geruch, diesen Gärtnersinn, wie herrlich befriedigt ihn so manche verfolgte Naturblume! Um aller Welt willen sei dulden-der, so wie der droben ist, der über Böse und Gute, über Kraut und Unkraut seine Sonne aufgehen und regnen läßt. Ich will hoffen, daß die Engel anders jäten werden, als unsere Gärtner. Da wird manche stolze Heuchlerin ihren Platz nicht behaupten und manches Unkraut als Kraut erscheinen und umgekehrt.

An deinem Sterbetage, selige Schwester, ward der Brunnen auf dem kleinen Hügel linker Hand getauft! Wasser aus seiner Fülle nahm ich, warf es feierlich auf den dir gelegten Stein und heiligte den Stein. Henriette sei dein Name! sprach ich zu dem Brunnen, der so rein mir entgegenfloß, wie dein Herz und deine Worte, da du an meinen Lippen hingst. Henriette, sagte ich, wie meine Selige heißt, und eine Träne lief mir warm die Wange herab. Wasser- und Feuertaufe! Du lebst, Liebling meiner Seele! Henriette, Blutsverwandte! du lebst! herrlicher wie diese lebendige Quelle, die ich zu deinem Andenken, zu deinem Bilde schuf! — Wenn ich im Stillen hier wandle, und auf das sanfte Rauschen des Gesträuchs, nur der einsamen naturgeweihten Seele hörbar, aufmerke, o dann, sprich, Geist zu meinem Geiste! und du, Brunnen-Henriette, sei lebendig heute, morgen, immerdar! Wenn ich nicht mehr bin, wirst du noch sein, denn ich bin, wie meine Henriette, Blume auf dem Felde. O könntest du Henriettens Namen nachlispeln, tausendmal wollt' ich ihn dir vorsagen, lieber Brunnen, dir, dem eigen ist eine so sanfte liebliche Stimme! Mit meinem Namen sollst du dich nicht belästigen. Nur Henriette! — Es ist ihr und auch dein Taufname! Lebe, Schwesterbrunnen, lebe

wohl! Wenn ich einst sterbe, soll meine dürre, brennende Lippe sich kühlen durch dich, zum Zeichen, daß ich bald bei ihr sein werde, bei ihr, meiner Seelenschwester.

Da sah ich gestern eine Feldblume, die sich unweit ihrer Stadtschwester hingestellt hatte. Nicht wie es die letzten Geburts- und Erziehungshalber verlangen, in ehrfurchtsvoller Entfernung, sondern gerade über dem Blumenaltar, wo die weißhalsige prahlerische Lilie sich brüstete, als Königin des Festes! Zwar ungebeten stand sie da, die schöne Feldblume, das herrliche Landmädchen, doch auch nicht ohne feier- und hochzeitliches Kleid. Warum soll denn auch Natur sich vor der Kunst unter die Bäume im Garten verstecken? Natur, der Kunst Schöpferin, sie, die ihre Schöpfungsrechte so wenig entheiligen läßt, daß die Kunst, wenn sie nicht Naturmuttermäler aufweisen kann, nicht besteht in der Wahrheit. Bei jeder Kunst liegt Natur zum Grunde. Lilie! das Geschlecht der Feldblumen, die du verachtetest, ist älter denn deines. Im Paradiese waren Naturblumen. Laßt sie stehen die ungepflegte Feldblume, und feindet sie nicht an, wenn sie auch gleich hier und da den Blick eines eurer Liebhaber euch entziehen sollte: sonst rächt sie sich, zieht in Wald und Feld, verschwistert sich zu eurem Sturz mit ihresgleichen, und dann ist nicht der Kunstgarten ein Eden; nein, Eden ist, wo sie und ihresgleichen blühen.

Das war wieder ein sehr herzlicher Willkommen. Schön ist es zu sehen und zu hören, wenn mich das Federvieh umzingelt, Gott den Morgensang und mir den Morgenruß darbringt, so herzverständlich, daß es eine Lust ist zu sehen und zu hören. Alles in der Natur hat seinen Ton der Freude. Gibt es Wonne, der Hahn kräht und das Lämmchen blökt anders, als wenn es sich

trübt; und diese Trübheit kommt bei Tieren nur durch Krankheit. Warum denn Tränenschwulst auf menschlichen Wangen? Warum Röthe in dem veilchenblauen Auge, da doch alles in der Natur hüpfet und springt und der Mensch im Krankheitsfall leichter Kraut und Pflaster findet, als das nach seinem Bilde gemachte Tier, der Mensch nach Gottes Bilde gemacht? Soll denn jeder Lust erst ein Osterlamm geschlachtet werden? Und die Liebe selbst, warum ist sie so schmerzvoll, sie, das Süßeste des Lebens? Laß uns froh sein, meine Liebe, da alles froh um uns ist. Laß uns den Tieren, die in unserm Umgang lernen wollen, nicht den Eindruck der Traurigkeit mittheilen, an der mancher Weise und Unweise auf Gottes Erdboden hängt. Zahm ist uns erlaubt alles zu machen, womit wir umgehen, nur trübe nicht. Sieh! da spring ich mit meinen Hühnern herum, die mich auf Blicke verstehen und sich so freuen, daß auch ich hüpfen kann, so wie sie! Zu ihrer Sprache lassen sich meine Worte herab, ihre Laute streben zu meinen Worten und so lallen wir, wie man mit kleinen Kindern lallt, und haben eine Sprache, die nur in meinem Hofe gilt. Eine allerliebste Hühnersprache! Kaum streue ich Gerste unter sie, so kommen Vögel des Himmels, die sich bittend nach der bürgerlichen Gesellschaft meines Federviehes sehnen und dieser Republik beitreten wollen. Nein! vergrößern mag ich mich nicht; allein ich will auch meinem zünftigen Hühnergeschlecht die Freude der Freiheit nicht entziehen, die ihm durch diese Besuche so lebhaft wird, als wären auch Haushühner Vögel des Himmels. Da tritt denn eins und das andere mit weiser Miene auf, als ob es sich anmaße, den Fremden seine Sprache zu lehren, und da scheint es mir denn wirklich, daß eins vom andern lernt und seine Organe zu fremden Tönen stimmt. O der schönen Lebensfreuden diesseits des Grabes! Laß sie uns nicht vernachlässigen, meine Liebe, und Tiere nicht verachten, so lange wir noch

Fleisch und Blut haben! Dort, denke ich, wird es keine dergleichen geben, und wer weiß, wer sich da so zu uns herabläßt, wie wir zu den Hühnern! Liebkoset mich immer, ihr meine Gefährten im Erdenleben! gemeinschaftlich wollen wir darob froh sein, daß wir leben!

Der Tod in der Jugend, ist er denn wirklich so herb, als er zuweilen wohl scheint? Oder ist er nicht der Tod einer Rosenknospe, die an dem Busen eines unschuldigen Mädchens ihr Haupt neigt und auf einer ihrer marmornen Brüste ihren Grabhügel findet? — Da duftet sie denn noch in ihren letzten Zügen dem guten Mädchen gottgefällige Gedanken der Freude und des Leides hinauf und bringt die weiche Seele auf Entschlüsse, froh zu leben und froh auch zu sterben. Einerlei sind Tod und Leben: Gruft ist Wiege, Wiege ist Grab! — Ob jung oder alt, heute oder morgen, es ist alles eins. Von einer aufgeblühten Rose, deren Geruch sich so teilgebend verbreitet, daß sie nichts für sich behält, heißt es: sie sterbe betagt; und wie lange steht denn in ihrer ausgebreiteten Pracht und Herrlichkeit solch eine aufgeblühte Rose? Ist denn Hoffnung nicht besser als Genuß? Sieh hier eine der blätterreichsten, preisgegeben der Biene, die ihr den Honig abzieht und morgen keinen Teil daran nimmt, wenn die entkräfteten Blätter dieser Blumenkönigin vor den Augen der Räuberin erbleichen und von der Mutter Erde aufgenommen und mit Tautränen benetzt werden. Besser ist's wahrlich, besser als Knospe zu sterben, ehe der Kern des Lebens von der Mittagssonne verbrannt wird, ehe jedes Blatt schmerzhaft von unserm Herzen sich losreißt, als schnell und auf einmal dahin zu sinken. — Da bleiben dann alle Blätter eine zeitlang beisammen und lassen sich nicht, und eine leichte sanfte Stelle, die sie zusammen empfängt, läßt sie auch verwesen und auferstehen zusammen. O Lieber! weine nicht,

daß unsre Knospe, unser Kleiner starb! Und tritt dir eine Träne ins Auge, so wie mir selbst, indem ich dich tröste — gehe und denke an die Rosenknospe: ist er denn nicht mehr als sie? —

Eigentum? Nichts ist seelenverführender, als Eigentum, wonach man sich bis auf's Grab hinsehnt, wenn gleich hier bei aller möglichen Vorsicht verächtliche Würmer uns beweisen, daß nichts Wirkliches sei: Eigentum! Dem Menschen gehört alles und nichts. Auch nicht einmal Pächter ist der Mensch, nur Haushalter ist er und Rechnungsabnahme wartet seiner. Was er zum Nachteil anderer und seiner selbst sich zu eignet, stiehlt er seinem Herrn, der, eingedenk seiner Oberherrschaft, ihm einen Aufseher, einen Genius, einen Gewissen zuordnete, den man das Gewissen nennt; warum nicht den? Die ganze Natur ist mein, Sonne, Mond und Sterne nicht ausgeschlossen. Mein ist, was ich sehe und höre, so gut, als was ich rieche und schmecke. Jenes sind Körper- dies Seelsinnen. Zu Einnehmern und Empfängern alles Schönen und Guten sind uns Sinne gegeben. Mein ist die ganze Natur bei mäßigem Gebrauch. Überfluß ist Mißbrauch, Diebstahl, Todsünde! Wie lange lebt der Mensch? Und wo dann Eigentum, auch wenn es mit großen Gerichtssiegeln befestigt ist? Eigentum ist eine Festung, in die man sich selbst bannt, um sein Brot im Gefängnißschweiß des Angesichts zu erarbeiten; Bande, um den Geist einzuschränken. Sterben lernen, sich vom Eigentum und allen Anhängern entfernen, heißt: weise sein. Laß uns, Lieber! dies fassen und üben und da wir sinnlich sind, unserm Geiste für und für zu Hilfe kommen durch Bild und Überschrift. So wollen wir unsern Besitz einrichten, daß wir auch selbst dem Eigentumsscheine ausweichen. — Zäune so viel möglich, laß uns vermeiden und Riegel und Schlösser.

Überall atme Freiheit, damit, wenn unser Stündlein kommt, uns nichts das Herz schwer mache, was wir besitzen, und wofür der Tod, dieser bittere Spötter des menschlichen Eigentums, uns nur eine Hand voll Erde zugesteht!

Ungehalten? erlauchte Tulpe! Ungehalten, weil der Gärtner sich mit den Mohrrübenbeeten beschäftigt und dich angeblich vernachlässigt? Ungehalten? — Glaubst du denn, daß du ganz allein auf Wasser bei der Dürre Ansprüche hast und daß alles verdursten könne, wenn nur dein die Hülle und Fülle ist, und von deinem Überfluß du dem sklavischen Buchsbaum, der dich wie eine Leibgarde umzingelt, eigenbeliebig ein gnädiges Etwas zuwenden kannst? Sollen denn die Mohrrüben deinetwegen umkommen, sie, die ihr Haupt schon sinken ließen, als hätten sie nicht Lust mehr zu ihrem Leibe? Fast sieht ihr Kopfbusch sich nicht ähnlich. Kaum ist die grüne Farbe vor der gelben noch kenntlich. Freilich, stolze Tulpe! über der Erde zeigst du dich anders als das Mohrrübenland, das seinen grünen Rock trägt, und damit gut. Machts denn aber das Ehrenkleid? oder etwa die buhlerische Art, seine Reize öffnen und schließen und sich in die Zeit schicken zu können? Nicht Geruch, nicht Geschmack, nur stutzerische Oberfläche ist dein. Sie gilt zwar beim Leichtsinn; beim Licht des Verstandes, aber, was bist du, Tulpe? Und was die verachtete Mohrrübe, die weniger scheint, als ist? O der Edlen, die den Gaumen befriedigt und oben ein das Blut kühlt! So ist der Geschmack überall, wenn er echt ist! Und wenn sie sich zeigt in ihrer ganzen Größe, die dir so unbedeutende Mohrrübe, sticht es nicht schön ab? Schön! Du nicht, böse Tulpe! das Kleid macht nicht den Mann, das Kraut macht die Mohrrübe! —

Auf eigene Hand habe ich gestern den dritten Korngang ausgearbeitet. Korngang! In keiner andern Getreideart als im Roggen lege ich Gänge an, weil das Klima uns den Roggen zuordnete. Wenn andern Gegenden der Weizen zugepaart ist und Weizen dort Korn heißt, was geht uns ab? Gibt es doch Gegenden, wo der Gerste und sogar dem Hafer der Ehrenname: Korn, gebühret. Mittelweg ist der sicherste. Gedacht, getan, geschaffen, würde ich sagen, wäre nicht noch hier und da ein Kornwurzeln zur Nachgabe zu vermögen gewesen. Die Halme bequemten sich von beiden Seiten; selbst öffneten sie mir die Türe, um mich durchzulassen. Froh hielt ich meinen Einzug und alles bückte und beugte sich, als ob es mich, die angestammte Thronerin, bewillkommte und ländlich mir huldigte. Bis in die Mitte zu war alles so gehorsam, hold und willig. Hier aber fand ich die meisten Halme höher geboren, so daß sie sich bläheten und mir den Weg vertraten. Ich riß keinen aus, und endete meinen Korngang. Wer nicht gutwillig und von selbst will, den soll die Schärfe nicht beugen. Künftig laß ich den Gang nicht besäen, um von selbst einen Korngang zu haben, wo kein einziger Halm sich beschweren, und keiner mir schmeicheln darf. Dann habe ich, was ich will, ohne den schwachknöchlichen Halmen Hand oder Fuß zu brechen und ohne in Gefahr zu sein, bei der Anlage eines Kornganges, eines Weiberwerkes, stolz, verschwenderisch oder grausam zu werden.

Wenn du doch in jedem Zimmer etwas Grünes anbrächtest, mein Einziger! — Wär' es auch nur so wenig, wie Salat auf der Tafel des reichen Mannes. Was ich Grün liebe! Grün ist das Kleid des Lebens, der Schmuck der Freude! So geht unsere Mutter, die Erde, die uns trug, ehe wir lebten, und die, wenn wir unser Haupt neigen und sterben, uns wieder ihren

Schoß nicht versagt! — Laß uns leben lernen von dieser unsrer Mutter. Weiß ist ihr Grabkleid! Grün ihr Anzug der Wonne! Warum wollten wir uns erheben über unsern Stand? Blau ist Himmelstracht und vielleicht die Decke von Geistern und von vollendeteren Wesen, die mehr sind als wir. — Hier und da in unser Landhaus kann Blau kommen, des Geistes halber, der in uns ist. Nur Grün nicht vergessen von wegen unsrer Mutter.

Gestern am Bache pflückte ich zwei Vergißmeinnicht. Eins wollt' ich dir bringen und eins an meinen Busen heften. Siehe! Schnell ergreift der Strom das meinige und rafft es mir weg, als wollt' er erkenntlich gegen ein Blümchen sein, dessen Vorfahren dem Fluß schon so lange Jahre treu gedient und das auch selbst beigetragen hatte, was es nur gekonnt. Nun tat es mir leid, daß ich es gepflückt hatte. Schnell warf ich auch das andere hin und der Bach rauschte nicht mehr scheltend. Liebzukosen schien er mich, weil ich meinen Fehler bereute, der ein verzeihlicher Fehler blieb, weil die Absicht gut war. Was braucht es eines Vergißmeinnichts, wenn es unmöglich ist, sich zu vergessen, ganz unmöglich!

Darum machst du dich kraus und bist unwillig, weil dich der Gärtner zurückbog? Darum willst du keinen Sonnenschein annehmen und sterben? Eigensinniger Ast! lerne dich selbst kennen und einsehen, daß du nur von einem Baum ein Teilchen bist! Wie viel Äste hat der Baum, die ihm weit näher zum Herzen gehen als du? Wie viel Äste, die wie nervichte Menschenarme sich ausnehmen, wogegen du sogar nur ein Ästchen vom Ast bist? Sieh, wieviel Bäume im Garten sind, die sich alle den Gesetzen des Gärtners bequemen und wohl daran tun. Bin denn ich nicht augenscheinlich

für einen Freistaat? Leide ich denn Gartenschere und Tyrannei? Was aber gute Ordnung im ganzen befördert, Lieber! das laß dir gefallen, denn das müssen Menschen auch, die, wenn gleich nicht ein längeres, doch ein besseres Leben führen, als alle Bäume, die doch auch heute stehen und morgen in den Ofen geworfen werden. Wem tust du Schaden, daß du verdorrest? Dir, nur dir! — Blicke nur auf, gleich sind zehn Äste, die von deinem Eigensinn Vorteil ziehen, dich überflügeln und groß auf deine Kosten werden! —

Von allen die schönste Stunde hatte ich heute morgen, da ich zur Kirche ging. Welche Feststille auf unserm herrlichen Berge! Welche Andachtsaufforderung! Wahrlich, die Natur ist Gottes Haus und ein feierlicher Berg die Stiege des Himmels. — An jedem Berge steht mit Sonnenstrahlen geschrieben: Himmelan! O Lieber! gottesfürchtig wollen wir Hand in Hand unsere Gaben hier auf dem Altar opfern; wir dürfen nicht Krüge voll Öls und Weins, nicht mit Blumen bekränzte Schalen voll herrlich schäumender Milch auf einen in die Höhe gerichteten Stein gießen. Und warum sollten wir ein Tier schlachten? Etwa damit listige Baalspaffen es auf Gesundheit der Götter verzehren? Unsere Gaben sind fromme Gelübde: Krüge voll Öles und Weines und die beste Milch dem Dürftigen zuzuwenden, und der Entschluß: beim Reiz der Natur beides unser Herz und Seele so schön zu machen, als schön die Natur ist. So, mein Lieber, wollen wir unsern Verklärungsberg hinaufsteigen, so zur Kirche gehen. Versöhnt mit der ganzen Welt, friedlich selbst mit dem hüpfenden Frosch, über den manche meines Geschlechts Zeter zu rufen erzogen ist. Was hat er denn auch, der brausende Käfer und die den Käfer nachahmende Mücke, das unangenehm wäre? Alles ist gut und der Mensch hat die Anlage, das Beste zu sein. O Lieber! könnte ich

doch aussprechen die Feier, die mich heute erhob nach oben! Sehen und hören, das fühlt' ich hier sonnenklar, sind nur die Anfangsgründe der Wonne für Gottes Kinder. Kein gemeines Auge hat gesehen, kein gemeines Ohr hat gehört und in kein gemeines Herz kam es je, was Gott bereitet hat seinen Kindern, die in der Natur ihn lieben.

Ehrwürdig! rief meine Mutter, da sie einen Knäuel von Tannenwurzeln erblickte, die hervorragten und sich unauflöslich wie Runzeln auf einer schönen hohen Stirn verknüpft und verwickelt hatten. Ehrwürdig! halle ich ihr nach. Doch als wir näher traten und dies ehrwürdige Knotenwerk beschauten, das so großprahlerisch als fein nur ein Stück von sich blicken ließ und den andern Teil heuchlerisch schlaue zurückhielt, um desto gewisser zum Zweck zu gelangen: siehe! da war der Baum von oben bis unten verdorret, ohne Saft und Kraft! Nichts, nichts als ehrbaren Betrug spielte diese Wurzelprahlerei. Ohne Leben, was sind Worte? sprach nun meine Mutter. Gründlich zwar können sie scheinen; wenn der Baum aber über ihnen verdorrt ist, was hindern sie das Land? Wurzel ohne Baum ist nicht viel schlechter, als Blätter ohne Wurzel. Nicht mehr ehrwürdig, rief meine Mutter, und ich es ihr nach.

Gestern sah ich das Winterfeld bestellen und Weizen säen. Ein trauriges, rührendes Begräbnis! doch sprang jedes kerngesunde Korn mit Freuden in den Schoß der Erde, die jetzt noch weich ist, bald aber hart und undurchdringlich sein und lang es bleiben wird. Froh ist das Weizenkorn, obschon es sterben und die Verwesung sehen muß. Der Gerechte ist im Tode getrost: wenn ihm die Erde zum Grabe sich öffnet, sieht er auch den Himmel offen. O des frohen Sprunges des Weizen-

korns! Sein Trost ist: Ich weiß, daß der Frühling, mein Erlöser, lebt, und er wird auch mich aus der Erde wieder auferwecken und ich werde, so wie ich da verwese, aus der Erde auferstehen, ein herrlicher Halm werden, und wenn ich blühe und meine Augen mir aufgetan werden, sehe ich gen Himmel und sehe die schöne Natur und freue mich, daß ich es sehe, und daß ich auch bei tausend und abermal tausend Verwandlungen nimmermehr sterbe, Halleluja!

Was bewegt dich, von deinem dir angeborenen Herrn abzufallen und dir einen anderen Weg zu bahnen, schwacher Arm eines mächtigen Flusses? Darum, weil Wind und Regen dir ungewöhnlich viel und mehr, als du ertragen konntest, zuwandten, schwillst du zum Übermut an, suchst dir einen Nebenweg und willst deinem Erb- und Oberherrn, dem großmächtigen Fluß nachsauseu, Wellen schlagen und dich hervortun? Ein Staat im Staate taugt nichts und deine Ohnmacht wird sich in kurzem zeigen, wenn du dich gleich bemühest, alles an dich zu reißen, und deinem Herrn, so viel als nur immer möglich ist, zu entziehen. Ach, was wird das Ende deiner Ausschweifung sein, neuer Arm des alten Stromes! Du wirst versiegen, austrocknen und nichts wird mehr dir übrig sein, als eine wüste Stätte, die ehemals und ehe du sie durch deine Meuterei versandetest, herrliches Gras trug! Der Wanderer sieht diese verwüstete Stelle und faltet die Hände. Friede, so spricht er, sei mit dir, Friede! — Aufruhr und Empörung zerstört! — Strom blieb Strom und erzählte alle Frühjahre und Herbste der Gegend warnend und majestätisch die Abreißung dieses Armes und sein Ende. Selbst Unkraut trägt Bedenken, hier im Sande sich niederzulassen, hier, wo nicht Treue, nicht Glauben gehalten ward.

Ein rührender Auftritt! Der Gärtner setzt wilde Kastanien, und sagte wohl zehnmal: Wenn es nur nicht zu spät ist! Die Stämme hatten fast zu große Knospen. Hier und da schnitt der Gärtner Äste weg und warf die abgeschnittenen, von seinen Lieben getrennten, zur Erde. Wie bewegt war der neugepflanzte Baum! recht herzliche Zähren hingen an jeder Knospe. Alles jammerte ihrer abgerissenen Brüder halber und da dachte ich an meinen Bruder Jakob, den Seligen. In seiner zarten Jugend starb er dahin, und wir weinten alle um diesen Lieben. Auch er weinte so, wie der abgerissene Ast Tränen in den Augen hat. Ich freue mich, sagte Jakob, daß ihr beisammen bleibt. Eltern und Schwestern! denkt an mich, so bin ich in Gedanken bei euch! Der Arme! So wie die geliebten Äste ihre abgestorbenen Brüder nicht mehr sehen werden, so sehen wir dich auch nicht mehr, guter Jakob. Aber, wenn zwei und drei versammelt sind von den Unsern, o! dann bist du mitten unter uns, ewig, lieber Bruder!

Wer sieht der Linde den Honig an, den sie doch in sich schließt und so herzlich gerne mittheilt? Mit Freuden opfert sie Saft und Kraft den Bienen und eben so bereichert sich die Kunst durch die Natur. Auch macht die Kunst nicht minder ein Gesumse, wenn sie der vermögenden Mutter Natur einen Mund voll Honig abgesogen. Da trägt sie es denn in Fächer und weiß sich groß damit, und ist doch alles nur Lindenblüte!

Laß ihn noch dies Jahr! laß ihn, lieber Gärtner! Ich will dagegen dich verteidigen, wenn Spötter deine Kunst angreifen und dich beschuldigen, als wüßtest du nicht zu strafen, was dir in den Weg käme! Gerecht ist dein Gartenmesser, will ich sagen und hinzufügen: was du hier duldest, war meinetwegen! Der Kirsch-

baum hat der abgestorbenen Äste viel, die deinem Kunstmesser überlassen bleiben; Erde zu Erde. Was gestorben ist, muß begraben werden. Nur jenen einzigen hohlen Ast laß, lieber Gärtner! laß ihn! — Sieh nur näher! Es ist ein Vogelnest in seiner Aushöhlung, das Nest eines Finken. Sieh das Federbettchen dieses lieben Paares! Laß den hohlen Ast, den dieses Ehepaar zu einem so lebendigen Wohnplatz macht, daß er den saftigsten Baum beschämt, wo keine Finken nisten! Laß ihn! laß ihn noch dieses Jahr! —

Wie er sichs da gemächlich gemacht hatte, der faule Stein. Der Gärtner traf mit dem Spaten auf ihn, und da gings, wie es mit Faulen geht, wenn man ihnen zu nahe kommt. Sie sprühen Funken! Zur Flamme kommst nicht. Mit vieler Mühe nur ward der Stein aus seiner Ruhe gestört. Der faule, ungeschickte, ungeschliffene Stein! Danke immer Erdreich, daß ich von diesem faulen, wurzellosen Einwohner dich befreite, dagegen einen lebendigen in seine Stelle dir setzte, den schönen Birnbaum, der dich umfassen und dich an sich ziehen wird, wie ein Mann sein Weib. Ich freue mich deinetwegen, liebe Erde! Auch ich bin ein Weib, das einen Mann hat, den es liebt, und den es hält in seinem Arm!

Hart bleibt es immer. Der Gärtner hatte den Kirschbaum im Frühling gesetzt, und im Herbst fand er gut, ihn wieder herauszunehmen. Der arme Baum! Schon war er aus seiner Vaterstadt in ein Land gezogen, das ihm unbekannt war, und kaum hatte er sich mit dieser ihm fremden Erde in Verbindung gesetzt, das Bürgerrecht dieser Gegend gewonnen und die Nachbarn begrüßt, die ihm auch so freundlich gedankt und Liebe mit Gegenliebe vergolten hatten, daß sie die Äste wie

willige Hände sich zureichten: und nun wieder von dannen — nach einem halben Jahre, aus bloßem Eigensinn — Gärtner! So gegen deinen Nächsten? Oder glaubst du, dein Nächster sei nicht der Baum, da man nicht von ihm, nein, von so vielen Tieren erst hinaufsteiget zum Menschen? Sieh! was nur lebt, ist dir verwandt, Leben ist das Band, das alles verknüpft. Wie, wenn der Kirschbaum zur Verzweiflung gebracht, lieber stürbe über dem Unrecht, das du ihm zugefügt? — Deine Tochter Gertrude ist reif zur Ehe — wenn es ihr ginge wie dem Kirschbaum? Gärtner! was du nicht willst, daß deiner Gertrude geschehe, tue dem Kirschbaum auch nicht.

Das Rosenknöspchen, wie es sich an der aufgebrochenen Rose hält! Warum denn so ehrerbietig, liebes kleines Kind? Es ist ja nicht deine Mutter, deine ältere Schwester ist es. Doch Mutter oder Schwester! Sie ist aufgeblüht, und kann dir die Lehre geben, was das Leben sei, wenn es reif ist und vollständig. Du sehnst dich so groß zu sein, wie deine Schwester? Ringe nicht so sehnlich mit deiner Aufblüte! Die Kindheit ist das Herrlichste vom Leben; der Frühling die beste Zeit. Selbst wenn rauhes Wetter daherfährt, fühlt es die aufgehende Pflanze so sehr nicht, als wenn alles in Blüte steht. Wie leicht sind aufgeblühte Blätter auseinander geworfen, die nicht mehr zusammen halten, wie Kinder im väterlichen Hause? Rosenknospe! auch du wirst sein, wie deine ältere Schwester. Sei froh deiner Kindheit, bald kommen die Stunden der Blüte und ihnen folgen schnell die Stunden des Verblühens, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht.

Sie ist nicht mehr! Klage laut, was klagen kann, was zu ächzen nur vermag, ächze! Sie ist nicht mehr, sie, der Engel im Menschenanzuge, sie der Menschenengel!

Horcht! horcht! das Echo, wie dumpfig es nachhallt: „nicht mehr!“ wie schrecklich: „nicht mehr!“ O könnt' ich auffassen jenen gräßlichen Ton der hundertjährigen Eiche, wenn sie nach grausam wiederholten Mordschlägen kracht, kracht und nun sinkt ohne die wurzelleichte Tanne zu stürzen, oder irgend einem benachbarten Baum schwer zu fallen, wenn sie geradezu sinkt, und sich noch im Sinken, im Sterben zeigt als Eiche! Ist Eichentod zu erhaben für ein klagendes Weib, o! könnt' ich das Nachtigallenpaar erreichen, wenn ein listiger Dieb ihm die Jungen geraubt, um sie nach seiner Pfeife sklavisch singen zu lehren! Wo der Ton, der durch Mark und Bein geht? Wo der Griffel, der ein bleibendes Bild von Marien ins Herz gräbt, ein bleibendes Bild, das kein Reihentanz zerstört und kein Naturanblick und das selbst Brautliebe nicht auslöscht? — Gestern noch war sie, heute! — nicht mehr. Maria! hinfort wird nicht mehr aufgehen über dir die Sonne, über dir, die untergegangen ist. Wer reicht mir die Hand, wer hilft aus diesem Labyrinth und der todstillen, dicken Finsternis, wo die ganze Natur mir ein beflortes Trauerhaus dünkt, wer hilft mir? Marie! Marie du bist nicht mehr! siehst nicht mehr die herrliche Pfirsichblüte, deine Leibfarbe; nicht den kleinen mäßigen Kelch der Hyazinthe, deiner Mäßigkeit Sinnbild; nicht die Lilie, den Abdruck deiner Seele und deines unschuldigen Lebens; nicht mehr die Rose, ach! auch sie blüht und stirbt! Siehst nicht mehr Himmel und Erde, Wasser und seine hüpfende lose Tochter, die Luft; kein gestirntes Silber in den Schneeflocken, das den Sternen am Himmel nachspottet; keinen Eisboden, den nie ein Künstler so herrlich legte; kein Blütentischtuch, gebreitet zur Vorbedeutung, daß der Herbst hier reichlich und täglich darreichen werde, was Sinne sättigt und Herzen erquickt, männliche Äpfel, weibliche Birnen, keuschjungfräuliche Pflaumen und jugendliche Kirschen. Wirst nicht mehr fühlen

die samtene Viole, das feine grüne Tuch des Feigenblattes und die Baumwolle der frostigen Pfirsiche; wirst nicht riechen den vereinigten Duft von Blüten und Blumen, der so sanft in einander fließt, als kleine Wasseradern, die alle zum Herzen jenes Brunnens sich wenden; wirst nicht mehr sitzen auf unserm großen Steine, mit Moos bepolstert, wohin nur gutmütiges Landvolk und kein gefühlloser Städter wallt, wo wir Herz und Seele der stillen Empfindung öffneten und die Natur uns segnete! Die Holdselige legte mehr als einen Segen auf uns! — Wann im benachbarten Fluß der Fisch das Wasser schlug, wie ein Kind die ihn nähernde Brust der Mutter, oder der Fluß, ergrimmt über den ihn neckenden Stein, der ihn hindern wollte, sich schäumend erboste — o! dann faßten wir den frommen Entschluß, fern von Leidenschaft, sanft und geduldig zu sein und zu wollen, was Gott will. — Nicht Feigenblätter von Worten, nein, herrliche reife Früchte trug diese Saat von Empfindungen. Marie! Marie! du bist nicht mehr, doch alles, alles blieb zurück, was mich deiner erinnert und deiner Liebe bis in den Tod. Wo ist jene Zeit, die Grausame, da wir Spuren der Wonne und der Unschuld in allem fanden; da wir genossen, was wir wünschten, hatten, was wir wollten, weil wir taten, was wir dachten? Laß ab von mir, Quälerin, grausame Rückerinnerung! Du bist mir mehr als Tod, denn ach! ich lebe; und Marie — tot. Ich lebe und denke der Zeit, da Marie hing an meiner Hand mit einer Wangenröthe, die nie Unruhe der Seele oder des Körpers verriet. Auf ihren Wangen lag der Friede Gottes und ein gutes Zeugnis des Gewissens. Ihr Körper war der Schatten, den ihr Geist warf, ihr guter frommer Geist! — Wie hat jetzt der Tod entstellt dies göttliche Bild! Bleich sind die Rosenwangen, deren Haut zart und sanft war, auch wie ein Rosenblatt. Wo bist du, Marie, wo jene Zeit, die ich nennen will: Marienzeit?! Beide seid ihr dahin! Wenn wir dann Hand

in Hand den Morgen erwarteten, ihn dann sahen vom Berge herab langsam steigen zum Tal, dünkte uns der Berg ein Fürst und das Tal sein Untertan, dem er nichts entzog, der Gras und Blumen im Überfluß hatte und der bei Stürmen und Ungewitter glücklicher war, als sein Herrscher, der ihn beschützte. Zutätig boten Berg und Tal uns von ihrem Überfluß die Fülle, ohne sich selbst zu entziehen. Wo ist die Zeit, da wir das Gewässer in seinen Schlafrock, in Nebel, gehüllt be- lauschten, an den weißen reinen Blüten uns weideten, die jungen Pflanzen begossen, gern es sahen, wenn der Quell uns darstellte, über den pharisäischen Kuckuck uns aufhielten, für gesetzte Bäume uns erklärten und nicht für flatterndes Gesträuch, den Teegeruch des frischen Heues mit Wollust verschluckten? Marie! ach, auch du bist abgemäht, deine Stätte ist nirgend mehr, nirgend als in meinem Herzen. Hier, hier ist dein Grab, hier, wo mein Leben ist! Wir sind eins im Leben und im Tode! — Wie aber, ewig Geliebte! soll ich nicht denken deines Erdenendes deines lehrenden Todes? Dich schreckte der Name Tod nicht! Und mich sollte er schrecken? Selig sind die Toten, die sanft sterben, wie Marie! Schön ist die Weisheit im Leben, im Tode ist sie männlich und erhaben. Ohne Aufschrei, ohne Seufzer, im Wonnenrausch der Hoff- nung, wandte Mariens edles großes Auge (das ich tief- seufzend spät zudrückte) sich gen Himmel; mit schwin- denden Sinnen nannte sie meinen Namen noch und den deinigen, Geliebter! neigt' ihr Haupt und starb. Stumm macht ihr Tod uns, bis ihre Nachtigall diese Stille brach und aus einem ihrer Psalmen ein Halleluja schlug. Da seufzten wir auf, ihre Herzensverwandten; und unsere Seele genas! Unbegreiflich bleibt mir die Teilnehmung ihres Federvolks. Nicht war ein Aufruhr unter ihm, der sonst ihm eigen ist, wenn es verfolgt wird; Rührung war der Ton der Verwaisten! Der Hahn krächte zwar, doch wie? Kein Geheul der Hunde

verdarb diese sanfte Szene. Selbst Cäsar, mit dem Marie scherzend im Leben sich maß, wandelte mit den Tauben, Mariens Lieblingen, friedlich wie in Eden, schwieg, schwieg und weinte!

Doch wie? soll ich nicht aufhören zu klagen, wie jene, die keine Hoffnung haben? Soll immer das gefallene Laub rauschen unter meinen Füßen und Schauer mich erschüttern für und für? Auf! ich will mich fassen und an frommen Ahnungen ewiger Dauer mich ergötzen. Marie! ich weine nicht mehr, ich sehe nicht mehr die Sterne wie Brand am Himmel, nicht wie verzehrendes Feuer, nein, wie Feuer, wo ich Licht und Hoffnung anzünden kann, Licht, das meinen Geist erleuchtet, der vom Himmel kam und wieder will gen Himmel. Dort ist der Himmel, wo so viel Sonnen und Erden derer warten, die nach ewigem Leben trachten. So wie der Sonnenstrahl unser Antlitz verkläret zum prachtvollen Glanze, so jene Aussicht die Seele. Hoffnung ist elektrisches Feuer; wie geht der Schlag durch die Seele! — Auf dem abgestorbenen Körper eines dürrn Baumes sitzt eine Taube, den Ölzweig im Munde. Unser Geist ist ein Zögling für ein immerwährendes Leben. Bist du tot, Marie? wirklich tot! Du bist tot und lebst; ich lebe, werde sterben, um wieder zu leben. Der Menschen Wandel ist in Gott, der unsterblich ist. Der Vater des Lebens zieht nicht seinen Atem ab von Menschenkindern, die sein Bild sind. Gott lebt, auch Menschen werden leben. Vater der Geister, du wachst über unseren Geist und er wird sich über seinen Staub im Triumph heben und leben. Ist der unglücklich, der stirbt? Er gewann, da er zu verlieren schien; er starb zum besseren Leben. Jeder echte Gewinn scheint Verlust, und auch so der Tod. Saure Früchte sind die erquickendsten und herber Wein ist der gesundeste. Marie lebt. Sie lebt und wohl muß ihr sein in jeder Welt, ob dieser oder jener. Auf schlüpfrigen Wegen wandeln wir hier, wo die Tugend

oft strauchelt und schon glücklich ist, wenn sie nicht fällt. Marie, Heil dir! du lebst — lauterer, reiner, glücklicher! Nicht Zypressen streue ich auf dein Grab und aus flüchtigem Laube wind' ich dir keinen Kranz. Das Erdenleben ist kurz und flüchtig, damit der Geist nicht aufgehalten werde, der so viel noch zu leben hat, so viel!! — Vorwärts, vorwärts! Ha! ein Fluß ohne Brücke, ohne Steig. Getrost! Ein Nachen, der uns hinüber bringt. Klein und leicht ist er, doch still ist auch das Wasser und sanft wie Mariens Seele, sanft wie das Ende dieses Totenliedes, das stürmisch anfang. Getrost! Nur querüber! — Wer hier zittert, ist wasserscheu! Zur Ruhe setzt der Nachen uns über, zur Ruhe. Gute Nacht, Maria! gute Nacht! —

Wer war der Erste, der einen seiner wildesten Schulkameraden, das Pferd, so sehr nach Fuß und Hand zog, daß es untertänigst gehorsam vor dem Reiter sich bückte und hoch empor ihn trug, um vor aller Welt zu huldigen dem Menschen? Unvollständig ist das Archiv menschlicher Erfindung, da mit Erfindung die Sprache Hand in Hand ging, sie, das Weib des Verstandes, die Eva, die aus seiner Rippe genommen ward. Gewiß fiel der Mensch nicht gleich auf's herrschsüchtige Pferd und begann von weit nachgebenderen Tieren, bis er zum Roß, diesem Heldenziel, kam. Warum aber die so gewaltige Zuneigung der Männer zum Pferd und zu seinen Beistücken, den Waffen? Warum diese Liebe, die oft weit über die Nächstenliebe geht? Wahrlich Demütigungen, die nur Menschen sich erweisen können. Ihr, die ihr noch weiter vom Wege der Gleichheit verschlagen seid, als unser Geschlecht, bei dem der Stand noch immer weniger gilt, Männer! sagt, ist weibliche Eitelkeit nicht natürlicher und unschädlicher, als männliche? Schwestern! seid stolz auf den Vorzug, natürlich zu sein, und wenn gleich Erfindungsgaben

der Kranz nicht sind, der uns eignet und gebühret — könnten wir dagegen nicht die sein, welche hochfliegende Männer zu unserer gemeinschaftlichen Mutter, der Natur, zurückleiten und mit mehr Gleichheit ein Geschlecht beglücken, das über Menschen sowie über Tiere zu herrschen es anzulegen scheint? Zähmt eure Rosse, Männer! wir gönnen euch Erfindung und Stärke, hüpfen lieber im sanften Tal, und wenn die Durchlauchtige Frau zur Reitbahn sich erhebt; so wollen wir wenigstens ihr zurufen: spiele nicht den Mann, damit du nicht in den Augen seines Geschlechts aufhörest ein Weib zu sein! Geliebter! keine Regel ist ohne Ausnahme! und mehr auch als mich, liebst du die Wahrheit.

So gern ich arbeiten sehe, so will ich's doch von nun an unbemerkt und so nur sehen, daß ich nicht gesehen werde. Hansen, deinen Liebling, sah ich gestern, ohne ihn mehr als mit einem Beifallsblick, dem wirksamsten Anreiz für edle Seelen, aufzufordern; und doch wütete Hans, als ob das Weizenfeld ein Heer Türken wäre, bis er ohnmächtig zur Erde sank. Nicht umsonst ist ein Sonntag in jeder Woche — nicht umsonst sind Tag und Nacht und Feierstunden an jedem Tage. Nie kann der Mensch sich mäßigen. Fleiß ist es nicht immer, was ihn so treibt, oft ist es Faulheit. Fleiß hält kraftangemessene Schritte. Bei Arbeiten, wo man das Ziel absieht, strengt Körperfaulheit an, und da, wo wir nie völlig zustande zu kommen zum voraus wissen, ist es Hoffnung, Faulheit der Seelen, die den Menschen beflügelt. Mensch! bete und arbeite, wache und schlafe, sei tätig und leidend, so gehst du den Weg der Natur, den ich verfehlte, da ich Hansen bestach. Kraft ist Hansens Kapital; wenn ich ihn zur Verschwendung verleite, so daß er sich nicht begnügt mit den Zinsen, sondern den Hauptstuhl angreift und ihn abzehrt, o! dann bin ich doppelt strafbar, weil kein Richter mich

für strafbar hält, er, der nur sieht, was vor Augen ist.
Gott sieht das Herz an! —

Komm zur Leichenfolge, Schwester meiner Seele! —
Liebe Teilnehmerin an den herrlichen und schönen
Naturfesten, die nicht in Kalendern angeschrieben
sind, sondern in unserm Herzen. Sie bedürfen keines
Aufklangs. Empfindung ist die Braut des Verstandes,
der Wille ist ihr leiblicher Bruder. Komm, treffliches
Weib! meine Schwester an Verstand und Empfindung,
dem Frühling das letzte Geleit zu geben. Siehe! die
Erde trauert, unsere nächste Verwandtin. Im weißen
Gewand abgefallener Blüten geht sie einher, unsre
Mutter, und wir wollen ihr folgen. Grabmäler baute
die Vorwelt früher, wie man sagt, als Tempel; und
ward nicht das Wort: Tod! im Paradiese schon gehört?
— Blicke jene kleinen Blütenhügel an, welche der Mor-
genwind streichelnd und sanft aufhäufte! Auch er
klaget um den Frühling und will einen Kirchhof nach-
ahmen, um uns auf Todesgedanken zu bringen. Viele
sind lebensberufen, wenige sind lebensauserwählt. Da
fängt man das Leben auf Kosten der Unschuld wie der
Habicht die Taube und dort will man es sich erschlei-
chen wie die schwächliche Blume, die unter das größere
Blatt ihrer Nachbarin sich beugt und verstockt. Zu
frühe Blüten halten kalte Tage nicht aus und was nicht
Luft, Sonne und Wind ertragen kann, lebt nicht, es
scheint nur zu leben. Wohlan! Schwester, wir wollen
heute von der Erde, unsrer Mutter, leben lernen. Sie
feiert den Tod der Blüten durch Früchte, die sie ihren
Kindern beut. Laß uns auch leben, das heißt: tun.
Wir können viel in kurzem leben. Nur durch Gutestun
sind wir Geschöpfe höherer Art und bahnen uns Hoff-
nungen zur Unsterblichkeit. Auf Frühling folgt Som-
mer, auf ihn der Herbst und auch er hat noch seinen
Nachfolger, den unverdient beschriebenen Winter, auf

den wieder der Frühling folgt. Die Natur stirbt nicht, diese Gesegnete des Herrn, und wir, ihre eheleiblichen nächsten Erben, sollten in der Hoffnung des Lebens zuschanden werden?

Gott ist ein Geist, und auch wir, sein Bild, können uns begeistern, unsere Körpersinne läutern und heiligen, uns selbst zu einer Würde ausheben, wo wir, unserm Fleische und Blute unbeschadet, den Namen Geist verdienen; können, um überall Gott ähnlich zu werden, schaffen, in alles Leblose mehr als Sonnenwärme, sogar Geist und Leben bringen und es zu uns hinaufziehen, um mit ihm umzugehen; können mit der ganzen unsichtbaren Welt uns zu dem schwingen, der der Höchste ist, von welchem alles kommt und zu dem alles geht! — Diese Gabe des Geistes ist jedem Menschen eigen, nur nicht jeder ist Kind und Erbe des Ausdrucks, um diese Gottähnlichkeit in beweisender Kraft darzustellen. Schöpfer ist jeder Mensch, nur nicht jeder ist Erhalter. Der Dichter empfing die Gabe zu erhalten, die göttliche Kunst der Offenbarung: die Kunst, Andere denken und empfinden zu lehren, was er selbst dachte und empfand, in diesem magischen Spiegel seinen Geist erscheinen zu lassen und selbst — eigene Vorstellungen anderen so zuzueignen, als wären auch sie Seher und Sonntagskinder. Ist es ein Wunder, daß man oft Worten übernatürliche Kräfte andichtet, da unsichtbare geistige Wesen durch sie sichtbar und fast körperlich werden und unter Menschenkindern wandeln? Gedanke und Empfindung machen ein Chaos, wo das beste Land mit dem Gewässer vermischt ist; der Schöpfer-Dichter spricht und es scheidet sich, es wird! Unsichtbare Dinge werden sichtbar, unbegreifliche begreiflich. Gott spricht in Werken und so können auch Geister nur sprechen. Sein höchster Ausdruck ist die Welt. Die Gedanken der Menschen aber lösen sich nur zu oft bloß in Zungenwerke auf. O ihr,

die ihr zu viel auf Worte haltet, wißt: daß es etwas gibt, wodurch man Gott weit ähnlicher wird! —

Heute, da ich über die Verwandlung dachte, die in die Natur verwebt ist, weckt ein klägliches Geräusch aus süßem Schlummer mich auf. Eine Eisscholle hemmte den Fluß, der von selbst aus dem langsam abscheidenden Schnee entstanden war. Mit Dank ließ die Wintersaat ziehen den gutgesinnten Schnee, der ihr zum Schutz gedient wider den grausamen Winter, diesen strengen Herrn. Ehrenhalber hat die Wintersaaterde ein schwarzes Kleid angelegt, als wenn sie um ihren Beschützer trauern wollte. Auch hatte der Schnee sein weißes Kleid mit einem schwarzen Flor bezogen, weil er scheiden mußte. Wer nimmt gern Abschied und wer sucht nicht kurz und gut des Lebewohls Bitterkeit zu vertreiben? O der grausamen Eisscholle, die diese schwere Abschiedsstunde so lieblos und ungerecht hier verlängert! — Wirst denn du ewig leben, Grausame, und fällt's dir nicht ein, daß du mit jedem Augenblick Lebenskräfte verlierst? Oder wolltest du an dem Wasser rächen, was der wohltätige Schnee dir zuleide getan? Zu Leide, da er beim Leben erhielt, was du tyrannisch aufzureiben gedachtest? — Mutig wollte ich wegstoßen diese Eisscholle; und da zersprang sie in Stücke nach Art aller Grausamen, denen es immer an Mut gebricht: und so zerstückelt, warf sie sich in die Arme des Schneewassers, das sie so grausam verfolgt hatte. Uneingedenk dieser Begegnung, nahm das Schneewasser seinen Feind auf, wenn gleich an engeren Stellen es ihm äußerst beschwerlich ward. In die laute Abschiedsklage mischte sich jetzt auch Freudengeschrei und so eilte dies aufgeschwollene Wasser von dannen und beruhigte sich allmählich. Bald auch trocknete die liebe Sonne die Abschiedstränen der Wintersaaterde und so war Beiden geholfen. — Eine frühe Lerche

besang diesen Vorgang aus dem Stegreif und wird ihn Philomelen, für die sich dieser Text besser schickt, zu einem schönern Gesang überliefern! —

Was lohnt es lieber Schnee, sich ein kummervolles, mühseliges Leben verlängern, wenn das Stündlein vorhanden ist, wenn der Lebenstag sich neigt und Abend mit uns wird? Doppelt gibt, wer bald gibt, selig stirbt, wer mutig und getrost dahin fährt und die Schrecken des Todes verachtet, zumal kein Kraut wider ihn gewachsen ist! Dein herrliches, frisches Aussehen war längst dahin, holder Schnee! Täglich, stündlich bekommst du mehr Runzeln und fällst wie alte Menschen zusammen, um über ein kleines nicht mehr zu sein. Siehe! Sonne und Mond, die im Winter deine Freunde schienen und so gern ihr Licht mit dem deinigen vereinigten — sieh! deine vornehmen Freunde, die dir mit Vergnügen Würde und Ansehen beileigten und dein bestirntes Silber bis zur Augenblendung emporhoben, um durch dich sich selbst zu heben, sind dir nicht mehr, was sie waren. Sogar verfolgt die Sonne dich; und der Mond, der es vor der Welt mit dir noch zu halten scheint, zieht sich auch zurück: und was könnt' er denn, wenn er auch wollte? Fasse dich, dein Lebensfaden ist ausgesponnen; doch bleibst du in der Natur, wo Tod und Auferstehung wechseln. Wer wird nach einem Strohalm greifen und sich lächerlich machen, wenn er im brausenden Meer seinen Tod sieht? Hoffnung ehrt und schändet, je nachdem man hofft. Wie konntest du, guter Sterbender, gestern, da es doch drei Stunden lang schneite, Mut fassen und stolz darauf tun, daß deine schwarze Kruste wieder etwas natürliche Farbe erhalten und weiß geworden war? Deine Stunde ist gekommen, die für alles kommt, selbst für Sonne und Mond, sollte ich glauben; denn nur ein Gott ist, dem Ewigkeit gebührt. Du hast gelebt und wirst

wieder kommen, wenn die Zeit deiner Nachfolger abgelaufen ist, von denen jetzt der Frühling, der Sonne erstgeborener, unverzogener Sohn, durch augenstärkendes Gras dich ablösen läßt. Heil dir, Sterbender! Du hast gelebt und genutzt! Du hast gelebt — ich lebe, du gehest dahin und auch ich werde dahingehen. Wohin aber, Gott! wohin leitet mich der Tod durch so manche Klippe des Lebens? Wohin? —

Warum unmutig, Teurer? Weil du am Ende deiner Erdbahn bist, weil zusehends dein Haupt sich neigt, und das ehrwürdige Silberhaar wie Mondschein leuchtet. War auf immerwährendes Sein in dieser Welt deine Lebensrechnung angelegt? Wohl dir dann, daß du dich verrechnet hast! Eine Erdewigkeit, wie schrecklich! Alles, Freude und Leid, gleitet vorbei, wie ein leichter Nachen, den man in einer Minute sieht und nicht sieht. — Und Heil uns Menschenkindern, Heil uns! daß ein Ziel hat das Leben, und daß wir davon müssen! Alles ist sterblich in der Natur. — Jene Altväter von Eichen, jene Jubelbäume, nähren, wenn gleich der Blitz sie verschonte und Stürme sie nicht faßten, tief in sich bei der blüten- und blätterreichen äußeren Gestalt den Keim der Auszehrung und des Todes. Bald wird bärtig das Getreide. Vorwärts läuft der Fluß, ohne sich je umzusehen, ohne je umzukehren, und die Rose, die Königin der Blumen — sieh! wie sie zum tröstenden Beispiel aller ihrer Untertanen heute steht und morgen nicht mehr ist? Jedem läutete von Anbeginn die Sterbeglocke zu Grabe und wer seine achtzehn Stunden wacht und arbeitet, sollte der sich nicht sehnen nach Ruhe? Was der Schlaf ist, wer weiß es? — Und wer kann den Tod ausspähen? Niemand weiß, wann und wie er einschlummert, und niemand weiß, wann er stirbt und wie! Verwahrloste Einbildung war es, die uns den Tod als Gerippe darstellte, weil Knochen das

letzte sind, was von unserm Körper sich hält und sichtbar bleibt. „Der Tod unterbricht deinen Plan!“ — Lieber! Nicht im einzelnen Menschen, nicht in einer Familie, im ganzen Geschlecht nur reifen Vernunftanlagen; und auch hier allmählich nur, wenn Früchte nicht treibhüuslich vorgreifen sollen! Zum Paradiese, zum schönen Garten ist das Menschengeschlecht angelegt, wo eins dem andern nachhilft um es zur Vollkommenheit zu bringen und zum Reich Gottes, das vorgebildet ist im Adam-Evaschen Paare. — Wenn du nicht ein dem Erdkloß deiner Wohnung angefesselter Sklave nur bist, wenn du fürs Ganze lebst; so ist dein Lauf vollendet mit Ehren und du stirbst den Tod des Gerechten, der getrost ist? — Greis! was ist dir übrig mehr auf Erden, wo immer Sonnenauf- und -niedergang ist, wo die Tage ab- und zunehmen, und auf heute morgen folgt und gestern war, ehe heute kam, wo Staat wider Natur gelüftet, wo man Naturfolgen scheidet von ihren Ursachen, und diese Sünde wider den heiligen Geist göttlicher Einrichtung ungescheut begangen wird? Schau an das ewige Einerlei und diesen Weltkräusel. Spröde ist das Leben, voll bitteren Eigensinns weicht es dem aus, der es sucht, und nur der genießt es, der es verachtet. Stirb als Mann, Greis! der du nur körperlich stirbst und dessen Seele noch so stark und fest ist, daß man sieht, sie werde nicht sterben! Stirb als Mann und lehre mich sterben wie du, mich, ein Weib, das sich sehnt nach einem schönen Tode!

Was gibt euch das Recht, ihr großen, starken Bäume, die kleinen neben euch hingepflanzten Zöglinge durch Schatten zu drücken und sie nicht aufkommen zu lassen? — Wer gab euch Lebensmonopol? Weil ihr älter und vermögender seid, als diese munteren Jünglinge, denen nur Aufmunterung fehlt? — Wißt, die Stunde eures Todes wird kommen, wie diesen die Stunde zum Leben kam. — Die Ehre des Postens, den

ihr bekleidet, kann nicht immerdar euch gebühren und sollte es euch nicht lieb sein, eure Nachfolger zu kennen und anzuleiten diese Neulinge, die nicht selbst sich eindrängten, sondern berufen sind? Wie? weil es eure leiblichen Kinder nicht sind? Sind sie denn aber nicht von eurem Geschlecht und drei sogar von eurer Verwandtschaft, auch Linden, wie ihr? — Auf, begrenzt euern Schatten, schwingt in die Höhe eure Gipfel, anstatt daß ihr eure Äste verbreitet. Dann werden auch eure Nachfolger euer Beispiel nachahmen, und euch allen, alt und jung, wird es wohl gehen! —

Wie? einer einzigen Kirsche halber reißest du den Ast ab und entsagst auf ewig, Kirschen von ihm zu pflücken? — Ein augenblicklicher Genuß gegen so viel Verlust — Linsengericht gegen Erstgeburt — und Unerkennlichkeit obenein gegen den Ast, der hingab das Beste, das er hatte, die Seele aus seinem Leibe! Sieh! er ist nun hin und gern schien er zur Erde zu sinken, die seine und deine Mutter ist — Hartherziger! —

Siehe zu, daß dich nicht trüge der Wahn, als wärest du nicht, was du sein könntest. — Du bist ein Mensch, das heißt: du bist viel, du bist alles, was einem Wesen von Leib und Seele nur möglich ist! — Was säumst du, dich zu freuen deines Vorzuges und zu leben! — Wer in und durch andere nur glücklich ist, verleugnet sein Dasein, das erste Geschenk der Vorsicht, die bis in das Nest der unbefiederten Raben herabblickt. Sieh an, Jüngling! die Schwalbe, die sich auf Wanderschaft begibt und durch Länder und Inseln zieht, um hier zu nisten, und klage nicht, daß du deinen eignen Herd noch nicht hast. Die Natur feiert dir jährlich vier große Feste, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; und bis zur Blume, die am immer rauschenden Quell furchtsam aufschlägt und nur wenn sie gewöhnter ihres immer beschäftigten großen Nachbars worden, dreister und

sicherer blüht, ist alles dein, was du willst, weil du Gottes bist. — „Die Liebe ist dir bitter?“ Mische nicht diese lautere Milch mit andern Leidenschaften und sie wird dir Wonne sein — in Tränen selbst dir Freude bringen. — Glaub's: in Tränen! — „Du kannst oft dem Hilfsbedürftigen nicht helfen?“ Du wolltest! mehr bedarf's nicht — und edel abschlagen, ist es weniger als edel geben? — „Ein Feind drückt dich.“ Ist er unverschämt, so ist es leicht, ihm zu entgehen. — Besitzt er Weltklugheit und Weltlist, so ist er dein Aufseher, den die Vorsicht den Kindern des Lichts zuordnet, um sie Lebensart zu lehren. — „Der Neid verfolgt dich.“ Getrost! Wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen. Neider sind Selbstmörder von Anfang und nie bestanden in der Wahrheit. — „Der Vereinigungspunkt all deiner Lebenskräfte und der schönsten Stunden deines Hierseins wird dir oft verrückt.“ Mut, Lieber, Mut! — Nur dem Feigen ziemt's, bei der ersten besten Gelegenheit sich zurückzuziehen und unterzustehen. — Bei stärkerem Regen ist nicht unter dem belaubtesten Baume Sicherheit. Schlägt der Blitz hier nicht eher ein als auf freier Straße? — Ein edler, großer Zweck ist deine Pflicht. Ihm trachte zuerst nach und jedes Mittel wird dir zufallen. Dein ist der Zweck, Mittel hängen von Umständen ab. Auf! Es gehört mehr Kraft zum Leiden, als zum Tun, mehr Stärke zum Entbehren als zum Genießen. — „Kurzen Lebens bist du!“ — Heil dir! daß du's bist! — Der Edle, welcher nur der Menschheit lebte, stirbt ihr auch — zwar oft früher, wie der, dessen Bauch ihm Gott war. Was ist aber eine Hand voll Leben? Ist das Mittel mehr, als der Zweck? Leben mehr, als du? —

Nicht jede Pflanze verträgt fetten Boden. Gebt ihr Erdreich und Wasser, sie treibt. Die Woche hat einen Sonntag nur. — Das Auge sieht Großes und Kleines,

wie die Sonne ins Weltmeer und in den Gartenteich blickt. Geburt und Tod kennt keinen Rang; das Leben nur hält Krämerei mit Würden und Ehren, und wenn Toren zu Markte kommen, steigen die Preise! — Laßt mich! ich mag nicht Türme erklimmen, um schwindlig zu werden, nicht erreichen den Berg, der mir den Atem raubt. Im Tal will ich wandeln — nicht schiffbare Meere brausen hören; das Geriesel der Quelle, wenn sie über Kiesel springt, hat genug zu meiner Freude! Ist selbst Philomele zu schwierig, mein Abendbrot zu feiern, so will ich meine Tafelmusik bei Grillen und Fröschen bestellen. Nicht englisch ist der Sterblichen Verstand, menschlich ist er und sein Wille desgleichen. In der Mitte gehn Wahrheit und Weisheit. Je höher das Wesen, je mehr Pflichtenumkreis, und wahrlich! je mehr auffallend ist seine Schwachheit. So tut es doppelt wehe, daß jener erhabene Berg Gottes sich nicht schämt, seinen Gipfel im Spiegel des Meeres zu beschauen, um sich an seiner eigenen Gestalt zu ergötzen, doppelt wehe, daß jene sterbende Eiche einen so melancholischen Schatten wirft, weil sie sterben soll. Sieh! sieh! wie froh das unbesorgte Gesträuch tief unten am Fuße des Berges ist; fern von aller Eitelkeit streut es Kühlung jedem, der Lust und Liebe hat, in seinem anmutigen Schatten sich seines Lebens zu freuen. Wenn eins aus seiner Mitte sterben soll, stürzt es sich auf seinen nachbarlichen nahen Verwandten, sinkt ohne Geräusch und stirbt, ohne daß man weiß, daß es sterben soll. O! Dank, Allvater, Dank! daß ich bin, was ich bin. Martha und Maria, dies Paar Schwestern, sucht' ich in eins zu bringen und in mir zu verbinden. Im kleinen Zirkel nur will ich wallen, bis des Todes finstere Wolke mich aufnimmt vor den Augen der Meinigen weg. Dann, Vater des Lichts! Einen Funken der Hoffnung zum Geleitsmann, einen nur — dort gibt's Land, wo Tugend nur gilt und kein Ansehen der Person ist! —

Gestern bei brennender Hitze dufteten Gesträuch und Blumen sich anstrengend mir erquickende Gerüche entgegen. Gefühl war es von ihrem nahen Ende und fester Entschluß, ihrem Beruf treu zu sein bis in den Tod, um mit dem Bewußtsein zu sterben: erfüllt zu haben, was sie schuldig waren. O wie die treffliche Rose alles übertrifft, wenngleich auch das rohe Gesträuch den wohlerzogenen Blumen nichts nachgeben will und alle Gerüche zusammen ein so schönes Ganzes bewirken! Dank euch, ihr Lieben, Dank euch all zusammen! Fallt leicht, wenn eure Stunde kommt, sanft sei euch die Erde!

Wenn meine letzte Stunde schlägt und ohne mühsam auf einen zerschmelzenden Übergang vom Leben zum Tode zu denken, ich mich dem anheimstelle, der mein Vater ist, wenn ich selig diese Pilgerwelt verlasse und scheidet, sei mein letztes herzstärkendes Gebet: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! — Was in mir dachte und tat, mein abgezogenes Ich, nimm es auf! — Alles, bis auf dies Liederbuch,*alles, was wert war, daß ich es tat und dachte — den ganzen Geist meines Lebens befehle ich, Vater, dir! laß ihn nicht sterben, laß ihn ausgegossen werden auf jeden, der Wahrheit und Frieden liebt, der nicht sucht das Seine, sondern das, was der Menschheit ist, damit mein Geist, mein Andenken bleibe unter guten Menschen bis an der Erden Ende. Die Natur ist deine Hand, Allvater! — du wirkst durch sie! Laß auch das, was gröber an mir ist, meine Seelenschlacken, meinen eigentlichen Staub, zur fruchttragenden Erde gedeihen. Ich lebe; laß ihn auch leben diesen Teil von mir, dann hast du Geist und Leib in Händen. Zu solchen treuen Händen Geist und Leib befohlen, kann der Tod schrecken? Kann er in diesem Glauben wohl bitter sein?

Das eigene Schicksal

Man hört so oft die Worte: „Der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal“, „sein Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilt“, oder: „das ist nun einmal mein Schicksal, ich muß mich drein ergeben“; man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe wert scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten.

Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue sein Schicksal; man sei der Werkmeister seines Glücks“; oder „unser Schicksal hänge von dem und jenem, es sei Mensch oder Umstand, ab“, daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwert scheinen. Überhaupt sind Redensarten im Munde des Volkes, sie mögen Irrtümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die kultiviertesten Völker des Altertumes sprachen vom eigenen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem Glück oder Unglück bringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigene Schicksal?“ gewiß nicht unwichtig scheinen.

Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu sein und zu handeln hat. In diesem Verstande nämlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unserer Handlungen, unserer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unserer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand leugnen; denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andere handeln, so handeln andere gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angibt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fordert dieses der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Widerhall unserer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. sein, daß eine zeitlang der Starke gegen Schwächere übermütig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüte ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es sein, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andere Gutherzige zu ihm sammeln und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen. Er wird gerettet; denn auch seine Gutmütigkeit stand im Bucho der Zeit angeschrieben und war nichts weniger als verloren. So bei allen Gemütscharakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Torheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd teilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von außen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilt.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeigt nicht von der Blödheit unseres Verstandes, sondern von unserer blöderen Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen als in andern physischen Dingen. Alle wissen wir, daß das Echo uns nur den Schall unserer Worte zurück gibt, daß, wie wir fragen, es uns antwortet. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstrahl anprallten, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoße, im Drucke, im Reiben u. f. sind von der Mathematik nach ihrem inneren Gehalte, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reiche der feinsten, der wirksamsten, der schnellsten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Erfahrung, daß, wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urteil empfangen; daß das kleinste und größte Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eigenen Schicksale entgeht niemand, oder die Kette der Natur müßte brechen, das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht mehr wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind und daß man alles im großen unvermeßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsere Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt und unser reiner Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Dasein jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte. Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in

unserem Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfalle war nicht unser Unbehagen, an welchem Unglücke nicht unsere Torheit schuld? Wir säten früh, was wir später ernten und ernten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältnisse niemals in unserem Herzen der Exponent, der Weiser. Gehe (sagt mein Blatt), geliebter Leser, auf einem Spaziergange etwa, wenn du das Laub sprossen, die Blüte treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäte Korn unter dem Schnee begraben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder langsam, als du die Schritte zählst. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterin oder deine Eltern, deine Freunde und Gesellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nützttest, oder sorglos vorbei streichen ließest, Menschen belogst oder großmütig, edel, unschuldig, liebevoll warst: so wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So schamrot du jenem und diesem vors Auge treten müßttest: so gewiß ist dieses innere Auge in dir und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte verflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtsein kommen oft an sehr unrechtem Orte und unerwartet alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andere kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Kontinuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belügt. Frage dein Herz und es wird dir sagen, was gebüßt sei oder was noch gebüßt werden müsse; denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

Das Schicksal scheint inkonsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inkonsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich legt man dem Schicksale Inkonsequenzen bei und nennt diese Zufall. Es gibt Zufälle in der Welt und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i.: je weniger wir konsequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas anderes an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach festgestellten Grundsätzen, seien diese in unserem oder in einem höheren und dem höchsten Gemüte. Es wäre sehr anmaßend zu denken, daß im ungeheueren Inbegriffe aller Dinge nirgends eine Konsequenz sei, als die das schwache menschliche Gemüt hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Konsequenz im Reiche der Natur und finden den Samen der Inkonsequenz allein in uns und finden zu eben der Zeit, daß diese Inkonsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhängende Natur, uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt noch durch Tränen versprochener Änderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die törichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Trotz bieten und als überirdische Wesen die Gesetze derselben ändern“, so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal. —

Nicht der Mensch, keine Klasse von Menschen hat die Gesetze der Natur gestellt, unter ihnen ist er da und er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolze gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders sein und geben, als was sie ist? Vernunft- und gesetzlos könnte sie die Ordnung

der Dinge ändern? Groß, so lange das andere um sie her klein ist; stark, so lange man keine andere Stärke kennt, kann sie leicht in die narkotische Überzeugung geraten, daß außer ihr nichts groß und stark sei; ändern sich die Umstände, erwachen andere Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal. —

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesamten gegen den Egoismus; denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste, der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her und gegen die Folgen der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seinesgleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner genug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Seht hier den vergrüneten Baum, die veraltete hohle Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähte Flur, dort den zerfallenen Turm, hier die verstummte Nachtigall und Lerche, alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigall schlägt im Winter und kein Palmbaum hat eine Zypresse zu sein begehrt.

Hier also liegt das sogenannte eigene Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß jedes nicht einmal als das, was es ist, erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dieses Dach schützt nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachlässigkeit der Hände, die jenes Dach nicht besserten, diesen Stuhl nicht erneuerten, die taten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte und die durchaus nicht dem Schicksale dienten. Sie also waren inkonsequent gegen die konsequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhängende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme hohle Weide, gegen diese

Treppe, gegen diesen morschen Stuhl, sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sich nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgäbe? So nahe uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne; denn dieses Geschäft ist nichts, als zu zeigen, daß jedes sei, was es ist, daß das Veraltete veraltet sei, daß das Tote nicht mehr lebe. Wenn Menschen dieses nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung. Man durchgehe den Kompaß seines eigenen kleinen Schicksals; das meiste, das wir ihm zur Inkonsequenz anrechneten (das große Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind und das wir nicht zu lenken vermögen), rührte von unserer eigenen Inkonsequenz her. Wir blieben unserem Berufe nicht treu; wir gingen aus unserem Charakter; da verfolgte, da ereilte uns das Schicksal; d. i.: unsere Inkonsequenz stieß gegen seine konsequente Natur an und zerstiess sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also und es mißlang; da sagen wir dann: „Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte und widerstrebte meinem warnenden Dämon“. Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumessen und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düsteren Farben zu bezeichnen, bloß und allein, weil sie uns an unsere Inkonsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserem Bewußtsein, vor dem heiligen Altare unseres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eigenen Bewußtsein durch ihre Schuld unglücklich werden, so würde sich immer das Bekenntnis wiederholen: „nur

durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inkonsequenz ward ich unglücklich.“ — Also vermeide jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Lose eines andern, der uns nahe ist, Anteil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rat zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unserer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart straft. Es gibt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu sein glauben, die Führer anderer zu sein, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären und ihre Macht sich bis in die Brust des andern erstreckte, dessen Verhängnis aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dieses aber nicht ist, so bleibt dem, der andere für sich raten, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eigenem Verstande, so gut er kann, aufzulösen oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demütig zu folgen. Will er großmütig ein Auge auf dich werfen und mit den Zügeln, in denen du daher schleichst, seine Hand bemühen, so ist es Gnade, wo nicht, so schreibe dir es selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigeselltest. Versöhne deinen Genius, soviel du kannst, und mache dich selbst geltend.

Es gibt Verbindungen in der Welt, da das Schicksal eines Menschen durch Naturgesetze an das Schicksal

des andern geknüpft ist. So folgt das Weib dem Schicksale des Mannes und es ist jederzeit etwas gefährlich, wenn er dem Schicksale des Weibes folgt. So sind Unmündige an den Rat und Willen, an den Stand und die Beihilfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel seine Jungen fliegen und wenn sie den Flug erlernt haben, treibt der Adler sie selbst aus dem Neste. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens sind Freunde verknüpft; es schlägt in ihnen ein Herz; ihre gemeinschaftliche Seele sorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Mut und großer Gesinnung erheben, stärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt sein Ich und wohnt in der Brust des andern oder vielmehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebensverhältnisse einer langen Bekanntschaft, die süße Gewohnheit einer dauernden Vertraulichkeit und Freundschaft, bringen stille Gemüter sehr nahe und eng zusammen, daß der eine dem Schicksale des andern, wohl auch im Tode selbst folgt. So wünschte HORAZ mit seinem MÄZENAS zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewährt; er starb ein Jahr nach ihm. Und so ist es eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der eine Teil blieb verwaist zurück, konnte und wollte keine anderen Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe tun, werden Selbstsucht, Ehrgeiz, angeborener oder gewohnter Befehlshabergeist nie vermögen. Diese trennen die Gemüter, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täuschung kommt der Gefesselte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet“. Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden können, so lösen sich manche mühsam zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine

Freunde, es gibt keine Freunde“, als die das Herz, die Natur und eine lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süßem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines großen Mannes, sogar seiner Familie, knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und bekräftigt. Dieses Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der große Haufe sah: „er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Tätigkeit des großen Mannes sei wirklich sein besserer Genius, sein Schutzgeist“. So bald sich aber diese Verhältnisse änderten oder gar verkehrten, so daß sichtbarerweise das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Volke eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten seien eine separate Ökonomie und nicht das Schicksal der Herde“. — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer bei dem Genius ihres Imperators als bei ihrem Gesamtgenius schworen; sie wußten alle, daß der Geist des TIBERIUS, CALIGULA, CLAUDIUS, NERO und ihrer Konsorten dieses nicht sei. Indessen blieben sie bei der Familie Julia, Flavia und ließen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reiches geknüpft sein sollte. Wie in jedem Stande die Besten nur die Wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigsten, die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reiches zu sein“, nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reiches ruhte, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wollen wir nur eins bemerken, dieses nämlich: daß Kultur, d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre, dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebt. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hing, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, dessen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle greuelvolle Szenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserem Kapitel keine anderen sein, als daß soviel als möglich jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohles sein Schicksal selbst zu leiten. Will er es einem andern vertrauen, so wird es ihm niemand wehren; er merke sich aber dabei eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeugt hat, oft wider seinen Willen uns auch Böses erzeugen könnte, so daß zuweilen auch hier die Schalen der Waage im Verfolge der Zeiten gleich schweben.

Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Über den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühling nicht sät, wird im Sommer nicht ernten, im Herbste und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis tun will und nicht mehr zu tun vermag, was er als Jüngling mit Ehren tun durfte, gerät an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal.

Jedermann hat hierüber den Kompaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber“. Will er das Schicksal herausfordern, so wage er es auf seine eigenen Kosten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt sich an Etourderien der Jugend. Wehe dem aber, der diese über den Punkt bis zum Alter hinaus treibt! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beistand, nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtsein lauter nichtiger, verfehlter Pläne davonträgt. Er hat sich einen übeln Winter bereitet und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist mein Schicksal“.

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um diese Zeit hat er geblüht“. Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein gleiches. Mancher blühte wie der Feigenbaum früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüte ging bald vorüber. Mancher wie der Mandelbaum spät und bei grauen Haaren; daher er auch seine Blüte in das Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die Sophrosyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch Höheren treiben; sondern bereitet sich, so lange es sein kann, zu bestehen, und allgemach hinab zu schreiten. Die Göttin Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksale, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahreszeit und erlebt zuweilen im Herbste eine verspätete Rose oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist es aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glückes, der Gunst und des Beifalles mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem

fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er dreißig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreißig Jahren die Welt und er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strome, der dreißig Meilen fortfloß, zuzumuten ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksale zu überlassen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen, bei denen das Alter geehrt ist und der Jugend mit seinem geprüften Räte dient.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseins; vom kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinkt. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift oder ihr entgegenstrebt, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken, wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondere das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksale nicht teilnehme. Üble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öffnet! In aller Geschichte waren es die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurteilen wußten. In eigenen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten, was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neu gebrauchte Hilfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glücke an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keime vernichteten oder den Apfel reifen ließen,

bis er in ihren Schoß sank. Statt neuer Tafeln des Schicksales sicherten sie sich und ließen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend ließen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir sollen indessen lieber den vorigen Grundsätzen gemäß noch einige Schicksalsworte durchgehen, deren Mißbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; jene dürfen sich alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal.

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es gibt, wie man sagt, glücklich geborene Menschen, denen alles gerät, denen alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zutätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit läßt sie nicht leicht einen Mißgriff tun, dieses Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Mut — nur daß dieser Mut kein Übermut werde! Auch sie haben einen höchsten Punkt, den sie nicht überschreiten dürfen; sonst sagt das alte Sprichwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern“. JULIUS CÄSAR, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maße und doch nicht im Übermaße hatte, der mit so vieler Würde sprach: „fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar!“ und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mißtrauisch zu werden anfang, dennoch der Republik unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glücke; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach

unseres Unglückes Vater und Stifter. Früh muß man diesen bösen Geist vertreiben und einem jungen Manne nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund tut hier oft mehr, als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In späteren Jahren kommt es bei diesen Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weshalb man unglücklich sein müsse?“ Ist es, weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Übel und die Vorsehung wird (glaube es), auf tausend dir jetzt unbekannt Weisen deinen Bemühungen beistehen. Oder meinst du, du seist für andere ein Unglück bringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? Versuche es und widerlege ihn durch die Tat. Deine Proben werden glücklich sein, Herzen werden dir entgegenkommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glücke da sein könntest, weil du zu ihm da sein sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fordern.

Wenn es unglückbringende Menschen gibt, so sind es nicht diese trübsinnigen, sondern jene kecken, stolzen, frechen Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildnis jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Orte, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen ihre Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüther vereint wappnen.

Man spricht oft von unglücklichen Familien und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse Anlagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort? und werden sie nicht oft durch Erziehung genährt? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und gibt uns zugleich guten Rat an die Hand. Kannst du, so heile das Familienübel und es wird eine gesunde Sprosse hervorbühen, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlich scheinenden Hauses. Oft, singt HORAZ,

— traf den Unschuldigen

Zusamt dem Schuld'gen Jupiters Rächerstrahl.

Mit hinkendem, doch sicherm Tritte

Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien gibt: warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es gibt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zugesellen, gibt Aufmunterung, Trost und Mut. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligtume, das ihrer wert ist.

Sonst ist es überhaupt keine menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die (wie man sagt), das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und auf das Geradewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertraut, der wegen mißratener Geschäfte berühmt ist, noch den zu seinem Ratgeber erwählen wird, dem bisher alle seine Pläne verunglückten: so wird man immer auch behutsam sein müssen, einem notorisch Unglücklichen ein Geschäft zu überlassen, bei dem es auf Glück ankommt;

und bei welchem Geschäfte käme es, im rechten Sinne des Wortes, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? wer ist dir, bei seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willst du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle gibt, wo man wohl tut sogar unglücklich geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschalle! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahne der Menschen!

Im schönsten Sinne des Wortes ist mein eigenes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Leben lang genug“, sagt das schöne Deutsche Sprichwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Besten Liebe und Lust habe, und es mit unablässigem Fleiße treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beschert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnt — eine Reihe dergleichen sinnbildliche Redensarten in unserer alten Sprache sind von der treffendsten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maß ist zu allen Dingen gut! raten sie uns treuherzig an und vom falschen Zutrauen, vom Umherlaufen, von der Alltuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück“ ist ein goldenes Wort; desgleichen: „du hast viel zu schaffen und wenig auszurichten“. „Wer auf Gnade dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit“. „Wer es kann, dem kommt es“. „Recht findet sich“ u. f. Sei, wer du sein sollst, und tue das deine: so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER

Über die menschliche Unsterblichkeit

„*Alle Blumen der Dichtkunst hast du gebrochen*“, so sagt ein französisches Epigramm zu einem französischen Dichter, „*nur die Unsterbliche nicht*“. Wir wissen nämlich, daß im Französischen eine Blume wirklich die Unsterbliche heißt.

Nicht ebenso leicht ist es zu wissen, wo die Unsterbliche blüht und wie sie von ihren täuschenden Schwestern sich unterscheide. Es gibt mancherlei Immortalitäten und die vielfachen Sinne der Menschen suchen sie auf verschiedenen Wegen.

Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele reden wir hier nicht; sie ist eine Blüte der Hoffnung, ein Same der Ahnung, der in unser aller Herzen liegt und den die Phantasie oder das moralische Urteil oder das innerste Gemüt der Menschen auf mancherlei Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wissens oder der noch kälteren Erfahrung.

Es gibt eine andere Unsterblichkeit des Namens und Nachruhmes, die ich die historische und dichterische oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reize. Edle jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altare; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum einzigen Ziele ihrer Gedanken gewählt und sozusagen in ihr gelebt. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen und ein leibhaftiger Gott zu werden. Der enge Kreis der

Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiedenen Stämme einer gemeinschaftlichen Abkunft miteinander verknüpfte, der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüter aneinander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatze und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die damals noch unter den Menschen wandelten und das Gefühl eines ganzen Volkes zu einer Theilnehmung am Ruhme und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten: dieses alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem Namen, ihrer Gestalt nach gleichsam leibhaftig in der Zahl derselben fühlten und die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne dieses Gefühl wären die Künste und Gesänge Griechenlands und Roms nie so geehrt, geliebt, gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein HOMER und PINDAR kein FLACCUS und MARO gedichtet, kein APELLES gemalt, kein PHIDIAS und POLYKLET gebildet. Mit Tränen beneidete ALEXANDER den glücklichen ACHILL, daß ihm die Götter zu seinem Verewiger einen HOMER geschenkt hätten; und auch Tyrannen schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt anderen Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.

*Exegi monumentum aere perennius,
Regalique situ pyramidum altius:
Quod nec imber edax aut aquilo impotens.
Possit diruere, aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum.*

*Non omnis moriar; multaque pars mei
Vitabit Libitinam; usque ego postera
Crescam laude recens, dum Capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex.*

So singt ein Römischer Dichter selbst und verheißt in mehreren Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm. Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können; die Helden PINDARS und HOMERS, die Mächtigen und Weisen Griechenlands und Roms leben einesteils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern, HORAZ hat sein Kapitolium überlebt; der venusinische Schwan durchfliegt alle gebildeten Völker.

Wie aber, wenn dieses der einzige Weg zur Unsterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu teilen. Hinter zehn Helden und Dichtern zu sein, ist schon ein geringerer Platz; die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müssen, werden so bald verwechselt, so blöde unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen so oft verunstaltet und verkannt da, daß in dem großen Labyrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheint. Die Tafel der Muse ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtnis der Menschen davon fassen kann; was am Rande hinzu getan wird, können nur kleine Buchstaben sein, oft schwer zu lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat seinen Kredit verloren; das Lob der Kunst, Dicht-

kunst, ja selbst der Geschichte hier und da nicht minder. Die Sprachen der Völker sind zerteilt und wer kann sich eine Stimme geben, die von den Säulen des Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte, auch der Verdienste und Kenntnisse selbst, ist zu groß geworden; dagegen die Aufmerksamkeit der Menschen in ihrem Innern geschwächt, die Teilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft oder Lande dergestalt verwittert, daß es dem fremden Leser schon Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine fremde Not, in ein fremdes Verdienst, in einen fremden Charakter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr; die wenigsten haben es innerhalb ihrer eigenen Grenzen. FRIEDRICH DER GROSSE, der einen ALEXANDER und CÄSAR in manchem weit übertrifft und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein, so klassisch berühmt werden, als ALEXANDER und CÄSAR es sind und waren; er steht, der Zeit nach, hinter zu vielen andern und muß mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhmes wagen. Und wo steht das Ziel dieses Wettlaufes? Welche Hellenodiken teilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand dafür erkennen; in seinen teuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Überdies ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechenlands und Roms sind gefallen; Jahrhunderte haben sich bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Hügel, auf welchem sie blüht, den Menschen ungangbar zu machen und sie dafür mit dem alltäglichen Lose eines Tantalus, Ixion oder Sisyphus zu beschenken.

*Facilis descensus Averni:
Noctes atque dies patet atri janua Ditis,
Sed revocare gradum, supera que evadere auras,
Hoc opus, hic labor est, Pauci, quos aequus amavit
Jupiter aut ardens evexit ad aethera virtus,
Dis geniti, potuere.*

Sollte es nicht eine andere Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweist? Es wäre sonderbar, daß, was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechtes, in seiner fortgehenden Tätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele, der möglichst besten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wieder kommen und durch die fortgesetzte, vermehrte Tätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß; das rein Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohltäter der Menschheit entsprossen und entsprossen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werke fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Teil unserer selbst, in unserem Geschlechte zu verewigen. Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüte, das mich hört, sich auch ein Land der Unsterblichkeit auftun werde, indem jedem sein Herz sagt: hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder nirgends. Außer ihr ist Schatten und Orkus.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form,

in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herab geerbt. Wir denken in einer Sprache, die unsere Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in anderen Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechtes beitrugen und uns damit den edelsten Teil ihres Daseins, ihr innerstes Gemüt, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Teil von den fernsten Gegenden der Erde, zu uns gekommen sind und ohne die wir ein freudenloses dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrücknis und Gewohnheit hinauf zu schwingen, Vorurteile abzuschütteln und indem wir andere Gemüter von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Tätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geistlose und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen tätig oder hindernd auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dieses ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf andere, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dieses ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dieses inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unseres Lebens, insonderheit unserer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus und teilten uns mit? oder wir empfangen von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsere eingeschränkte, sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseins. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unserer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht bloß was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgeteilt; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Schiene gleich manches im dunkeln Grunde unseres Gedankenmeeres tot und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steigt es doch hervor und organisiert sich zu und mit anderen Gedanken, denn in der menschlichen Seele ist nichts tot, alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt eine die andere. Noch in einem höheren Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehen, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüt, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsere Natur über. Wir gewöhnen uns an des andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andere fortpflanzen. Dieses ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Gebärden der Menschen verknüpft; eine ewige Mitteilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metem-

psychose ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemütsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu sein und sind es nie; wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister anderer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unserer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Mißbildner und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehen, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Mißgestalten gehen in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüt ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unserer Natur ist, desto mehr geht es aus sich heraus, entsagt seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie ändern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dagegen, was ändern Luft und Lust macht, was ihnen freien Atem und ein Elysium gibt, in welchem freiwillige Blumen blühen, dieses ist reiner unsterblicher Äther. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit liest. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reinen menschlichen Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis unvermerkt sie das Saitenspiel unseres inneren Sinnes werden. So haben alle Wohltäter des Menschengeschlechtes herab gewirkt; so wirkten Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang

unserer Gedanken, den Plan unseres Lebens zur reinsten edelsten Humanität fordert. Und o wie glücklich sind vor allen anderen die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht und Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zuteil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hilflose, der Verwaiste ihre Namen kennen oder nicht, so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hilfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießt, so lange leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrloste empfing, die gute Aufnahme, die der Verlassene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, samt allen guten Wirkungen, die er auf das neue fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unserer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Übergange dieses Beitrages in den gesamten ewigen Schatz der Menschheit gehört notwendig eine Ablegung unseres Ich, d. i.: eine Entäußerung seiner selbst und der Vorurteile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wir es auch könnten, Welt und Nachwelt mit unseren Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimt, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinkt. Die Wahrheit ruht auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzt würde, er ist und bleibt immer ein Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, ent-

weder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umher gewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverleugnung, so bald man einmal die Luft der hohen Region genossen und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern legt man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsere Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt sein müsse: so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Porträt, sondern ein Ideal sein. Wer über sich selbst der strengste Richter zu sein vermag, nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroen und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Unsterbliche in Menschengedanken, Werken und Charakteren gleichsam sinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf eine Weise das beste seiner Art sein kann, mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Äußeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung sein kann: so sieht man, daß im Garten der Unterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur eine Straße die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheint, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Dauernden an sich trage. Geweihte Augen erkennen ihn darin und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber wüf; die Wolke fällt, der Nebel schwindet und das Licht des ewigen Werkes strahlt Jahrhunderte weiter. Unglaublich ist es, wie wenig eigentümliche Formen im Reiche der Gedanken

und Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrtume fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrete Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönen Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das schönste und beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauernde in der Menschheit in der besten Art zu wirken. Teilnehmen müssen wir; wir stehen im Strome der Zeit, wo eine Welle die andere treibt; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpriis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Konsonanzen in das Unendliche hinauf und hinunter tönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohre unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; viel mehr können wir es durch Anstalten, Reden, Taten, durch Beispiele und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andere ab; diese nehmen es an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu

seiner Wartung und Pflege bei; wir genießen seine Früchte und müssen zu seiner weiteren Kultur mit-helfen. Wie weit diese reicht, umfaßt unser Blick nicht; aber unsere Hand sei emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühle werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsere Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unseres Daseins, die edelste Form, die wir von andern in uns, auf andere aus uns brachten.

Nachschrift.

Um dem Verdachte der Deklamation zu entgehen, der bei Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerem Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die feste Wahrheit vom Fortwirken der Menschen in die Zukunft gründet. Man vergesse das Wort Unsterblichkeit und am wenigsten denke man dabei an eine eitle Fortdauer im Namen. „Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit“, das ist die Frage.

1. Wenn ein Gesetz in der Ökonomie der Naturwesen offenbar ist, so ist es Reihe, Fortdauer der Geschlechter und Arten. Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den Samen seiner Zerstörung mit sich und eben die Gesetze, die seinen Wachstum, seine Blüte, seine Fortpflanzung befördern, befördern auch seine Auflösung. Es geht von hinnen und lebt nur in andern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in Pflanzen und Tieren sichtbar ist, gründet eine Verewigung der Arten, zu welcher

denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen, ihre Begierde nach Nahrung, Wachstum und sowohl die Geschlechter- als mütterliche Liebe beitragen.

Der Mensch, als Tier und Pflanze, ist diesem Gesetze untertan; er ist es aber auch, als ein kurzer Inbegriff und Abbild der Natur, in der eigensten Einrichtung seiner Gattung. Sein Verstand und seine Vernunft bedürfen zur Äußerung ihrer Form so wohl der Vergangenheit als der Zukunft; die Erscheinungen jener bewahrt sein Gedächtnis auf, die Einbildungskraft stellt sie dar, der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht auf das Jetzt eingeschränkt; sie muß ihrer Art nach vom Vergangenen für die Zukunft leben und eben der ist der verständigste oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der die Vergangenheit auf das Jetzt, und da dieses in jedem Augenblicke vorüber ist, auf das fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch eine fließende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erziehung; seine Bildung und Mißbildung, sein Glück und Unglück, der Nutzen oder Schaden, den er stiftet, fließen daher; und was der einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht; denn jedes Glied desselben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn ich das Gleichnis brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesichtern; man kann zu viel in die Vergangenheit, zu viel in die Zukunft sehen und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sei, keines dieser Verhältnisse läßt sich vom andern trennen und scheiden. Die regsten Neigungen und Triebe unseres Geschlechtes zielen auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe seiner selbst, so wie die Geschlechter-, Eltern-, Vaterlands- und Menschenliebe.

Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in unserer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit trefflichen Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Punkte solcher Verbindung trafen und ihr Jetzt sowohl als ihre Vorzeit auf die Nachkommenschaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da genugsame Versuche, die Präliminarien ihres Geschäftes schon da waren; diese gebrauchten sie auf das beste und so durften sie um die Zukunft unbesorgt sein, die ihnen früher oder später mit Bewunderung, Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweisen, daß bei HOMER, SOPHOKLES, PLATO, ARISTOTELES, ARCHIMEDES, bei RAPHAEL, BAKO, GALILÄI, NEWTON u. a. dieses der Fall gewesen, HERSCHEL und mehrere, die zu unserer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall sein könne. Und allemal waren es die unbefangenen Gemüter, die größte Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt nutzten sie diese auch in ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den Punkt der Vollkommenheit und die Zukunft tat ihnen ihre Pforten auf, ohne daß sie solche wie es andere nutzlos versuchten, mit Gewalt sprengen durften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hilfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirkt: so sind die Mittel, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschafft, offenbare Werkzeuge und Symbole dieser tätigen Fortwirkung. Ich rechne hierzu vorzüglich Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst, und die Kunst der Künste, Gesetzgebung und Staatseinrichtung; sie sind die großen und kleinen Schiffe, mittels welcher er den Ozean der Zeiten durchsegelt.

Von der Sprache ist unnötig zu reden, da sie als das Werkzeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken,

Neigungen und Taten allgemein anerkannt wird; durch sie erben sich die Schätze der Vorwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volkes aneinander Anteil, Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowohl durch Vermehrung als Verwandlung der Sprachen strebt das Menschengeschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt nur eine Zunge und Sprache war, mithin sich alles allem mitteilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indessen sind sowohl durch herrschende als durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander verknüpft, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so stark mitgeteilt und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibt. Schwerlich werden die griechische, römische und französische Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdrängt werden; die englische Sprache eifert ihnen nach und die deutsche wird sich einst an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der Sprache nach für alle gebildeten Nationen unseres Erdballes zu schreiben, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wie in Sibirien, in beiden Indien, wie in Europa, gelesen zu werden, wäre es auch nur um widerlegt zu sein. Es ist ein schöner Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in welchem sie wahrscheinlich fort dauert; in diesem Garten blühen sodann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vorteil teilen sich echte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der

Wissenschaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem Blumenstabe entfernter Zonen fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß man oft, wo man sie am wenigsten suchte, ihre Blüten und Früchte findet. Und dann ist es nicht schon Würde und Wert genug, auch nur auf seine eigene Nation in einigen Geschlechtern fortzuwirken? Vielleicht durch die dreißigste und hundertste Hand gehen die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Name ist längst vergessen; dein Eigentumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Vierteljahre dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem ihrigen machten; aber was sind Eigentumsrecht und Name bei einem Gute, das der Menschheit gehört? Je reiner du denkst, desto mehr wirst du dich selbst des Unrechtes der Vergessenheit freuen und dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits Wunderdinge gewirkt, und wird mit beschleunigter Kraft in den nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten und Enden jetzt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto fester das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es sein, daß Künste verloren gegangen sind; vielleicht konnte man sie entbehren; wenn aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfinden und die seinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu sichern. Er tut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetzgebung- und Staatskunst; denn ist der Mensch ein politisches Geschöpf (*ζῶον πολιτικόν*), wie er es gewiß ist, weil außer diesem Zustande oder im Verderbe desselben er das Schätzenswürdigste und Beste seiner Natur verliert: so strebe er, es ganz zu

sein, und auf Äonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften steht. Eine böse Politik vereinzelt schwächt, unterdrückt, quält und tötet Menschen, dem Vieh gleich; sie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste untergehen lassen, Wissenschaften verachtet und die Fortwirkung des menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Gesetzgebung und Staats-einrichtung, die, wie alles, auch auf andere ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blüht Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen empor, Vernunft und Sitten läutern einander und sowohl der menschliche Geist als das menschliche Herz senden in kleinen und großen Kreisen, in niederen und höheren Ständen die schönste Beute ihres Lebens: Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst und Wissenschaft weiter. Unleugbar ist es, daß Europa durch seine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Emsigkeit und Klugheit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, sowie auf die fernste Nachwelt mächtig zu wirken; welch eine Zukunft schlösse sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde!

3. Ungeachtet aller einander entgegenstrebenden Kräfte unseres Geschlechtes scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge und im Laufe seines Daseins zu liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesetzen untertan; wie? und die leidenschaftliche freie Willkür der Menschen, ihr Aberwitz, ihre Rase-reien sollten jeder beschränkenden Ordnung der Natur unbändig sein und unbändig bleiben? Erröten sollte unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traume behaupten wollte. Geburt, Tod, Heiraten, Fieber, selbst die Witterung hat ihren Kalkül gefunden; und die schädlichen Torheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht fin-

den? Nicht bloß den Kalkül werden sie finden, sondern auch Regel und Riegel. Unstreitig tobt jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Übermut und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher sie ehemals verehrt ward (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln); mancherlei Ursachen tragen dazu bei jeder zu frechen persönlichen Anmaßung Einhalt zu tun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich alles in größeren Massen; es wirkt durch leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel und muß sich also der kälteren Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von ATTLA, DSCHINGIS-CHAN oder von unseren deutschen Vorfahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geißel Gottes für das Menschengeschlecht zu sein, nach diesem einst rühmlichen Hunnenruhm wird niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren hüten sich, ihre zerstörende Natur zu rauh zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind einesteils gelähmt oder anderen Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfangt, warum sollte dieses das Gesetz und eine fest gestellte Ordnung aller mit allen nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Besseren nie gelangen könne, und daß seine klarsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dieses aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt und was Chaos war, nach Naturgesetzen in dauernde Bahnen geregelt: so laßt uns beim jungen Menschen-Chaos auf unserer Erde an dieser wünschenswerten Entwicklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles, was wir können,

guten Mutes beitragen. Licht ist das stillste, aber wirksamste Element der Natur; durch seinen schnellen Strahl, durch seine ungestörte fortgesetzte geräuschlose Wirkung belebt und reinigt es die Natur, erweckt und färbt die schlummernden Blumen, macht andere Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sei auch unsere Tätigkeit für die Nachwelt und der ganze Lohn derselben, daß durch sie, wie durch verschlungene Lichtstrahlen, eine neue schöne Schöpfung lebe.

Nikolaus Kopernikus

Der Erfinder des neuen Weltsystems, KOPERNIKUS, hat größer Glück gehabt, als der Erfinder des neuen Weltteils, COLUMBUS. Das Verdienst dieses wurde schon bei Lebzeiten unterdrückt und verdrungen; der Ruhm jenes ging erst nach seinem Tode recht auf und die größten Männer der Nachkommenschaft bauten ihre Unsterblichkeit nur auf die seine. Am Himmel haben überhaupt mehr würdige Namen nebeneinander Platz als im Kote und Gewühle der Erde.

Dabei kam KOPERNIKUS zu seiner Monarchie unter den Sternen (die größte, die je ein menschlicher Name umfaßte) nur von Gottes Gnaden, durch Erbschaft und Zuneigung, durch Besitznehmung einer alten abgestorbenen Meinung. Schon die Ägypter waren darauf gekommen, den Merkur und die Venus um die Sonne wandern zu lassen; APPOLONIUS PERGÄUS nahm mit Mars, Jupiter und Saturn eben die Fahrt vor. Die Erde selbst war durch PYTHAGORAS schon vom Mittelpunkte der Welt gestoßen, und PHILOLAUS, sein Jünger, ließ sie recht deutlich und eigentlich um die Sonne wandern. Alle Stückwerke der kopernikanischen Meinung waren also schon alt; er selbst leugnete es nicht, daß er eben auf diesen Trümmern zu seinem Gebäude gekommen. Er war aber der Mann von Kraft, der's baute; der dem allgemeinen Vorurteile entgegen, eine tote Meinung wieder erweckte, und, so viel seine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte. Der Folgezeit kam's zu, seinen halbgeweisagten Sonnenplan zu bewähren oder zu zerstören; sie

hat ihn bisher bewährt, und ob ein neuer KOPERNIKUS möglich sei, muß erst eine neue größere Folgezeit lehren.

Doch wir reden hier nicht von Revolutionen des Himmels, sondern des menschlichen Geistes. Wir wollen bei KOPERNIKUS Bilde dem Leser etwas vom Manne sagen.

NIKOLAUS KOPERNIKUS ward in einem Lande geboren, das fast für eine literarische Wüste gilt, zu Thorn in Preußen, den 19. Februar 1473; und ward in einem Lande erzogen, das fast noch mehr dafür gilt, zu Krakau, wo er in der Nacheiferung mit Mitschülern der Mathematik schon alle die Funken fühlte, die ihm keine Ruhe ließen, ihn im dreiundzwanzigsten Jahre nach Italien trieben, und den künftigen KOPERNIKUS weckten. Insonderheit reizte ihn der Name REGIOMONTAN's, der damals Fackel der Welt war; er legte sich auf Perspektiv und Malerei, weil er sie zu seiner Reise und zu seinem Berufe einst nötig ahnte; er erschien in Italien und war bald so berühmt, als REGIOMONTAN selbst. In Bologna war er bei DOMINICUS MARIA, dem damals berühmtesten Lehrer der Mathematik, wie man will, Lehrling und Mitarbeiter; ihm behagte die Meinung dieses Beobachters von der veränderlichen Weltachse, die man damals mehr ahnte als wußte, und gab ihm vielleicht zu seinem künftigen großen Weltenbau Aufflug. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war er zu Rom, als Lehrer der Mathematik im Glanze; er kehrte in sein Vaterland zurück, und da er nun durch seiner Mutter Bruder Domherr zu Frauenburg in Preußen ward, so bekam er Zeit genug, seine Horas fortzusetzen unter Linien, Zahlen und Sternen. Hypothesen sind Träume und bei jedem Traume, sei er himmlisch oder irdisch, sei er durch die schwarze oder weiße Pforte zu uns geschlüpft, bleibt's für den Menschensinn die bildendste Kenntnis, zu wissen, wie er ward, wie sein Finder oder Dichter dazu gekommen.

KOPERNIKUS kam leicht auf den seinen; aber sein Verdienst war, daß er ihn ergriff, ihn hinauszuträumen wagte, ihn wachend mit so viel Bemerkungen und Rückerinnerungen unterstützte, als seine Zeit, seine Lage, seine Gegend ihm verschaffte.

Zeichnungsgefühl nämlich, sein Sinn für Symmetrie und Verhältnis zum ganzen war der Finger Gottes, der ihm das Weltall wies.

Unter allen homozentrischen Zirkeln, mit denen seine Vorgänger gebaut hatten, fand er so wenig Ordnung, Grund, Aufschluß. MARTIANUS CAPELLA mit seinen Ägyptern und APOLLONIUS zeigten ihm Stückwerke, woraus was Besseres werden könnte: PYTHAGORAS und PHILOLAUS trafen näher und nun schien Ordnung. „Soll“, sagte er, „das Weltgebäude ein Riß sein, wo Hand, Fuß, Auge, Haupt, Herz, alle Glieder, zwar einzeln, jedes für sich genommen, schön und hold sind, alle zusammengesetzt aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein Körper? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft so? Und Gott unter Sonn' und Erden soll also entworfen haben?“ Auf dem Wege dieser Malerei gingen seine Gedanken in Bemerkungen, (so viel er ohne Fernglas bemerken konnte), Zusammenhaltung, Rechnung fort: vieles mußte er weissagen, was er nicht sehen konnte; überall aber ward Ordnung, Grund und Zweck, aus einem alles zu begreifen, kurz: ein Weltall. So baute KOPERNIKUS: KEPLER und NEWTON bauten ihm nach. Seine Skizze ward ihnen Poem, eine Philosophie des Weltsystems mit Grund, Maß und Verhältnis. Zu den größten Entdeckungen also, die wir dafür halten, winkte Einbildung, Malerei, Poesie herauf und hielt die Leiter.

Nur wollte ich nicht, daß jemand diesen Gang des Geistes in KOPERNIKUS und Konsorten für das fliegende Jucken der Phantasie hielte, das Neuerer, Jünglinge und Klüglinge fühlen. KOPERNIKUS war ein Mann, in seiner Wissenschaft erfahren, auch in seiner

Domherrnstille Beobachter, Prüfer, Arbeiter. Er verbesserte die ptolomäischen und alphonsischen Tafeln, machte sich Instrumente, so gut er konnte; sein Buch war 1530 (ein langer Zeitraum seit seiner Reise nach Italien!) fertig, und noch 1543 mahnte ihn der Kardinal SCHOMBERG, von Capua aus, darum umsonst. Im Jahre 1539 verließ der berühmte RHETICUS, Professor der Mathematik in Wittenberg seine Stelle, und wallfahrte zu ihm, als Schüler eines Weisen, der PYTHAGORAS Meinung lehrte und sie auch wie PYTHAGORAS lehren wollte, lebendig, mündlich. Der eingeweihte Lehrling ward bald vom Geiste seines Lehrers voll, daß er überall KOPERNIKUS predigte; noch aber gab dieser ihm sein Werk nicht selbst, sondern nur einen kleinen Teil desselben, den Traktat von Triangeln, zum Druck mit: das Werk selbst übergab er erst Jahre nachher, auf fortwährendes Ansuchen, seinem Bischofe, und das erste gedruckte Exemplar kam 1543, wenige Stunden vor seinem Tode an, wo er's ansehen, aber nicht mehr lesen konnte. So eigentlich war seine Hypothese nicht pruritus, sondern Werk seines Lebens.

Es scheint nicht, daß KOPERNIKUS aus Furcht so lange gesäumt. Er stand bei seiner Kirche in großem Rufe, so daß die Väter des Lateranischen Konziliums in der Kalendersache schon 1516 ihn in seinem Sarmatien schriftlich aufsuchten und fragten. Bischof und Kardinäle waren auf seiner Seite und plagten ihn, da seine Hypothese, der Sage nach, längst umherging, um den Beweis derselben, sein Werk. Auch weiß jedermann, wie freier das Jahrhundert LEOS und seiner Nachfolger vor dem Zeitalter war, in dem GALILEI litt. KOPERNIKUS hatte das Herz, sein Werk dem Papste PAUL III. selbst zuzueignen, und sein Bischof war Druckbesorger. Amtsgenossen und Landsleute ehrten ihn lebend und nach dem Tode, vielleicht um so mehr, als weniger sie ihn beurteilen konnten; man errichtete

Lobschriften und Epitaphien um sein Grab her, und aus dem Rümpfen der Unwissenden machte sich KOPERNIKUS so wenig, daß er den Spruch jenes Alten oft wiederholte: *nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus: qua probat populus, ego nescio*. Als ein Schulmeister in Elbing von seinen Feinden (denn welcher große Mann hat nicht seine Feinde?) dazu gedungen war, seine Hypothese durch eine Farce lächerlich zu machen, war er, wie SOKRATES bei ARISTOPHANES Schauspiel, in sich gehüllt und ruhig.

Auch war's nicht kleinfügige Krittellei, der labor improbus, innerhalb zehn Jahren, hilf's Gott! noch etwas am Zeh und am Nagel des Zehes ändern zu können, daß so lange sein Werk säumte. Der Kleinkrämerei war er von Herzen gram: „er wollte“, sagt RHETICUS, sein vertrauter Kenner, „nie zu viel untersuchen, zu fein teilen. Aus Bedacht und nicht aus Träge, nicht aus Überdruß am Arbeiten, hütete er sich vor dem zu Kleinen und Subtilen, das andere affektieren, aus Furcht, daß es ihm wie jenem beim AESOP ginge, der einen verlorenen Ochsen zurückführen sollte, dabei Vögel fangen wollte, und weder Vogel noch Ochsen bekam. Wenn ich oft zu tief forschen, zu fein untersuchen wollte, zog mich der Edle mit sanftem Arm: aufzuhören, mein Freund! muß man auch wissen!“ und auch hierin liegt KOPERNIKUS Gepräge. Wer ein Maß von Wichtigkeit, wer ein Weltall in der Seele trägt, dem wird unmöglich jedes Kümmel- und Staubkorn ewige Welt der Beschäftigung sein können. —

Was also KOPERNIKUS allein so ganz und lange an sich hielt, war, was wir auch in seinem Gesichte lesen, die unbefangene Ruhe, das jugendliche Vorsichtblicken ohne Anmaßung und Prätensionen, verbunden mit der Stärke, mit der Haltbarkeit auf sich selbst, die die Gestalt des edlen Sarmaten weist. Man sieht, der

Mann blickt rein aus sich heraus; er ist vermögend, Etourderien zu begehen, (und seine Hypothese war die größte Etourderie, die ein Sterblicher, ein Geistlicher zumal, zu seiner Zeit begehen konnte), das kümmert ihn aber nicht. Er hat die Hypothese für sich und für den, der sie will; die Erde ist so wenig der Mittelpunkt seines Daseins, als seines Weltgebäudes. — Gerade der war auch KOPERNIKUS in seinem Sein und Wesen. Ein treuer Domherr, ein gutmütiger edler Arzt aller Kranken, denen er wie Gott Aeskulap diente, und die ihn auch für Gott Aeskulap hielten; außerdem der stille Denker und Baumeister des Himmels, dessen Riß ihm in Unbefangenheit und Ruhe hinter seiner Stirn wohnt. Wenn sein Kapitel ihm Geschäfte anvertraute, focht er sie gegen deutsche Herren und Schwertritter so gerade und recht aus, als ob diese keine deutsche Herren und Schwertritter wären. Und wenn er, bei damaliger Verwirrung, für Polen und Preußen den Münzfuß in Ordnung zu bringen hatte, so war er so ganz in der Münze, wie sein Nachfolger NEWTON. Nach seinem System war Schwere die Eigenschaft der Körper, die abzweckte, sie zum eins, zum ganzen in sich selbst zu machen; vielleicht ist's eben so die göttliche Eigenschaft eines Geistes, daß er, totus und ingenuus, bei jedem Geschäfte in sich wohne und nicht in Rauch zerfliege.

Wie in diesem, so in mehr Stücken des Lebens sind KOPERNIKUS und sein edler Landsmann und Nach-eiferer HEVELIUS (Hewelke) Brüder. Auch er wohnte so sanft und innig in sich, daß, als seine königliche Bibliothek, Warte, Instrumentenkammer, vorzüglich aber seine und KEPLERS unersetzliche Manuskripte in Rauch aufgingen, er herrlich in sich selbst blieb. Wie KOPERNIKUS, so erwachte HEWEL auf seiner ersten Reise außerhalb Preußens, und wie jener, so fand sich dieser zufrieden in sein Sarmatien zurück. Was jenem die Malerei war, war diesem das Kupfer-

stechen. Jener ein Baumeister des Weltsystems, dieser der Kolumbus des Mondes, wo er Länder und Königreiche entdeckte, nannte, verteilte; zwar nicht so glücklich war, als KOPERNIKUS, daß seine Namen in Gebrauch kamen, mit ihm aber ein edler Duumvir seines Vaterlandes, mit ihm und KEPLER ein ewiges Triumvirat der Astronomie für Deutschland. Wenn das Mechanische in Kopernikus Buch durch sorgfältigere, feinere Beobachtungen unnütz gemacht worden: so wird sein Geist, der ohne Ferngläser gen Himmel sah und was zwei Jahrhunderte bestätigt und entwickelt haben, weissagte, immer ein Name der Unsterblichkeit bleiben. Er stand in der Wüste ohne Vorgänger und Hilfsmittel und vielleicht war diese Leere ringsumher dem großen Geschöpfe Gottes notwendig. Da hatte seine Seele Raum, die Wurzel des Baumes ward nicht von kleinen Gesträuchen entsogen; der kühne Sarmate trat (wie TYCHO und mehrere ihn nannten) als ein Himmelsstürmer auf und vollendete als Himmelsordner.

Es gehörte Zeit dazu, daß seine Meinung durchdrang. TYCHO selbst, dem an genauen Bemerkungen die Astronomie ungleich mehr schuldig ist, als dem KOPERNIKUS: TYCHO, der, über Neid und Nebenbuhlerei erhaben, die schlechten Instrumente KOPERNIKUS mit einer Begeisterung empfing, die in Verse quoll, und das Bildnis desselben, von ihm selbst gemacht, unter den Bildern seiner Größten vor sich hatte und ehrte: TYCHO suchte doch für sein oder für anderer schwaches Gewissen ein drittes System, wobei die Erde stünde. GALILEI ward ein Märtyrer von KOPERNIKUS Lehre, und BOULLIEU mußte hundert Jahre nachher den alten PHILOLAUS wieder hervorsuchen, um nur den Namen KOPERNIKUS zu vermeiden. Jetzt würde ausgelacht werden, wer an KOPERNIKUS nicht glaubte — — so wechseln die Zeiten.

Bekanntlich hat GASSENDI sein Leben geschrieben, so billig, sachverständig und fein, als das Leben TYCHOS, PEURBACHS, PEIRESCIUS UND REGIOMONTANUS. In Polen oder Westpreußen sind vielleicht noch Reliquien oder Briefe des stillen Mannes, die bekannt zu werden verdienen. Das einzige Werk, das er geschrieben und nicht gelesen, das Werk, das solche Revolution im Weltbau gemacht hat, heißt: Nic. Copernici de revolutionibus orbium coelestium Libri VI. Norimberg. 1543.

Auf O-Tahiti

*Devenere locos laetos et amoena vireta
Fortunatorum nemoram, sedesque bea-
tas. Largior hic campos aether et lumine
vestit Purpureo. VIRGIL.*

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmutigen Grün und herbstlichen Braun schattiert waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Kanus unterscheiden, die auf den sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande

hin und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Kanus ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Öffnung des Riffs, und eines kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Schärpe um die Hüften saßen darin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschaftsgruß auslegen konnten. Das Boot ruderte dicht unter das Hinterteil des Schiffes und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hingegen reichten uns einen grünen Pisangschuß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten, solchen dergestalt ans Schiff zu befestigen, daß er einem jeden in die Augen fiel. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes fest gemacht, worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indessen andere, voll Zutrauens auf das geschlossene Friedensbündnis, ihre Boote ins Wasser stießen und sie mit Landesprodukten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in denen sich ein, zwei, drei, zuweilen auch vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten schallte das willkommene Tayo! und wir erwiderten es mit wahrhaftem und herzlichem

Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Kokosnüsse und Pisangs im Überfluß, nebst Brotfrucht und anderen Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fischangeln, steinerne Äxte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgebaut und leicht angebracht. Die Menge der Boote, welche zwischen uns und der Küste ab- und zuzogen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an, durch die Kajütenfenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letzteren waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unserer Größe, blaß mahagonibraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare, und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Formen als einen Turban um den Kopf gewickelt. Die Frauenspersonen, welche sich unter ihnen befanden, waren hübsch genug, um Europäern in die Augen zu fallen, die seit Jahr und Tag nichts von ihren Landsmänninnen gesehen hatten. Die Kleidung derselben bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken und hinten und vorn bis auf die Knie herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück Zeug, das so fein wie Nesseltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weise, etwas unterhalb der Brust als eine Tunika um den Leib geschlagen war, so daß ein Teil davon, zu-

weilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön, als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartungen gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vorteilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von anderen Reisenden bereits beschriebenen, sonderbaren schwarzen Flecken geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punktieren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bei den gemeinen Leuten, die größtenteils nackt gingen, waren dergleichen vornehmlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen in Ansehung des äußerlichen Schmuckes denken und wie einmütig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten durch eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres Nationalcharakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebärden und Handlungen hervor und gab einem jeden, der das menschliche Herz studierte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußeren Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsere Hände, andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, wie sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so

gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anbelangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harten und zischenden Konsonanten sind daraus verbannt und fast jedes Wort endigt mit einem Selbstlaut. Was dazu erforderlich war, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modifikationen der Selbstlaute zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlaute eingeschränkt ist und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter anderen Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit die meisten Nennwörter und Namen in Herrn COOKS erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor den Nennwörtern herzugehen pflegen, die ich aber im Verfolg dieser Erzählung entweder weglassen oder durch einen Strich von dem Nennwort trennen werde. Ich habe bereits im Vorhergehenden angemerkt, daß Herr VON BOUGAINVILLE das Glück hatte, den wahren Namen der Insel, ohne Artikel, sogleich ausfindig zu machen; er hat ihn auch, soweit es die Beschaffenheit der französischen Sprache erlauben will, in der Beschreibung seiner Reise, vermittels des Wortes Taiti, ganz richtig ausgedrückt; doch sprechen es die Indiander mit einer leichten Aspiration, nämlich Tahiti, aus.

In dem vor uns liegenden Riff befand sich eine Öffnung, und dies war der Eingang zu dem auf der kleinen Halbinsel von O-Tahiti gelegenen Hafen Whai-Urua. Wir sandten deshalb ein Boot aus, um beides, die Einfahrt und den Hafen selbst sondieren zu lassen. Die Leute fanden guten Ankergrund und gingen nach dieser Verrichtung vollends bis ans Land, wo sich sogleich eine Menge Einwohner um sie her versammelte. Wir lagen der Küste so nahe, daß wir schon das

Quicken junger Ferkel hören konnten, und dieser Ton klang uns damals lieblicher, als die herrlichste Musik des größten Virtuosen. Indessen waren unsere Leute nicht so glücklich, einige davon zu erhandeln, vielmehr weigerte man sich, sie ihnen zu verkaufen, unter dem Vorwande, daß sie insgesamt dem Ärih oder Könige zugehörten.

Mittlerweile, daß dieses am Lande vorging, langte beim Schiff ein größeres Kanu an, in welchem sich ein schöner, wohlgebildeter Mann befand, der ungefähr sechs Fuß groß sein mochte und drei Frauenspersonen bei sich hatte. Diese kamen allerseits an Bord und der Mann meldete uns gleich beim Eintritt, daß er O-Tai hieße. Er schien in dieser Gegend der Insel von einiger Bedeutung zu sein und mochte wohl zu der Klasse von Vasallen oder Freien gehören, welche in Kapitän COOKS erster Reise Manahunäs genannt werden. Er gesellte sich alsbald zu den Offizieren, die auf dem Verdeck beisammen waren, vermutlich, weil er denken mochte, daß sich diese Gesellschaft und dieser Platz am besten für ihn schickten. Er war um ein merkliches weißer als irgend einer von seinen Landsleuten, soviel wir deren noch gesehen, und gab in diesem Betracht den westindischen Mestizen wenig nach: dabei hatte er wirklich schöne und regelmäßige Züge; die Stirn war hoch, die Augenbrauen gewölbt, die großen schwarzen Augen voll Ausdruck und die Nase wohl proportioniert. In der Bildung des Mundes lag etwas besonders angenehmes und gefälliges; die Lippen waren zwar etwas dick, aber nicht unangenehm oder aufgeworfen. Der Bart war schwarz und fein gekräuselt und sein pechschwarzes, von Natur lockiges Haar hing ihm der Landesart nach um den Hals. Da er aber sah, daß wir unsere Haare im Nacken zusammengebunden trugen, so war er gleich darüber her, diese Mode nachzuahmen und bediente sich hierzu eines schwarzen seidenen Halstuches, welches ihm Herr CLERKE

geschenkt hatte. Im ganzen war der Körper wohlgebildet, jedoch etwas zu dick; auch die Füße verhältnisweise zu groß. Mit Hilfe unserer Wörterbücher legten wir ihm verschiedene Fragen vor. Eine der ersten war, ob Tutahah noch wohl sei? Wir erhielten zur Antwort: er sei tot und von den Einwohnern auf Teiarrabu oder der kleinen Halbinsel erschlagen; auf welch letzterer Aheatua e-Aerih oder König sei. Diese Nachricht bestätigte sich bald durch die einstimmige Aussage aller seiner Landsleute. Von den drei Weibern, die er bei sich hatte, war die eine seine Frau und die beiden anderen seine Schwestern. Letztere fanden ein besonderes Vergnügen daran uns zu lehren, wie wir sie bei ihren Namen nennen mußten, die wohlklingend genug waren; die eine hieß nämlich Maroya und die andere Marorai. Sie waren noch heller von Farbe als O-Tai, aber wenigstens um neun bis zehn Zoll kleiner als er. Letzterwähnte Marorai war eine graziöse Figur und besonders am Oberteil des Körpers von ungemein schönem und zartem Bau. Sie hatte zwar bei weitem nicht so regelmäßige Züge als ihr Bruder; aber dagegen ein angenehmes rundliches Gesicht, über welches ein unaussprechlich holdes Lächeln verbreitet war. Es schien, als wären sie noch nie auf einem Schiffe gewesen, so sehr bewunderten sie alles was ihnen darauf vorkam; auch ließen sie es nicht dabei bewenden, sich auf dem Verdeck umzusehen, sondern gingen in Begleitung eines unserer Herren Mitreisenden nach den Offizierskajüten hinab und besahen auch da alles mit der größten Aufmerksamkeit. Marorai fand an ein Paar Bettüchern, welche sie auf einem Bette erblickte, besonderes Wohlgefallen und versuchte es auf allerhand Art und Weise, sie von ihrem Begleiter geschenkt zu bekommen, allein umsonst. Er war zwar nicht abgeneigt, ihr solche zu überlassen, verlangte aber eine besondere Gunstbezeugung dafür, zu welcher sich Marorai anfänglich nicht verstehen wollte. Als sie

indessen sah, daß kein anderes Mittel sei, zu ihrem Zweck zu gelangen, so ergab sie sich endlich nach einigem Widerstreben. Schon bereitete sich der Sieger seinen Triumph zu feiern, als das Schiff, zur ungelegenen Zeit von der Welt, gegen einen Felsen stieß und ihm unglücklicherweise die ganze Freude verdarb. Der erschrockene Liebhaber, der die Gefahr des Schiffes deutlicher einsah als seine Geliebte, flog nämlich sogleich aufs Verdeck, wohin auch alle übrigen Seeleute, ein jeder an seinen Posten eilte, ohne sich weiter um die indianische Gesellschaft zu bekümmern. Wir fanden bald, daß uns die Flut während der gänzlichen Windstille unvermerkt gegen die Felsen hin getrieben hatte und daß wir auch wirklich schon auf denselben festsaßen, ehe es noch möglich war, den Eingang des Hafens zu erreichen, ungeachtet wir kaum noch einen Steinwurf weit davon entfernt sein mochten. Mittlerweile schlug das Schiff einmal über das andere auf den Felsen an, so daß es allerdings mißlich um uns aussah: zum Glück war die See eben nicht unruhig, mithin auch keine sonderliche Brandung an den Felsen; hätte sich indessen der sonst gewöhnliche Seewind eingestellt, so wäre das Schiff unmöglich zu retten gewesen, allein auch der blieb diesen ganzen Tag über aus. Offizier und Passagier, ohne Unterschied, taten bei dieser Gelegenheit ihr äußerstes. Es ward ungesäumt ein Boot ausgesetzt, auf selbigem nicht weit von uns ein Anker ausgeworfen, und vermittels dessen das Schiff losgehoben und wieder flott gemacht. Da die Indianer an Bord sahen, wie sauer wir es uns werden ließen, so legten sie mit Hand an; sie arbeiteten an der Winde, halfen uns die Taue einnehmen und verrichteten andere dergleichen Arbeit mehr. Wären sie im mindesten verräterisch gesinnt gewesen, so hätten sie jetzt die beste Gelegenheit gehabt, uns in Verlegenheit zu setzen; aber sie bezeigten sich, bei diesem gleich wie bei allen anderen Vorfällen, höchst freund-

schaftlich und gutherzig. Während dieser mühsamen Arbeit hatten wir eine ausnehmende Hitze auszustehen. Das Thermometer stand im Schatten auf 90 Grad und die Sonne schien brennend heiß, denn am ganzen Horizont war nirgends ein Wölkchen zu sehen, auch nicht das geringste Lüftchen zu spüren. Als uns dieser Unfall begegnete, war die Adventure dicht bei uns, sie entging aber der Gefahr dadurch, daß sie eilends die Anker auswarf. Zu den glücklichen Umständen, denen wir unsere Rettung zu danken hatten, gehörte auch der, daß die Felsen, auf welche wir geraten waren, Absätze hatten, und der Anker folglich irgendwo fassen konnte, welches sonst selten der Fall ist, da die Korallenfelsen gemeinlich ganz senkrecht zu sein pflegen. Es war ungefähr um drei Uhr, als wir nach anderthalbstündigem Arbeiten wieder loskamen. Wir nahmen nun eiligst einige Erfrischungen zu uns, und da diese Gegend sehr gefährlich war, im Fall sich ein Ostwind aufgemacht hätte, so bemannten wir die Boote beider Schiffe und ließen uns durch dieselben wieder in See bugsieren. Ungefähr um fünf Uhr kam uns eine leichtwehende Landluft zu Hilfe. Wir entließen daher die Boote sogleich ihres bisherigen Dienstes und schickten sie nach der Adventure hin, um dieser die Anker lichten zu helfen. Die Leute hatten aber dieses nicht abgewartet, sondern das Kabel bereits laufen lassen, um den günstigen Wind ohne allen Aufschub zu nutzen und uns zu folgen. Wir lavierten hierauf mit beiden Schiffen die ganze Nacht ab und zu und sahen die gefährlichen Felsen mit einer Menge von Feuern erleuchtet, bei deren Schein die Indianer fischten. Als einer der Offiziere schlafen gehen wollte, fand er sein Bett ohne Betttücher, welche vermutlich von der schönen Marorai waren mitgenommen worden, als sie sich von ihrem Liebhaber so schleunig verlassen sah. Sie mußte indessen diese kleine Angelegenheit mit besonderer Ge-

schicklichkeit und in aller Kürze ausgeführt haben, denn sonst würde sie auf dem Verdeck vermißt worden und ihr Außenbleiben gleich verdächtig gewesen sein.

Am folgenden Morgen näherten wir uns der Küste von neuem und steuerten längs der Nordseite der kleineren Halbinsel hin. Es dauerte nicht lange, so waren wir, wie am vergangenen Tage, wieder mit Kanus umgeben, in welchen uns die Eingeborenen Erfrischungen die Menge, nur kein Fleisch, zubrachten und uns mit ihrem freundschaftlichen Zuruf zuweilen ganz betäubten. Die Fahrzeuge schlugen oft um, aber das war kein großer Unfall für die Leute, die darin saßen, indem beide, Männer und Weiber, vortreffliche Schwimmer sind und die Kanus in großer Geschwindigkeit wieder umzukehren wissen. Da sie fanden, daß ich mich nach Pflanzen und anderen natürlichen Merkwürdigkeiten erkundigte, so brachten sie mir dergleichen zu; aber oftmals nur die Blätter ohne Blüten, und umgekehrt zuweilen Blumen ohne Blätter; doch erkannte ich unter denselben, dieser Verstümmelung unerachtet, die gemeine Art des schwarzen Nachtschattens (black night Shade) und eine schöne Erythrina oder Korallblume. Auch bekam ich auf diese Weise allerhand Muscheln, Korallengewächse, Vögel und dergleichen.

Um elf Uhr ankerten wir in einem kleinen Hafen, O-Aitepieha genannt, der am nördlichen Ende der südlichen oder kleinen Halbinsel von O-Tahiti liegt, die in der Landessprache Teiarrabu heißt. Nunmehr ging der Zulauf des Volks erst recht an und die Kanus kamen von allen Seiten herbei. Die Leute waren auf unsere Korallen, Nägel und Messer so erpicht, daß wir gegen diese Waren eine unglaubliche Menge ihres Zeuges, ihrer Matten, Körbe und andere Gerätschaften, desgleichen Kokosnüsse, Brotfrucht, Yams und Pissangfrüchte in großem Überfluß zusammen brachten. Die Verkäufer kamen zum Teil aufs Verdeck und nah-

men die Gelegenheit war, allerhand Kleinigkeiten wegzustehlen; einige machten es gar so arg, daß sie unsere erhandelten Kokosnüsse wieder über Bord und ihren Kameraden zupraktizierten und diese verkauften sie unseren Leuten alsdann zum zweitenmal. Um nicht wieder so betrogen zu werden, wurden die Diebe vom Schiffe gejagt und mit einigen Peitschenhieben gezüchtigt, die sie geduldig ertrugen.

Die Hitze war heute ebenso groß wie gestern. Das Thermometer stand auf 90° im Schatten, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt war; und um Mittag ward es wieder windstill. Ob wir gleich bei dieser Hitze heftig schwitzten, so war sie uns übrigens doch gar nicht so empfindlich oder so zur Last, als man wohl denken möchte. Wir befanden uns im Gegenteil ungleich frischer und munterer, als es, vornehmlich der gestrigen abmattenden Arbeit nach, zu vermuten war. Diesen Vorteil hatten wir aber ohne Zweifel bloß der Nachbarschaft des Landes zu verdanken; die Brotfrucht und die Yams, welche man uns von dorthier zubrachte, schmeckten und bekamen uns besser als unser wurmstichiger Zwieback, und die Pisangs, nebst einer Apfelfrucht, die von den Einwohnern E-vie genannt wird, gaben einen herrlichen Nachtisch ab. Das einzige, was wir uns an frischen Lebensmitteln noch wünschen konnten, waren Hühner und Schweine, damit wir anstatt des täglichen Pökelfleisches eine Abwechslung haben möchten.

Nachmittags gingen die Kapitäne nebst einigen anderen Herren zum erstenmal an Land, um den O-Aheatua zu besuchen, den alle Einwohner hiesiger Gegenden für ihren Aeri oder König erkannten. Während dieser Zeit war das Schiff mit einer Menge von Kanus umringt, die außer allerhand Kräuterwerk auch große Quantitäten inländischen Zeugs verhandelten. Sogar auf den Verdecken wimmelte es von Indianern und unter selbigen gab es verschiedene Frauenspersonen,

die sich ohne Schwierigkeiten den Wünschen unserer Matrosen überließen. Einige von denen, die dieses Gewerbe trieben, mochten kaum neun oder zehn Jahre alt sein und hatten noch nicht das geringste Zeichen der Mannbarkeit an sich. So frühzeitige Ausschweifungen scheinen einen sehr hohen Grad von Wollust anzudeuten und müssen im ganzen allerdings Einfluß auf die Nation haben. Die natürlichste Folge davon, die mir auch sogleich in die Augen fiel, bestand darin, daß das gemeine Volk, zu welchem alle diese liederlichen Weibsbilder gehörten, durchgehend von kleiner Statur war. Nur wenige einzelne Leute aus demselben waren von mehr als mittlerer Größe; die übrigen waren alle darunter, ein Beweis, daß die Meinung des Grafen BUFFON über die frühzeitige Vermischung beider Geschlechter (s. dessen Hist. naturelle) sehr gegründet ist. Sie hatten unregelmäßige gemeine Gesichtszüge, aber schöne große Augen, die durchgehend sehr lebhaft waren; nächst diesen ersetzte auch ein ungezwungenes Lächeln und ein beständiges Bemühen zu gefallen den Mangel der Schönheit so vollkommen, daß unsere Matrosen ganz von ihnen bezaubert waren und auf die leichtsinnigste Weise von der Welt Hemde und Kleider weggaben, um sich diesen neuen Mätressen gefällig zu bezeigen. Die ungekünstelte Einfalt der Landestracht, die den wohlgebildeten Busen und schönen Arme und Hände unbedeckt ließ, mochte freilich das ihrige beitragen, unsere Leute in Flammen zu setzen; und der Anblick verschiedener solcher Nymphen, davon die eine in dieser, jene in einer anderen verführerischen Positur behend um das Schiff herschwammen, so nackt als die Natur sie gebildet hatte, war allerdings mehr denn hinreichend, das bißchen Vernunft ganz zu blenden, das ein Matrose zur Beherrschung der Leidenschaften etwa noch übrig haben mag. Eine Kleinigkeit hatte Veranlassung dazu gegeben, daß ihrer so viel neben uns herschwammen.

Einer von den Offizieren, welcher seine Freude an einem Knaben von ungefähr sechs Jahren hatte, der dicht am Schiff in einem Kanu war, wollte demselben vom hinteren Verdeck herab eine Schnur Korallen zuwerfen. Der Wurf ging aber fehl und ins Wasser, nun besann sich der Junge nicht lange, sondern plumpste hinterdrein, tauchte und brachte die Korallen wieder herauf. Um diese Geschicklichkeit zu belohnen, warfen wir ihm mehrere zu, und das bewog eine Menge von Männern und Weibern, uns ihre Fertigkeit im Wasser ebenfalls zu zeigen. Sie holten nicht nur einzelne Korallen, davon wir mehrere auf einmal ins Wasser warfen, sondern auch große Nägel wieder herauf, ungeachtet diese ihrer Schwere wegen sehr schnell in die Tiefe hinabsanken. Manchmal blieben sie lange unter Wasser; was uns aber am bewunderungswürdigsten dünkte, war die außerordentliche Geschwindigkeit, mit welcher sie gegen den Grund hinabschossen und die sich bei dem klaren Wasser sehr deutlich bemerkbar ließ. Da man hier zu Lande gewohnt ist, sich vielfältig zu baden, wie bereits Kapitän COOK auf seiner vorigen Reise angemerkt hat, so lernen die Leute ohne Zweifel schon von der frühesten Kindheit an schwimmen und besitzen daher auch eine solche Fertigkeit darin, daß man sie ihrer Behendigkeit im Wasser und der Biagsamkeit ihrer Glieder nach fast für Amphibien halten sollte. Nachdem sie diese Schwimmerübungen und andere Beschäftigungen bis zum Untergang der Sonne fortgesetzt hatten, kehrten sie allmählich wieder nach dem Ufer zurück.

Um diese Zeit kamen auch die Kapitäne mit ihrer Gesellschaft wieder an Bord, ohne den König gesehen zu haben, der sie, wer weiß aus was für mißtrauischer Besorgnis, nicht hatte wollen vor sich kommen, sondern ihnen nur versichern lassen, daß er sie am folgenden Tage selbst besuchen würde. Um indessen nicht ganz vergebens am Lande gewesen zu sein, nah-

men sie längs der Küste, nach Osten hin, einen Spaziergang vor. Eine Menge von Einwohnern folgte ihnen überall nach, und als sie unterwegs an einen Bach kamen, boten sich die Leute um die Wette an, sie auf den Schultern herüber zu tragen. Jenseits desselben zerstreuten sich die Indianer nach und nach, so daß sie endlich nur einen einzigen Mann bei sich hatten. Diesen ließen sie als Wegweiser vorausgehen und folgten ihm nach einer unbebauten Landspitze, welche sich ins Meer erstreckte. Der Ort war mit wild aufgeschossenen Pflanzen und Stauden verwachsen, und als sie sich durch dieses Buschwerk hindurchgearbeitet hatten, stand ein pyramidenförmiges Gebäude von Steinen vor ihnen, dessen Basis vorn ungefähr zwanzig Schritte (60 Fuß) breit sein mochte. Das ganze Gebäude war aus mehreren Terrassen oder Stufen übereinander aufgeführt, die aber, besonders gegen die Landseite hin, ziemlich zerfallen und schon mit Gras und Buschwerk überwachsen waren. Ihr Begleiter sagte ihnen, es sei eine Grabstelle oder ein heiliger Versammlungsplatz, Marai, und er nannte es Marai no Aheatua, den Begräbnisplatz des Aheatua, der jetzt König auf Teiarrabu ist. Rund um das Gebäude standen 15 dünne, fast senkrecht in die Erde gesteckte, hölzerne Pfosten, die zum Teil 18 Fuß lang sein mochten, an deren jedem man sechs bis acht kleine, teils männliche, teils weibliche Menschenfiguren ziemlich krüppelig eingeschnitten fand, die dem Geschlecht nach ohne Unterschied eine über die andere standen, jedoch so, daß die oberste immer eine männliche war. Durchgehend aber hatten sie das Gesicht gegen die See hingekehrt, und dieses sah den geschnitzten Menschengesichtern ähnlich, die an den Vorderteilen ihrer Kanus befindlich zu sein pflegen und e-tie oder e-tihi genannt werden. Etwas abwärts von dem Marai stand eine Art Strohdach auf vier Pfosten, und vor demselben war ein Spalierwerk oder eine Verzäunung von Latten

errichtet und mit Pisangfrüchten, desgleichen mit Kokosnüssen, no t'Etua für die Gottheit behangen. Hier setzten sie sich nieder, um im Schatten dieses Obdachs auszuruhen, und ihr Begleiter bot ihnen zur Erfrischung einige von den Pisangfrüchten an, mit der Versicherung, sie wären maa maitai, gut zu essen. Eine solche Einladung war nicht zu verschmähen, auch trugen sie kein Bedenken, es sich auf Kosten der Götter recht tapfer schmecken zu lassen, zumal da das Obst wirklich so gut war, als ihr Führer es ihnen angepriesen hatte. Bei einbrechendem Abend kehrten sie, mit der von diesem gutherzigen Volke genossenen guten Aufnahme ungemein zufrieden, nach dem Schiffe zurück und brachten uns einige Pflanzen mit, welche wir sogleich für Gewächse erkannten, die nur zwischen den Wendezirkeln zu Hause sind. Als wir am folgenden Tage früh aufs Verdeck kamen, um die kühle Morgenluft zu genießen, fanden wir die herrlichste Aussicht vor uns; der Morgenglanz der Sonne breitete gleichsam doppelte Reize über die natürlichen Schönheiten der Landschaft aus. Der Hafen, in welchem wir lagen, war nur klein, dergestalt, daß unsere beiden Schiffe ihn fast gänzlich ausfüllten; das Wasser aber war in selbigem so klar wie ein Kristall und so glatt wie ein Spiegel, indes sich um uns her die See an den äußeren Felsen in schneeweißschäumenden Wellen brach. Auf der Landseite erblickte das Auge vor den Bergen her eine schmale Ebene, deren fruchtbares Ansehen all ihren Bewohnern Überfluß und Glückseligkeit zu gewähren schien. Dem Schiffe gerade gegenüber öffnete sich zwischen den Bergen ein enges, wohlbebautes Tal, das voller Wohnungen und auf beiden Seiten mit waldbedeckten Hügeln eingefast war, die längs der ganzen weiten Strecke desselben in mannigfaltig gebrochenen Linien hinauf liefen und sich in verschiedenen Farben und Entfernungen zeigten. Über diese und das Tal hinaus ragten aus dem Innern

des Landes mancherlei romantisch geformte, steile Berggipfel hervor, davon besonders der eine auf eine malerisch schöne, aber fürchterliche Weise überhing und gleichsam den Einsturz drohte. Der Himmel war heiter und die Luft erquickend warm; kurz, alles flöbte uns neues Leben und neuen Mut ein. Mittlerweile wurden die Boote beider Schiffe nach o-Whaiurua geschickt, um die Anker zu holen, welche wir daselbst im Grunde hatten sitzen lassen, als wir auf den Felsen stießen. Zu gleicher Zeit ward eine Partei Seesoldaten und Matrosen beordert an Land zu gehen, um Lebensmittel einzuhandeln und unsere ledigen Fässer mit frischem Wasser zu füllen. Zu Ausführung dieses Vorhabens faßten sie unweit dem Strande in einer verlassenem Wohnung Posto, die ihnen nicht nur Schatten gegen die Sonne, sondern auch vermittels der Umzäunung Sicherheit gegen die Diebereien des Volks verschaffte. Als wir eben im Begriff waren, mit dem Kapitän an Land zu gehen, bekam dieser einen Besuch von einem angesehenen Manne, der o-Pue hieß und seine beiden Söhne bei sich hatte. Sie brachten dem Kapitän etwas Zeug und einige andere Kleinigkeiten zum Geschenk und erhielten dagegen Messer, Nägel, Korallen und ein Hemde, welches letzterer einer von ihnen anlegte, und in diesem Aufzuge begleiteten sie uns an Land.

Sobald wir ausgestiegen waren, eilten wir von dem sandigen Strande, wo in unserer Wissenschaft keine Entdeckungen zu erwarten waren, weg und nach den Plantagen hin, die uns vom Schiffe her so reizend ausgesehen hatten, unerachtet der späten Jahreszeit wegen Laub und Gras schon durchgehend mit herbstlichem Braun gefärbt war. Wir fanden bald, daß diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören, und daß Herr von BOUGAINVILLE nicht zu weit gegangen sei, wenn er dieses Land als ein Paradies beschrieben. Wir befanden uns in einem

Walde von Brotfruchtbäumen, auf denen aber bei dieser Jahreszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen, von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittels dessen wir bald zu verschiedenen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die anderen Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegeneinander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern und zum Teil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen mit dunkelgrünem Laube trug goldgelbe Äpfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen (*morus papyrifera*) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zur Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiedenen Arten von Arum- oder Zehrwurzeln (*Arum* oder *Eddoes*), mit Yams, Zuckerrohr und anderen nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht nebeneinander im Schatten der Brotfruchtbäume auf der Ebene umher und waren mit mancherlei Stauden, als *Gardenia*, *Guettarda* und *Calophyllum* umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des darum her liegenden Waldes überaus gut zusammen. Sie bestanden nämlich größtenteils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte und pflegten übrigens, an allen Seiten offen, ohne Wände zu sein. Diese sind auch bei dem vortrefflichen Klima des Landes, welches vielleicht eins der glücklichsten auf Erden ist, vollkommen gut zu entbehren, denn Tau und Regen, die einzigen Veränderungen der Witterung, gegen welche die Einwohner Schutz nötig haben, kann in den meisten Fällen ein bloßes Dach genugsam abhalten. Zu diesen liefert ihnen der

Pandang oder Palmnußbaum seine breiten Blätter statt der Ziegel, und die Pfeiler werden aus dem Stamm des Brotfruchtbaumes gemacht, der ihnen solcher-gestalt auf mehr denn einerlei Art nutzbar wird. In-dessen gab es doch mitunter einige Wohnungen, die vermutlich nur deswegen, damit man innerhalb verborgener sein könne, mit einer Art von geflochtenen Rohrhürden eingeschlossen waren, welches sie denn einem großen Vogelbauer ziemlich ähnlich machte. In diesem Wandwerk war eine Öffnung zur Tür gelassen, die mit einem Brett zugemacht werden konnte. Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten oder mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen zusammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unserer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo! zuzurufen. Da unsere Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbeizubringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in der Tat eine Menge von allerhand wilden Arten in diesen Plantagen, die untereinander in jener schönen Unordnung der Natur aufsproßten, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben, aber alsdann vollends bewunderungswürdig ist, wenn die Kunst ihr am rechten Ort aufzuhelfen weiß. Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, unerachtet sie dünner als unsere nördlichen standen, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten

Stände waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten auf den schattigen Zweigen der Brotfrucht- und anderer Bäume und sangen sehr angenehm, ob man gleich, ich weiß nicht warum, in Europa den Wahn hegt, daß es in heißen Ländern den Vögeln an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosnußbäume pflegte sich eine Art kleiner, schöner, saphirblauer Papageien aufzuhalten, und eine andere grünliche Art mit roten Flecken sah man unter den Pisangbäumen häufig, traf sie oft auch zahm in den Häusern an, wo die Einwohner sie der roten Federn wegen sehr gern zu haben schienen. Ein Eisvogel, der von dunkelgrünem Gefieder und rings um die weiße Kehle mit einem ringförmigen Streif von vorgedachter Farbe gezeichnet war, ein großer Kuckuck und verschiedene Arten von Tauben hüpfen fröhlich auf den Zweigen herum, indes ein bläulicher Reiher gravitatisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bett von Kieselrollen rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Tal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsere leeren Fässer mit silberhellem Wasser. Wir gingen längs seinem krummen Ufer eine gute Strecke weit hinauf, bis uns ein großer Haufen Indianer begegnete, der hinter drei Leuten herzog, die in verschiedene Stücke ihres roten und gelben Zeuges gekleidet waren und von eben dergleichen zierliche Turbans aufhatten. Sie trugen lange Stöcke oder Stäbe in der Hand und einer hatte eine Frauensperson bei sich, welches seine Frau sein sollte. Wir fragten, was dieser Aufzug zu bedeuten habe und erhielten zur Antwort: es wären die Te-apunie; da die Indianer aber merkten, daß wir noch nicht genug von ihrer Sprache wüßten, um diesen Ausdruck zu verstehen, so setzten sie hinzu, es wären Tata-no-t'Eatua, das ist: Männer, die der Gottheit und dem Marai oder Begräbnis- und Versammlungsplatze angehörten. Man möchte sie

also wohl Priester nennen dürfen. Wir blieben einige Zeit stehen, um abzuwarten, ob sie etwa eine Art von gottesdienstlicher Handlung oder andere besondere Zeremonie vornehmen würden, da aber nichts dergleichen erfolgte, so kehrten wir nach dem Strande zurück. Um Mittagszeit ging Kapitän COOK mit uns und den beiden Söhnen des obenerwähnten o-Pue wieder an Bord, ohne den Aheatua gesehen zu haben, der aus Ursachen, die kein Mensch erraten konnte, uns noch immer nicht vor sich kommen lassen wollte.

Unsere beiden indianischen Gäste setzten sich mit zu Tische und aßen von unseren Zugemüsen; das Pökelfleisch aber ließen sie unberührt. Nach Tische nahm einer der Leute die Gelegenheit wahr, ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen, ob ihm gleich der Kapitän, ohne alles Gegengeschenk, eine Menge von Sachen gegeben hatte, daran er sich allerdings hätte genügen lassen und die Gesetze der Gastfreiheit nicht auf eine so häßliche Weise übertreten sollen. Sobald er sah, daß die Dieberei entdeckt war und daß man ihn deshalb vom Verdeck wegjagen wollte, besann er sich nicht lange, sondern sprang über Bord, schwamm nach dem nächsten Kanu hin und setzte sich ruhig in demselben nieder, unserer Übermacht gleichsam zum Trotze. Kapitän COOK konnte sich aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls nicht enthalten, ihm eine Flintenkugel übern Kopf hinzufeuern, allein dies fruchtete nichts mehr, als daß der Indianer von neuem ins Wasser sprang und das Kanu umschlagen machte. Man feuerte zum zweitenmal nach ihm, allein, sobald er das Feuer von der Pfanne aufblitzen sah, tauchte er unter und ebenso machte er es beim dritten Schuß. Nunmehr bemannte der Kapitän sein Boot und ruderte nach dem Kanu hin, unter welches sich der Taucher versteckt hatte; dieser aber wartete so lange nicht, sondern verließ sein Fahrzeug und

schwamm nach einem doppelten Kanu, das nicht weit von ihm war. Auch dem ward nachgesetzt. Es entkam aber durch die Brandung auf den Strand, und die Indianer fingen von daher an, mit Steinen nach unseren Leuten zu werfen, so daß diese es für ratsam hielten, sich zurückzuziehen. Endlich ward ein Vierpfünder gegen das Land abgefeuert, und dieser machte dem Handel auf einmal ein Ende, denn er jagte jenen einen solchen Schrecken ein, daß unsere Leute zwei doppelte Kanus ohne Widerstand wegnehmen und mit sich ans Schiff bringen konnten.

Nachdem dieser Tumult vorüber war, gingen wir ans Land, um unweit dem Orte, wo unsere Wasserfässer gefüllt wurden, nach Tische einen Spaziergang zu machen und das Zutrauen des Volkes wieder zu gewinnen, welches uns, der eben erzählten Feindseligkeiten wegen, mit einem Male verlassen hatte. Wir wählten einen anderen Weg als den wir am Morgen genommen hatten, und fanden auf demselben eine Menge Pisange, Yams, Zehrwurzeln und dergleichen um die Häuser herumgepflanzt. Die Bewohner waren freundschaftliche, gutherzige Leute, jedoch des Vorgefallenen wegen etwas scheuer und zurückhaltender, als zuvor. Endlich gelangten wir an ein großes mit Rohrwänden versehenes Haus, welches ein artiges Ansehen hatte. Es sollte dem Aheatua gehören und dieser sich jetzt in einer anderen Gegend aufhalten. Wir fanden hier ein Schwein und etliche Hühner, die ersten, welche uns die Einwohner zu Gesicht kommen ließen, indem sie solche bisher sorgfältig versteckt und nie hatten verkaufen wollen, unter dem Vorwande, daß sie dem Aerih oder Könige zugehörten. Sie machten jetzt eben die Entschuldigung, unerachtet wir ihnen ein Beil dafür anboten, welches, ihren Meinungen und Bedürfnissen nach, gleichwohl das Höchste war, was sie dagegen verlangen konnten. Nach einem kurzen Aufenthalte kehrten wir auf eben dem Wege

wieder zurück und brachten eine kleine Partie neuer Pflanzen mit an Bord. Gegen Untergang der Sonne ward ein Boot vor den Hafen hinausgeschickt, um einen Seesoldaten, namens ISAAK TAYLOR in der See zu begraben, der nach langem Kranksein heute morgen gestorben war. Seitdem wir England verlassen, war er beständig fieberhaft, schwindsüchtig und asthmatisch gewesen. Diese Zufälle hatten je länger je mehr überhand genommen und sich zuletzt in eine Wassersucht verwandelt, die seinem Leben ein Ende machte. Alle unsere übrigen Leute an Bord waren nun wohl, einen einzigen Mann ausgenommen, der seiner zum Skorbut geneigten Leibesbeschaffenheit wegen allemal von neuem bettlägerig wurde, sooft wir in See gingen, und mit genauer Not beim Leben zu erhalten war, unerachtet man ihn beständig die kräftigsten prophylaktischen Mittel und Worte gebrauchen ließ. Jedoch auch dieser Mann sowohl als die am Skorbut kranken Leute von der Adventure erholten sich außerordentlich geschwind durch bloßes Spazierengehen am Ufer und durch den täglichen Genuß von frischer Kräuterkost.

Früh am folgenden Morgen kamen etliche Indianer in einem Kanu zu uns und baten um die Zurückgabe der beiden größeren, die man ihnen am Tage zuvor weggenommen hatte. Da Kapitän COOK inne geworden war, daß der Handel des gestrigen Vorfalles wegen ins Stocken geraten sei, weil seitdem niemand ans Schiff und auch an den Wasserplatz hin nur wenig Indianer gekommen waren, so ließ er ihnen die Kanus alsbald zurückgeben, um das gute Vernehmen mit den Eingeborenen auf eheste wieder herzustellen. So schleunig als wir es wohl gewünscht hätten, wirkte zwar diese Probe von unserer Billigkeit nicht, doch blieb der Erfolg davon wenigstens nicht lange aus, denn nach Verlauf von zwei oder drei Tagen war der Handel wiederum völlig auf den vorigen Fuß hergestellt.

Nach diesen Friedensvorkehrungen gingen wir aufs Botanisieren an Land. Ein tüchtiger Regenschauer, der vorige Nacht gefallen, hatte die Luft merklich abgekühlt und machte unseren Spaziergang sehr angenehm, indem die Sonnenhitze heute nicht so früh als sonst überhand nehmen konnte. Das ganze Land war durch den Regen verschönert. Bäume und Pflanzen waren wie von neuem belebt und in den Wäldern duftete das erfrischte Erdreich einen angenehmen Wohlgeruch aus. Eine Menge von kleinen Vögeln begrüßte uns mit ihrem lieblichen Morgengesang, den wir sonst noch nie so in ganzen Chören gehört hatten, vielleicht, weil wir bisher noch nie so früh ausgegangen, vielleicht auch, weil der Morgen so besonders schön war. Wir mochten kaum etliche hundert Schritte gegangen sein, so entstand im Walde ein lautes Klopfen, als ob Zimmerleute daselbst arbeiteten. Da dieser Schall unsere Neugier erregte, so spürten wir ihm nach und gelangten endlich an einen kleinen Schuppen, unter welchem fünf oder sechs Weibsleute zu beiden Seiten eines langen viereckigen Balkens saßen, auf welchem sie die faserige Rinde vom Maulbeerbaume klopfen, um Zeug daraus zu machen. Das Instrument, dessen sie sich hierzu bedienen, war ein schmales, vierseitiges Stück Holz, in welchem der Länge nach überall parallele Furchen eingeschnitten waren, die auf jeder von den vier verschiedenen Seiten des Hammers immer tiefer wurden und immer dichter nebeneinander lagen. Sie hielten eine Weile mit Arbeiten inne, damit wir die Rinde, die Hämmer und den Balken betrachten könnten. Auch zeigten sie uns eine Art von Leimwasser in einer Kokosnußschale, mit welchem sie während des Klopfens die Rinde von Zeit zu Zeit besprengen, um die einzelnen Stücke derselben in eine zusammenhängende Masse zu bringen. Dieser Leim, der, soviel wir verstehen konnten, vom *Hibiscus esculentus* gemacht war, ist zur Verfertigung der Arbeit unentbehr-

lich, weil die Stücke Zeug zuweilen sechs bis neun Fuß breit und gegen 150 Fuß lang sind, gleichwohl aber aus lauter kleinen einzelnen Stücken Rinde zusammengeschlagen werden müssen. Es darf keine andere Rinde als von jungen Bäumen dazu genommen werden, daher man auch in ihren Maulbeerpflanzungen nicht einen einzigen alten Stamm findet. Sobald sie eines guten Daumens dick, das ist ungefähr zwei Jahre alt sind, werden sie abgehauen, ohne daß dieser frühen und häufigen Nutzung wegen Mangel daran zu besorgen wäre. Denn kaum ist der Baum abgehauen, so sprossen schon wieder junge Schößlinge aus der Wurzel auf, und ließe man ihn zu Blüten und Früchten kommen, so würde er, seinem schnellen Wachstum nach zu urteilen, sich vielleicht über das ganze Land verbreiten. Sie suchen die Bäume durchgehend so gerade und so hochstämmig als möglich zu ziehen, leiden auch unterhalb der Krone keinen Ast, damit die Rinde desto glatter sei und beim Abschälen recht lange Stücke gebe. Wie diese aber zubereitet werden mag, ehe sie unter den Hammer kommt, war uns noch unbekannt. Die Weiber, welche wir bei dieser Beschäftigung fanden, waren ganz dürftig in alte schmutzige Zeuglumpen gekleidet, und daß die Arbeit eben nicht leicht sein müsse, konnte man daraus schließen, daß ihre Hände eine dicke, hornharte Haut davon bekommen hatten. Wir setzten nun unseren Weg weiter fort und gelangten bald in ein schmales Tal. Ein wohlaussehender Mann, bei dessen Wohnung wir vorüberkamen, lag im Schatten da und lud uns ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß wir nicht abgeneigt dazu waren, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen aus Brotbaumholz gefertigten Stuhl hin, auf welchen er denjenigen von uns, den er für den Vornehmsten hielt, sich niederzulassen bat. Nachdem auch die übrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er

ins Haus, holte eine Menge gebackene Brotfrucht und setzte uns solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll Vih oder Tahitische Äpfel, welches eine Frucht von der Spondiasart und im Geschmack der Ananas ähnlich ist, und nunmehr bat er uns, zuzulangen. Es schmeckte uns allen herzlich wohl, der Spaziergang und die frische Morgenluft hatten uns guten Appetit verschafft, und überdies waren die Früchte vortrefflich. Wir fanden die Tahitische Zubereitung der Brotfrucht (die so wie alle anderen Speisen vermittels heißer Steine in der Erde gebacken wird), unendlich besser als unsere Art, sie zu kochen. Bei dieser Bereitung bleibt aller Saft beisammen und wird durch die Hitze noch mehr verdickt; beim Kochen hingegen saugt sich viel Wasser in die Frucht und vom Geschmack und Saft geht viel verloren. Um das Traktament zu beschließen, brachte der Wirt fünf Kokosnüsse, die er auf eine sehr ungekünstelte Art öffnete, indem er die äußeren Fäden mit den Zähnen wegriß. Den kühlen, hellen Saft derselben goß er in eine reine Schale einer reifen Kokosnuß und reichte sie einem jeden von uns nach der Reihe zu. Die Leute waren hier bei allen Gelegenheiten gutherzig und freundschaftlich gewesen und hatten uns zuweilen, wenn wir es begehrten, Kokosnüsse und andere Früchte für Glaskorallen verkauft; allein so uneigennützig und wahrhaft gastfrei wie dieser Mann hatte während unseres kurzen Hierseins sich noch keiner gegen uns bewiesen. Wir hielten es daher für unsere Pflicht, ihn nach Vermögen zu belohnen und schenkten ihm das beste, was wir bei uns hatten, eine Menge durchsichtiger Glaskorallen und Nägel, womit er äußerst vergnügt und zufrieden war. Ausgeruht und erquickt schieden wir nun von diesem friedlichen Sitze patriarchalischer Gastfreiheit und gingen noch weiter ins Land hinauf, ohne uns daran zu kehren, daß unter dem großen Haufen von India-

nern, die uns begleiteten, viele waren, denen damit eben nicht gedient zu sein schien. Wir hatten indessen von ihrem Mißvergnügen weiter keinen Schaden, als daß sich unser Gefolge verminderte, indem die meisten jetzt nach ihren Wohnungen zurückkehrten. Dieses ließen wir uns gerne gefallen; die wenigen, die noch bei uns blieben, übernahmen es, die Stelle von Wegweisern zu vertreten und so erreichten wir bald das Ende des Tales. Hier hörten die Hütten und Pflanzungen der Indianer auf und wir hatten nun die Berge vor uns, zu denen ein stark betretener Fußsteig, der hier und dort von hohen Bäumen beschattet war, durch wildes Gebüsch hinaufführte. An den verwachsensten Stellen, die wir mit Fleiß durchsuchten, fanden sich verschiedene Pflanzen, desgleichen einige Vögel, welche den Naturforschern bis jetzt noch unbekannt geblieben waren. Mit diesem kleinen Lohn für unsere Mühe kehrten wir nach dem Ufer zurück, worüber unsere indianischen Freunde und Begleiter herzlich froh waren. Am Strande trafen wir auf dem Handelsplatze einen großen Zusammenfluß von Landeseinwohnern an und sahen, daß unsere Leute eine Menge von Zehrwurzeln (eddoes) und anderen Gewächsen, an Brotfrüchten hingegen nur wenig zusammengebracht hatten. Dies letztere rührte von der späten Jahreszeit her, in welcher nur auf wenigen einzelnen Bäumen hin und wieder noch eine Frucht hing, die meisten hingegen schon wieder für die nächste Ernte angesetzt hatten. Die ausnehmende Hitze reizte uns zum Baden und ein Arm des nahegelegenen Flusses, der einen tiefen Teich von ziemlichem Umfange ausmachte, bot uns die bequemste Gelegenheit hierzu an. Nachdem wir uns in diesem kühlen Wasser ganz erfrischt hatten, kehrten wir zum Mittagsbrot aufs Schiff zurück. Nachmittags ward es sehr regnerisch und stürmisch; der Wind trieb die Adventure vom Anker, doch ward sie durch schleunige gute Anstalten ihrer Leute bald wie-

der in die vorige Lage gebracht. Da dieses schlimme Wetter uns an Bord eingeschlossen hielt, so beschäftigten wir uns diese Zeit über, um die bisher gesammelten Pflanzen und Tiere in Ordnung zu bringen und die unbekanntenen zu zeichnen. Ungeachtet wir aber bereits drei Tage lang aufs Botanisieren ausgegangen waren, so belief sich die Anzahl der neuentdeckten Pflanzen doch noch gar nicht hoch, welches bei einer so blühenden Insel als Tahiti ein überzeugender Beweis ihrer hohen Kultur ist. Wäre sie weniger angebaut, wo würde, dem herrlichen Boden und Klima nach, das Land überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen sein, statt daß jetzt dergleichen kaum hier und da einzeln aufsproßten. Auch von Tieren gab es nur wenige hier, weil diese Insel nicht allein von geringem Umfange, sondern auch auf allen Seiten gar zu weit vom festen Lande entfernt ist. Außer einer ungeheuren Menge von Ratten, welche die Eingeborenen aller Orten ungehindert herumlaufen ließen, ohne zu Vertilgung oder Verminderung derselben irgend ein Mittel vorzukehren, fanden wir kein anderes vierfüßiges Tier hier, als zahme Schweine und Hunde. Das Geschlecht der Vögel hingegen war schon ungleich zahlreicher, und von Fischen gab es vollends eine so große Menge neuer Arten, daß man fast jedesmal auf Entdeckungen rechnen konnte, so oft den Indianern ein neuer, frischgefangener Vorrat davon abgekauft ward. Die große Mannigfaltigkeit, welche wir in dieser Klasse der Geschöpfe fanden, rührt natürlicherweise daher, daß sie aus einem Teile des Ozeans so leicht und ungehindert nach dem andern gelangen können, und eben daher kommt es auch, daß man, zumal unter den Wendekreisen, gewisse Arten derselben rund um die ganze Welt antrifft. Im Pflanzenreiche sah es hier nur allein für die Botanik unangenehm, in aller anderen Hinsicht aber desto vortheilhafter aus. Von wilden Kräutern, die der Natur-

forscher in Menge zu finden wünschte, gab es nämlich, wie gesagt, nur wenige; dagegen desto mehr eßbare Gewächse und Früchte, als Yams, Zehrwurzeln, Tahiti-Äpfel, Pisang- und Brotfrüchte. Von allen diesen, besonders von den ersteren drei Arten, für welche gerade die rechte Jahreszeit war, brachten uns die Eingeborenen so große Quantitäten zum Verkauf, daß die gesamte Mannschaft beider Schiffe damit gespeist werden konnte. Bei einer so gesunden Kost erholten sich unsere mit dem Skorbut behafteten Kranken gleichsam zusehends; ja wir alle befanden uns, bis auf einen Durchlauf, den die schleunige Veränderung der Nahrungsmittel im Anfang verursachte, ungemein wohl dabei. Das einzige, woran es uns noch fehlte, war frisches Schweinefleisch. Es kam uns desto härter an, dasselbe zu entbehren, da wir dergleichen Tiere auf allen unseren Spaziergängen in Menge antrafen, ob sich gleich die Leute immer Mühe gaben, sie vor uns versteckt zu halten. Zu dem Ende sperrten sie solche in kleine Ställe ein, die ganz niedrig gebaut und oben flach mit Brettern belegt waren, so daß eine Art von Plattform daraus entstand, auf welche sie sich selbst setzten oder niederlegten. Wir suchten sie durch alle ersinnlichen Mittel dahin zu bewegen, daß sie uns welche ablassen möchten. Wir boten ihnen Beile, Hemden und andere Waren an, die hier zu Lande in hohem Wert standen, aber alles war umsonst. Sie blieben dabei, die Schweine gehörten dem Aerih oder König. Anstatt mit dieser Antwort zufrieden zu sein und dem guten Willen der Leute Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die uns, wenn gleich nicht mit Schweinen, doch mit anderen Lebensmitteln versorgten, denen unsere Kranken ihre Wiederherstellung und wir alle unsere Erquickung zu verdanken hatten, ward den Kapitänen von einigen Leuten an Bord der Vorschlag gemacht, mit Gewalt eine hinlängliche Anzahl Schweine zu unserem Gebrauche wegzunehmen, und hernach

den Einwohnern so viel an europäischen Waren zu geben, als das geraubte Vieh, dem Gutdünken nach, wert sein möchte. Da aber ein solches Verfahren ganz und gar tyrannisch, ja auf die niederträchtigste Weise eigennützig gewesen wäre, so ward der Antrag mit aller gebührenden Verachtung und Unwillen verworfen.

Unsere Sammlung von Naturalien war bis jetzt noch immer so unbeträchtlich, daß uns die Zeichnung und Beschreibung derselben wenig zu tun machte und daß wir Muße genug übrig hatten, täglich von neuem an Land zu gehen, sowohl um mehrere zu suchen, als auch um den Charakter, die Sitten und den gegenwärtigen Zustand der Einwohner genau zu beobachten.

Am 20. nahm ich nebst verschiedenen Offizieren um Mittagszeit einen Spaziergang nach der östlichen Landspitze des Hafens vor. Auf dem Wege dahin fanden wir einen Bach vor uns, der zum Durchwaten zu tief und zu breit war, wir wagten es also, uns in ein indianisches Kanu einzuschiffen und kamen auch glücklich damit hinüber. Auf dem jenseitigen Ufer schimmerte aus dem Buschwerk ein ziemlich großes Gebäude hervor, und vor demselben fanden wir bei unserer Annäherung eine Menge des feineren tahitischen Zeuges, das nach der Indianer Aussage in dem Fluß gewaschen war, auf dem Grase ausgebreitet liegen. Dicht neben dem Hause hing auf einer Stange ein Brustschild von halb zirkelförmiger Gestalt, der aus Kokosnußfasern ungefähr so wie Korbmacherarbeit zusammengeflochten und auf der äußeren oder rechten Seite mit den glänzenden, blaugrünen Federn einer Taubenart bedeckt, ingleichen mit drei bogenförmigen Reihen von Haifischzähnen geziert war. Ich fragte, ob diese Rüstung zu verkaufen sei? Es hieß aber nein und folglich mochte sie vielleicht da hängen, um gelüftet zu werden. Ein Mann von mittlerem Alter, der in dieser Hütte seiner Ruhe pflegte, nötigte uns, Platz bei ihm zu nehmen und sobald dieses geschehen, unter-

suchte er meine Kleidung mit vieler Aufmerksamkeit. Er hatte sehr lange Nägel an den Fingern, worauf er sich nicht wenig zu gut tat. Ich merkte auch bald, daß dieses ein Ehrenzeichen ist, insofern nur solche Leute, die nicht arbeiten, die Nägel so lang wachsen lassen können. Eben diese Gewohnheit findet man unter den Chinesen und auch die sind sehr stolz darauf. Ob aber die Einwohner von Tahiti sie aus China herbekommen, oder ob zufälligerweise beide Völker, ohne eine Gemeinschaft miteinander zu haben, auf einerlei Einfall geraten sein mögen, das dünkt mich selbst für den Scharfsinn eines NEEDHAM und des GUIGNES zu hoch. In verschiedenen Winkeln der Hütte saßen hier die Mannsleute, dort die Frauenspersonen beisammen und nahmen so voneinander abgesondert ihr Mittagmahl zu sich, das in Brotfrucht und Pisangen bestand. Beide Parteien schienen, je nachdem wir uns einer oder der anderen näherten, zu wünschen, daß wir mitessen möchten. Es ist eine sehr sonderbare Gewohnheit, daß sich hier zu Lande beide Geschlechter beim Essen voneinander trennen müssen. Warum dieses aber geschieht, oder was Veranlassung zu diesem Gebrauch gegeben haben mag, konnten wir ebensowenig als Kapitän COOK auf seiner vorigen Reise in Erfahrung bringen.

Nachdem wir diese Hütte verlassen, gelangten wir durch ein wohlriechendes Gebüsch zu einer anderen, in der sich O-Tai nebst seiner Frau und Kindern, in gleichen seine beiden Schwestern, die Maroya und Marorai befanden. Der Offizier, welcher seine Betttücher eingebüßt, war bei uns, hielt es aber für vergebliche Mühe, danach zu fragen, und suchte vielmehr seine Schöne durch neue Geschenke zu gewinnen. Korallen, Nägel und andere Kleinigkeiten wurden reichlich angewandt. Das Mädchen nahm sie freundlich genug an, blieb aber bei den feurigsten Wünschen ihres Liebhabers unerbittlich. Was ihr so sehr am

Herzen gelegen und wofür alleine sie sich ihm ergeben haben würde, das mochten die Bettücher gewesen sein, und die hatte sie vermutlich weg; nunmehr schien sie folglich durch nichts weiter gereizt werden zu können, einen Liebhaber zu erhören, den sie doch nur auf kurze Zeit gehabt haben würde. Auf diese Art erklärten wir uns wenigstens ihr Betragen; dazu kam noch, daß sie zu einer angesehenen Familie gehörte, und während Kapitän COOKS vorigem langen Aufenthalt auf der Insel hatte man wenig oder gar keine Beispiele gefunden, daß Frauenzimmer von besserem Stande sich so gemein gemacht haben sollten. Wir konnten uns dieses Mal nicht lange bei ihnen aufhalten, weil der Tag Abschied zu nehmen anfang. Es war wirklich schon so spät, daß, als wir wieder an den Strand kamen, unsere Boote bereits nach dem Schiffe zurückgekehrt waren. Ich bedachte mich also nicht lange, sondern ward mit einem Indianer einig, daß er mich für eine einzige Glaskoralle, die mir vom heutigen Spaziergang noch übrig geblieben war, in seinem Kanu nach dem Schiff übersetzen sollte, und so kam ich glücklich an Bord, unerachtet das armselige Fahrzeug nicht einmal einen Ausleger hatte.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen wir wieder an Land und von neuem nach Osten hin. Je näher wir der östlichen Spitze des Hafens Aitepieha kamen, je breiter ward die Ebene; die Pflanzungen von Brotfrucht und Kokosnußbäumen, von Pisangen und andern Gewächsen, an denen man schon durchgehend den Ansatz zur künftigen Ernte sah, wurden immer ansehnlicher. Auch die Anzahl der Wohnhäuser nahm in dieser Gegend zu, und viele derselben schienen uns reinlicher und neuer zu sein als beim Ankerplatze. Unter anderem erblickten wir in einem dergleichen, welches mit Rohrwänden versehen war, große Ballen von Zeug und eine Menge von Brustschildfutteralen, die inwendig am Dache hingen. Alles dieses, sowie das

Haus selbst, gehörte dem König, Aheatua, zu. Wir spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmutigsten Wäldern und Pflanzungen von Brotfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagewerk gingen, vornehmlich hörten wir die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Man muß sich indessen nicht vorstellen, daß die Leute eben durch Not und Mangel genötigt werden, so unablässig zu arbeiten; denn wo wir nur hinkamen, versammelte sich gewöhnlich bald ein großer Haufe um uns her und folgte uns den ganzen Tag über zum Teil so unermüdet nach, daß mancher das Mittagbrot darüber versäumte. Doch gingen sie nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andere Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen oder ihnen zulächelten, so hielten manche es für die rechte Zeit, von unserem guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Ton ein: Tayo, poe! hören zu lassen. Das bedeutete soviel als: Freund! ein Korallchen! Wir mochten ihnen hierin willfahren oder nicht, so brachte es niemals eine Änderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als zuvor. Wenn sie mit diesem Anliegen zu häufig kamen, so zogen wir sie auf und wiederholten ihre kindische Bettelei im nämlichen Tone, worüber denn unter dem ganzen Haufen immer ein lautes Gelächter entstand. Sie redeten gewöhnlich sehr laut untereinander und größtenteils waren wir der Gegenstand ihrer Unterredung. Jedem neu Ankommenden, der die Zahl unserer Begleiter vermehren half, wurden wir sogleich mit Namen genannt, die nach ihrer Aussprache auf wenige Vokale und weichere Konsonanten reduziert zu sein pflegten; dann ward einem jeden erzählt, was wir den ganzen Morgen über getan oder

gesagt hätten. Die erste Bitte bestand gewöhnlich darin, daß wir ein Gewehr abfeuern möchten, und das taten wir unter der Bedingung, wenn sie uns einen Vogel zum Ziel zeigen könnten. Doch waren wir dabei mehr als einmal in Verlegenheit, weil sie uns oft Vögel zeigten, die vier- bis fünfhundert Schritte weit von uns saßen. Sie wußten nicht, daß die Wirkung unseres Gewehrs nur bis auf gewisse Entfernungen reicht, und da es eben nicht ratsam war, sie das Geheimnis zu lehren, so stellten wir uns gewöhnlich, als könnten wir den Vogel nicht gewahr werden, bis wir unter diesem Vorwande so nahe herangekommen, daß er zu erreichen war. Der erste Schuß machte immer großes Schrecken. Einige fielen darüber platt zur Erde oder rannten ungefähr zwanzig Schritt weit zurück, bis wir ihnen durch freundliches Zureden die Furcht genommen oder ihre herzhafteren Leute den geschossenen Vogel aufgelangt hatten. Sie gewöhnten sich indessen bald besser daran, und wenn sie gleich noch bei jedem neuen Schusse zusammen fuhren, so ließen sie ihre Furcht wenigstens zu keinem weiteren Ausbruch kommen.

So freundschaftlich wir nun auch an allen Orten aufgenommen wurden, so suchte man gleichwohl überall die Schweine vor uns zu verstecken; und wenn wir danach fragten, so waren die Leute entweder verlegen oder sagten, sie hätten keine, oder versicherten, sie gehörten Aheatuan zu. Wir hielten es also fürs beste, uns gar nicht weiter darum zu kümmern, und ob wir gleich fast in jeder Hütte Schweine genug verborgen fanden, so stellten wir uns doch als merkten wir es nicht oder als wäre es uns nicht darum zu tun. Dieses Betragen machte ihr Vertrauen zu uns desto größer.

Nachdem wir etliche Meilen weit gegangen waren, setzten wir uns auf einige große Steine nieder, die vor einer Hütte eine Art von erhöhtem Pflaster ausmachten und baten die Einwohner, daß sie uns, gegen

bare Zahlung in Korallen, etwas Brotfrucht und Kokosnüsse verschaffen möchten. Sie waren sehr willig dazu, brachten herbei was sie hatten, und in der Geschwindigkeit stand das Frühstück aufgetischt vor uns. Um es desto ruhiger zu verzehren, ließen wir den ganzen Haufen unserer Begleiter in einiger Entfernung von uns niedersitzen, damit sie keine Gelegenheit haben möchten, Gewehr oder andere Dinge zu erhaschen, die wir beim Essen von uns legen mußten. Die guten Leute gedachten unsere Kollation recht vollständig und schön zu machen; in dieser Absicht brachten sie uns eine Kokosnußschale voll kleiner Fische, welche sie, in Salzwasser eingetunkt, roh zu essen pflegen. Wir kosteten davon und fanden sie gar nicht unangenehm, weil wir aber nicht an rohe Speisen solcher Art gewohnt waren, so verteilten wir diese Leckerbissen nebst den übriggebliebenen Früchten unter diejenigen von unseren Begleitern, die uns am liebsten waren.

Als wir nach eingenommenem Frühstück weiter gegen die Berge gehen wollten, suchten uns die Indianer zu überreden, daß wir lieber in der Ebene bleiben sollten. Da wir aber augenscheinlich sahen, daß diese Bitte bloß aus Trägheit herkam, damit sie nämlich der Mühe enthoben sein möchten, die bergigen Gegenden zu ersteigen, und es uns um ihre Begleitung eben nicht so sehr zu tun war, so gingen wir ungeachtet ihres Ungestütms weiter, worauf denn der größte Teil unseres Gefolges hinter uns drein gaffend stehen blieb, die übrigen aber ein jeder seine Straße zog. Nur ein paar von ihnen, die weniger bequem als die übrigen sein mochten, blieben bei uns und erboten sich zu Wegweisern. Sie führten uns einen Erdbriß zwischen zwei Bergen hinauf, woselbst wir einige neue wilde Pflanzen und eine Menge kleiner Schwalben antrafen, die über einen Bach hinstrichen, der auf einem Kieselgrunde herab- rauschte. Das Ufer, dessen schlängelnder Krümmung

wir aufwärts folgten, brachte uns zu einem senkrecht stehenden und mit mancherlei wohlriechendem Gebüsch behangenen Felsen, von welchem sich eine kristallhelle Wassersäule in einen glatten klaren Teil herabstürzte, dessen anmutiges Gestade überall mit bunten Blumen prangte. Dieses war eine der schönsten Gegenden, die ich in meinem Leben gesehen. Kein Dichter kann sie so schön malen. Wir sahen von oben auf die fruchtbare, überall angebaute und bewohnte Ebene herab und jenseits dieser in das weite, blaue Meer hinaus. Die Bäume, welche ihre dickbelaubten Zweige gegen den Teich hin ausbreiteten, gewährten uns kühlen Schatten, und ein angenehmes Lüftchen, welches über das Wasser herwehte, milderte die Hitze des Tages noch mehr. Hier legten wir uns auf den weichen Rasen hin, um beim feierlich einförmigen Geräusch des Wasserfalles, dazwischen dann und wann ein Vogel schlug, die eingesammelten Pflanzen zu beschreiben, ehe sie verwelkten. Unsere tahitischen Begleiter lagerten sich ebenfalls unter das Gebüsch hin und sahen uns mit stiller Aufmerksamkeit zu. Wir hätten den ganzen Tag in dieser reizenden Einöde zubringen mögen, allein unser Beruf gestattete keine Untätigkeit. Sobald wir also mit den Beschreibungen fertig waren, begnügten wir uns, die romantische Gegend noch einmal zu betrachten und kehrten alsdann nach der Ebene zurück. Hier kam uns ein großer Haufen Indianer entgegen, die Herrn HODGES und GRINDALL begleiteten, zu denen auch wir uns gesellten. Herr HODGES hatte einem jungen Burschen von ungemein glücklicher Bildung, der eine besondere Neigung zu ihm bezeugte, sein Zeichnungsportefeuille anvertraut. Keine Gunstbezeugung, glaube ich, hätte diesem jungen Menschen mehr Vergnügen machen können, als dieser öffentliche Beweis des auf ihn gesetzten Vertrauens, wenigstens schien er ganz stolz darauf zu sein, daß er im Angesicht aller seiner Lands-

leute mit dem Portefeuille unterm Arm neben uns her gehen konnte. Ja, auch die anderen Indianer taten heute insgesamt vertraulicher und zudringlicher als sonst, vielleicht weil sie durch den Vorzug, der ihrem Landsmann widerfuhr, sich alle für geehrt hielten, vielleicht auch weil es ihnen gefallen mochte, Herrn HODGES und GRINDALL so unbesorgt unter sich zu sehen, indem diese beiden Herren völlig unbewaffnet waren. In diesem friedlichen Aufzuge gelangten wir nun an eine geräumige Hütte, in welcher eine zahlreiche Familie beisammen war. Ein alter Mann, aus dessen Blicken Friede und Ruhe hervorleuchtete, lag auf einer reinen Matte und sein Haupt ruhte auf einem Stuhle, der ihm zum Kissen diente. Es war etwas sehr Ehrwürdiges in seiner Bildung. Sein silbergraues Haar hing in vollen Locken um das Haupt her und ein dicker Bart, so weiß als Schnee, lag auf der Brust. In den Augen war Leben und Gesundheit saß auf den vollen Wangen. Der Runzeln, welche unter uns das Anteil der Greise sind, waren wenig; denn Kummer, Sorgen und Unglück, die uns so frühzeitig alt machen, scheinen diesem glücklichen Volke gänzlich unbekannt zu sein. Einige Kinder, die wir für seine Großkinder ansahen, der Landesgewohnheit nach ganz nackend, spielten mit dem Alten, dessen Handlungen, Blick und Mienen augenscheinlich bewiesen, wie Einfalt des Lebens die Sinne bis ins hohe Alter bei vollen Kräften zu erhalten vermag. Einige wohlgebildete Männer und kunstlose Dirnen hatten sich um ihn her gelagert und bei unserem Eintritt schien die ganze Gesellschaft, nach einer ländlich frugalen Mahlzeit, im vertraulichen Gespräch begriffen zu sein. Sie verlangten, daß wir uns auf die Matten neben sie setzen möchten, wozu wir uns nicht zweimal nötigen ließen. Es schien, als hätten sie noch keinen Europäer in der Nähe gesehen, wenigstens fingen sie sogleich an, unsere Kleidungen und Waffen neugierigst zu untersuchen, doch ließ ihr

angeborenes, flatterhaftes Wesen nicht zu, länger als einen Augenblick bei einem Gegenstand zu verweilen. Man bewunderte unsere Farbe, drückte uns die Hände, konnte nicht begreifen, warum keine Punkturen darauf waren und daß wir keine langen Nägel hätten. Man erkundigte sich sorgfältig nach unseren Namen und machte sich eine Freude daraus, sie uns mehrmals nachzusprechen. Dieses kam aber der indianischen Mundart nach so verstümmelt heraus, daß selbst Etymologen von Profession Mühe gehabt haben würden, sie wieder zu erraten. FORSTER ward in Matara verändert, HODGES in Oreo, GRINDALL in Terino, SPARMANN in Pamani und GEORGE in Teori. An der Gastfreiheit, die wir in jeder Hütte fanden, fehlte es auch hier nicht; man bot uns Kokosnüsse und E-vihs an, um den Durst zu löschen, und der Alte ließ uns obendrein eine Probe von den musikalischen Talenten seiner Familie hören. Einer von den jungen Männern blies mit den Nasenlöchern eine Flöte von Bambusrohr, die drei Löcher hatte, und ein anderer sang dazu. Die ganze Musik war, sowohl von Seiten des Flötenspielers als auch des Sängers, nichts anderes als eine einförmige Abwechslung von drei bis vier verschiedenen Tönen, die weder unseren ganzen noch den halben Tönen ähnlich klangen und dem Wert der Noten nach ein Mittelding zwischen unseren halben und vierteln sein mochten. Übrigens war nicht eine Spur von Melodie darin zu erkennen; ebensowenig ward auch eine Art von Takt beobachtet, und folglich hörte man nichts als ein einschläferndes Summen. Auf diese Weise konnte die Musik das Ohr freilich nicht durch falsche Töne beleidigen, aber das war auch das beste dabei, denn lieblich war sie weiter eben nicht zu hören. Es ist sonderbar, daß, da der Geschmack an Musik unter allen Völkern der Erde so allgemein verbreitet ist, dennoch die Begriffe von Harmonie und Wohlklang bei verschiedenen Nationen so verschieden

sein können. — Wir sahen in dieser Hütte das Bild von wahrer Volksglückseligkeit realisiert, und Herr HODGES konnte sich nicht enthalten, von einem so seltenen Gemälde verschiedene Zeichnungen zu entwerfen, die der Nachwelt anschauende Begriffe von diesen Szenen geben werden, die sich besser fühlen, denn durch Worte ausdrücken lassen. Aller Indianer Augen waren auf sein Zeichnen geheftet, aber wie groß war ihr Erstaunen und Vergnügen, als sie zwischen seiner Arbeit und den Gesichtszügen einiger ihrer anwesenden Landsleute eine auffallende Ähnlichkeit gewahr wurden. Unerachtet wir uns seit unserm Hiersein schon viel Mühe gegeben hatten, die Sprache zu erlernen, so waren wir doch noch nicht weit darin gekommen, und mußten daher Verzicht auf das Vergnügen tun, welches uns die Unterhaltung mit diesen glücklichen Leuten ohne Zweifel gewährt haben würde. Einzelne Wörter und stumme Pantomime war alles, wodurch wir uns ausdrücken konnten. Aber selbst das war hinreichend, die guten Leute zu vergnügen, und unsere Gelehrigkeit und Bestreben ihnen zu gefallen, war ihnen wenigstens ebenso angenehm, als uns ihre Gefälligkeit uns zu bedienen und zu unterrichten. Der alte Mann änderte unsertwegen seine Stellung nicht. Ohne sein Haupt vom Stuhl zu erheben, tat er verschiedene kleine Fragen an uns: z. E. wie der Erih oder Befehlshaber des Schiffes hieße? Wie das Land genannt werde, aus dem wir kämen? Wie lange wir bleiben würden? Ob wir unsere Frauen bei uns hätten? Und dergleichen. Er schien zwar von alledem schon durch seine Landsleute unterrichtet zu sein, doch mochte er von uns selbst die Bestätigung ihrer Aussage hören oder durch das Gespräch uns bloß unterhalten wollen. Wir beantworteten seine Fragen, so gut wir konnten, teilten hierauf einige Korallen, Medaillen und andere Kleinigkeiten unter seine Familie aus und gingen alsdann weiter. Auf diese Weise hätten wir zu

Fuß um die ganze Insel wandern können. Einerseits ließ uns die Gastfreiheit der Einwohner in jeder Hütte, wo wir hätten einkehren mögen, die nötigen Erfrischungen hoffen und auch in Absicht des Weges würde es sich überall haben gut fortkommen lassen, denn die Ebene zwischen den Bergen und der See läuft um die ganze Insel ununterbrochen herum. Der Boden ist auf diesem schmalen Landstrich völlig eben und der Weg an vielen Stellen mit feinem Grase bewachsen. Kein einziges schädliches Tier schreckte uns; nicht einmal Mücken oder Moskitofliegen summten um uns her. Die Brotfruchtwälder machten selbst gegen die Mittagssonne einen angenehmen Schatten und die Hitze ward noch überdies durch eine kühle Seeluft gemäßigt. Da aber die Einwohner gewohnt sind, während der Mittagsstunden zu ruhen, so verliefen sie sich auch jetzt einer nach dem andern in die Büsche, und nur sehr wenige von ihnen blieben noch bei uns. Nachdem wir ungefähr noch zwei Meilen weiter gegen Südost gegangen waren, befanden wir uns an der See, die hier ziemlich weit in die Küste herein reichte und eine kleine Bucht ausmachte. Rings um uns her waren überall Plantagen und mitten auf einem schönen Grasplatz trafen wir auch ein Marai oder Begräbnis an, das aus drei Reihen oder Stufen von Steinen übereinander erbaut war. Jede Stufe mochte ungefähr viertelhalb Fuß hoch sein und alle waren mit Gras, Farnkraut und kleinem Strauchwerke bewachsen. Vor dem Marai war an der Landseite hin eine Mauer von fest übereinander gepackten Steinen aufgeführt, die ungefähr drei Fuß Höhe hatte, und innerhalb dieser standen nach dem Gebäude zu zwei bis drei einsam hingepflanzte Kokospalmen und verschiedene junge Kasuarinen, die mit ihren traurig herabhängenden Zweigen der ganzen Szene ein feierlich melancholisches Ansehen gaben. Nicht weit von diesem Marai, das mit dickem Buschwerk umgeben war, sahen wir eine kleine

Hütte (Tupapau), und unter dieser lag ein toter Körper, mit einem Stück weißen Zeuges bedeckt, das auf den Seiten in langen Falten herabhing. Junge Kokospalmen und Pisange sproßten hier aus der Erde und der Drachenbaum blühte umher. Nahebei stand eine andere Hütte, darin ein Vorrat von Lebensmitteln für die Gottheit (Eatua) befindlich, und unweit derselben war ein Pfahl aufgerichtet, an welchem ein in Matten eingewickelter Vogel hing. In dieser letzteren Hütte, welche auf einer kleinen Anhöhe lag, erblickten wir eine Frauensperson, die in betrübter, gedankenvoller Stellung saß. Bei unserer Annäherung stand sie auf und winkte, daß wir nicht näher kommen möchten. Wir boten ihr von ferne ein kleines Geschenk, sie wollte es aber nicht annehmen, und wir erfuhren von unseren indianischen Begleitern, daß diese Person zu dem Marai gehöre, daß der tote Körper eine Frauensperson sei, und daß erstere vermutlich mit den Trauerzeremonien beschäftigt wäre.

Wir ließen sie also ungestört, und sobald Herr HODGES mit einer Zeichnung von diesem Platz fertig war, gingen wir wieder zurück. Es war etwas Großes in dieser Szene, die in allen Stücken zu Religionsbetrachtungen Anlaß geben konnte. Auf dem Rückwege nach dem Wasserplatz, wo wir gewöhnlich anzulanden und des Abends uns wieder einzuschiffen pflegten, kamen wir neben einem geräumigen Hause vorbei, das in der angenehmsten Lage unter einem Haufen niedriger Kokospalmen erbaut war, die voller Früchte hingen. Etliche gebratene kleine Fische, die man uns für ein paar Korallen verkaufte, wurden hier zum Anbiß vorgelegt. Andere von unserer Gesellschaft, denen es nicht ums Essen zu tun war, badeten unterdessen in der See und erschienen alsdann, anstatt in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nach tahitischer Manier, in Ahaus von hiesigem Zeuge gekleidet, welches den Leuten um uns her zum größten Vergnügen gereichte.

Von hier aus führte uns der Weg längs dem Seeufer hin und jenseits diesem kamen wir zu einem hübschen Hause, in welchem ein sehr fetter Mann ausgestreckt lag und in der nachlässigsten Stellung, das Haupt auf ein hölzernes Kopfkissen gelehnt, faulenzte. Vor ihm waren zwei Bediente beschäftigt, seinen Nachtschisch zu bereiten. Zu dem Ende stießen sie etwas Brotfrucht und Pisange in einem ziemlich großen hölzernen Troge klein, gossen Wasser dazu und mischten etwas von dem gegorenen, sauren Teige der Brotfrucht darunter, welche Mahei genannt wird, bis das Gemische so dünn wie ein Trank war. Das Instrument, womit sie es durchrieben, war eine Mörserkeule von einem schwarzen, polierten Steine, der eine Basaltart zu sein schien. Neben ihm setzte sich eine Frauensperson und stopfte ihm von einem großen gebackenen Fische und von Brotfrüchten jedesmal eine gute Handvoll ins Maul, welches er mit sehr gefräßigem Appetit verschlang. Man sah offenbar, daß er für nichts als den Bauch sorge, und überhaupt war er ein vollkommenes Bild phlegmatischer Fühllosigkeit. Kaum würdigte er uns eines Seitenblickes und einsilbige Wörter, die er unterm Kauen zuweilen hören ließ, waren nur eben so viele Befehle an seine Leute, daß sie überm Hergucken nach uns das Füttern nicht vergessen möchten. Das große Vergnügen, welches wir auf unseren bisherigen Spaziergängen in der Insel, besonders aber heute empfunden hatten, ward durch den Anblick und durch das Betragen dieses vornehmen Mannes nicht wenig vermindert. Wir hatten uns bis dahin mit der angenehmen Hoffnung geschmeichelt, daß wir doch endlich einen kleinen Winkel der Erde ausfindig gemacht, wo eine ganze Nation einen Grad von Zivilisation zu erreichen und dabei doch eine gewisse frugale Gleichheit unter sich zu erhalten gewußt, dergestalt, daß alle Stände mehr oder minder gleiche Kost, gleiche Vergnügungen, gleiche Arbeit und Ruhe miteinander

gemein hatten. Aber wie verschwand diese schöne Einbildung beim Anblick dieses trägen Wollüstlings, der sein Leben in der üppigsten Untätigkeit ohne allen Nutzen für die menschliche Gesellschaft ebenso schlecht hinbrachte, wie jene privilegierten Schmarotzer in gesitteten Ländern, die sich mit dem Fette und Überflusse des Landes mästen, indes der fleißige Bürger desselben im Schweiß seines Angesichtes darben muß. Die träge Üppigkeit dieses Insulaners glich gewissermaßen dem Luxus dieser Art, der in Indien und andern östlichen Ländern unter den Großen so allgemein im Schwunge ist, und über den sich Sir JOHN MANDEVILLE in der Beschreibung seiner asiatischen Reisen mit gerechtem Unwillen ausläßt. Dieser brave Rittersmann, dessen Denkungsart und Heldenmut ganz auf den ritterhaften Ton seiner Zeiten gestimmt waren, brachte sein Leben in beständiger Tätigkeit hin und geriet in herzlichen Eifer, als er irgendwo ein Ungeheuer von Faulheit antraf, das seine Tage verstreichen ließ, „ohne einiges ritterliches Ebentheuer und so immerfort faullenzte als ein Schwein, das auf dem Stalle gefüttert wird, um gemästet zu werden.“

Nachdem wir diesem tahitischen Fresser eine Weile zugesehen hatten, trennte sich unsere Gesellschaft. Ich blieb bei Herrn HODGES und GRINDALL, und da diese von dem gutherzigen jungen Burschen, der ersterem das Portefeuille trug, gebeten worden waren, mit nach seiner Eltern Haus zu kommen, so begleitete ich sie dahin. Es war fünf Uhr abends, als wir dasselbst ankamen. Die Wohnung war klein, aber niedlich, und das vor demselben befindliche Steinpflaster fanden wir mit frischem Laube bestreut, auf welchem ein großer Vorrat der besten Kokosnüsse und wohlbereiteter Brotfrucht in schönster Ordnung aufgetragen war. Zwei ältliche Personen standen dabei und suchten die Ratten von den Speisen abzuhalten. Auf diese lief der junge Mensch zu und stellte sie uns bei

unserer Annäherung als seine Eltern vor. Man konnte es ihnen augenscheinlich ansehen, wie herzlich vergnügt sie darüber waren, die Freunde ihres Sohnes bei sich zu sehen und sie bewirten zu können. In dieser Absicht baten sie, daß wir uns zu der veranstalteten Mahlzeit niederlassen möchten. Wir konnten anfänglich nicht begreifen, wie es zugehe, daß sie bei unserer Ankunft schon völlig bereitet war. Es fiel uns aber nachher ein, daß unser junge Begleiter etliche Stunden zuvor einen seiner Kameraden vorausgeschickt und durch diesen hatte er das Gastmahl vermutlich bestellen lassen. Da dieses heute die erste rechte Mahlzeit war, zu der wir uns niederließen, so kann man sich vorstellen, daß wir mit gutem Appetit darüber herfielen, was man sich aber vielleicht nicht so lebhaft wird vorstellen können, war die Freude, welche die gastfreien Alten und ihr gutdenkender Sohn darüber bezeugten, daß uns ihr Mahl so wohl schmeckte. Bei diesem alten, ehrwürdigen Paare, das uns bei Tisch bediente, hätten wir auf eine poetische Weise vergessen mögen, daß wir Menschen wären und auf den Gedanken kommen können, daß wir als Götter von Philemon und Baucis bewirtet würden. Allein, unser Unvermögen, sie zu belohnen, erinnerte uns nur zu sehr an unsere Sterblichkeit. Indessen suchten wir an eisernen Nägeln und Korallen zusammen, was wir allerseits noch übrig hatten, und schenkten ihnen diese Kleinigkeiten mehr zum Zeichen unserer Dankbarkeit, als zur Vergeltung ihres guten Willens. Beim Abschied packte der Knabe alles, was wir nicht hatten aufessen können, zusammen und trug uns solches bis ans Schiff nach. Hier machten ihm seine Freunde ein Beil, ein Hemde und andere Artikel von geringerem Werte zum Gegengeschenk, durch die er sich für weit reichlicher, als er selbst es erwartet haben mochte, belohnt zu halten schien und noch desselben Abends ganz vergnügt zu seinen Eltern zurückkehrte. Wäh-

rend unserer Abwesenheit war sowohl bei den Schiffen als am Strande der Tauschhandel wie gewöhnlich fortgeführt worden, und es hatte sich nichts besonderes ereignet, außer daß Kapitän COOK einen seiner alten Bekannten, den Tuahau wieder angetroffen, der ihn auf der vorigen Reise, als er die ganze Insel mit einem Boot umschiffte, sehr weit begleitet hatte. Bei unserer Zurückkunft war er nebst zweien seiner Landsleute noch an Bord, indem sie allseits gesonnen waren, die Nacht über bei uns zu bleiben. Während Kapitän COOKS erster Anwesenheit, als er in Matavai-Bai vor Anker lag, hatten es die Indianer öfters so gemacht. Seit unserm diesmaligen Hiersein aber hatte es noch keiner wagen wollen. Tuahau, dem unsere Lebensart und die Gegenstände im Schiffe schon bekannt waren, überließ es seinen unerfahrenen beiden Landsleuten, solche mit Verwunderung in Augenschein zu nehmen, dahingegen er für seine Person gleich eine sehr lebhaft unterredung mit uns anfang. Er fragte nach TABANE, Herrn BANKS, TOLANO, Dr. SOLANDER, TUPAYA und verschiedenen anderen Personen, die er ehemals hier gesehen und deren Namen er sich erinnerte. Es freute ihn zu hören, daß Herr BANKS und Dr. SOLANDER noch wohl wären. Er wiederholte diese Frage oft, als ob sie ihm die angelegenste wäre, und er bekam immer dieselbe Antwort darauf. Endlich fragte er mit einem Blick, worin man seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, lesen konnte, ob sie nicht noch einmal nach Tahiti kommen würden? Als er von TUPAYAS Ableben hörte, verlangte er zu wissen, ob derselbe eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sei? Es war ihm angenehm, aus unseren gebrochenen Worten und Zeichen abnehmen zu können, daß Krankheit seinem Leben ein Ende gemacht habe. Wir unsererseits fragten, auf was für eine Art denn Tutahah, der während Kapitän COOKS vorigem Hiersein die Stelle eines höchsten

Befehlshabers zu bekleiden schien, ums Leben gekommen wäre? Davon wußte er nun ein langes und breites zu erzählen, welches wir, wenn gleich nicht ganz im Detail, doch wenigstens der Hauptsache nach deutlich verstanden, die darauf hinauslief, daß zwischen demselben und dem alten Aheatua, als dem Vater des jetzigen Königs auf Teiarrabu, ein großes Seetreffen vorgefallen sei, welches auf keiner Seite entscheidend gewesen; Tutahah sei nochmals mit seinem Heer über die Landzunge gegangen, die beide Halbinseln verbindet, daselbst habe er ein hartnäckiges Gefecht und darin nebst Tuborai-Tamaide und anderen ihm zugetanen Leuten vom Stande das Leben verloren. Bald nach Tutahahs Tode sei mit O-Tu, der zuvor nur den Titel eines Regenten von Tahiti gehabt, nunmehr aber zur wirklichen Verwaltung dieser Würde gelangt war, Friede gemacht worden. Der alte Aheatua hatte aber die Früchte seiner Siege nicht lange genossen, indem er wenige Monate nach erfolgtem Frieden gestorben, und nunmehr war ihm sein Sohn gleichen Namens, der bei des Vaters Lebzeiten, der Landesgewohnheit nach, schon den Titel Te-Erih geführt und die damit verbundenen Ehrenbezeichnungen genossen hatte, auch in dem wesentlichen Teil der königlichen Würde, der Regierung selbst, nachgefolgt.

Als Tuahau mit der Erzählung dieser Staatsgeschichte fertig war, nahmen wir die Karte von O-Tahiti zur Hand, die zu Kapitän COOKS voriger Reisebeschreibung in Kupfer gestochen worden, und legten ihm solche vor, ohne zu sagen, was es sei. Er war aber ein viel zu erfahrener Pilot, als daß er es nicht sogleich sollte ausfindig gemacht haben. Voller Freude, eine Abbildung seines Vaterlandes zu sehen, zeigte er uns sogleich mit der Spitze des Fingers die Lage aller Whennuas oder Distrikte und nannte sie in derselben Ordnung her, als sie auf der Karte geschrieben waren.

Als er an den Distrikt O-Whai-urua gekommen war, der von unserer jetzigen Ankerstelle etwas südwärts lag, zog er uns beim Arm, um aufmerksam auf die Karte zu sehen, und erzählte uns, daß in dem daselbst befindlichen Hafen vor einiger Zeit ein Schiff, welches er immer Pahie no Peppe nannte, angekommen und fünf Tage allda vor Anker gelegen habe. Die Mannschaft desselben hätte zehn Schweine von den Inländern bekommen und einer von den Bootsleuten, der von diesem Schiffe entlaufen sei, halte sich noch jetzt in der Insel auf. Wir vermuteten, daß dieses ein spanisches Schiff gewesen sein müsse, weil es gar nicht unwahrscheinlich war, daß die wiederholte Anwesenheit von englischen Schiffen die Spanier auf diese von ihrer Nation vermutlich zuerst entdeckte Insel von neuem aufmerksam und wegen ihrer benachbarten weitläufigen Besitzungen in Südamerika vielleicht auch besorgt gemacht haben möchte. So sonderbar es klingt, so bestätigte uns doch selbst der Name Peppe in unserer Vermutung. Er ist freilich himmelweit verschieden von Espana, wovon er nach unserer Meinung abgeleitet worden ist. Aber wir wußten schon, daß die Einwohner von Tahiti fremde Namen noch ärger als Engländer und Franzosen zu verstümmeln pflegen. Um indessen mehr Licht in der Sache zu bekommen, legten wir den Tuahau noch manche Frage wegen dieses Schiffes vor, konnten aber nichts weiter herausbringen, als daß der entlaufene Matrose immer bei Aheatua sei und ihm angeraten habe, uns keine Schweine zukommen zu lassen. Was für eigennützige oder bigotte, schwärmerische Absichten dieser Mann hierzu auch gehabt haben mag, so scheint es doch wahrlich der freundschaftlichste und beste Rat gewesen zu sein, den er seinem Beschützer hätte geben können. Der sicherste Weg, die Reichtümer seiner Untertanen im Lande zu behalten, wozu hier vor allen Dingen die Schweine gehörten, und die beste Methode

zu hindern, daß keine neuen Bedürfnisse unter diesem glücklichen Volke entstehen möchten, war unfehlbar, uns so bald als möglich zur Abreise zu nötigen, und hierzu war die Versagung der Erfrischungen, deren wir am meisten bedurften, das beste Mittel. Es ist wirklich im Ernste zu wünschen, daß der Umgang der Europäer mit den Einwohnern der Südseeinseln in Zeiten abgebrochen werden möge, ehe die verderbten Sitten der zivilisierten Völker diese unschuldigen Leute anstecken können, die hier in ihrer Unwissenheit und Einfalt so glücklich leben. Aber es ist eine traurige Wahrheit, daß Menschenliebe und die politischen Systeme von Europa nicht miteinander harmonieren!

Am folgenden Tage brachten einige unserer Leute, die einen Spaziergang an der Küste gemacht hatten, die Nachricht mit an Bord, daß sie Aheatua angetroffen und daß er ausdrücklich in diesen Distrikt gekommen sei, um uns Audienz zu geben. Sie waren ohne Zeremonie vor ihn gelassen worden und Se. Majestät hatten, mitten in Dero Hofhaltung, die Hälfte ihres Stuhles einem unserer Steuermänner, Herrn SMITH, eingeräumt. Auch hatte er sich gnädigst verlauten lassen, daß es ihm lieb sein sollte, den Kapitän COOK zu sehen, und daß er ihm eine beliebige Anzahl Schweine ablassen wolle, wenn dieser für jegliches ein Beil zu geben gesonnen sei. Das war nun allerdings die erfreulichste Neuigkeit, die wir seit langer Zeit gehört hatten. Unsere Leute wollten bei dieser Gelegenheit auch einen Mann bemerkt haben, der der Farbe und Gesichtsbildung nach einem Europäer ähnlich gewesen, auf ihre Anrede aber unter dem großen Haufen verschwunden sei. Ob es wirklich ein Europäer gewesen, oder ob Tuahaus Erzählung ihnen nur im Kopfe gesteckt, können wir nicht bestimmen. So viel aber ist gewiß, daß keiner von uns ihn jemals nachher zu sehen bekommen hat.

Um von Aheatuas guten Gesinnungen gleich auf frischer Tat Gebrauch zu machen, begaben sich dann die Kapitäne mit verschiedenen Offizieren, desgleichen Dr. SPARMANN, mein Vater und ich am folgenden Morgen früh an Land. Opao, einer der Indianer, welche über Nacht an Bord geblieben waren, diente uns zum Führer und riet uns an, längs dem Flusse, aus dem die Wasserfässer angefüllt wurden, hinaufzugehen. Als wir auf diesem Wege ungefähr eine Meile zurückgelegt haben mochten, trafen wir einen großen Haufen Menschen an, die, soviel wir erkennen konnten, allerseits ihre Oberkleider hatten herunterfallen lassen, um die Schultern zu entblößen, welche Ehrenbezeugung nur allein dem Könige widerfährt. Wir vermuteten daher, daß er in der Nähe sein müsse, und wir fanden ihn auch bald mitten unter diesem Haufen, wo er sich auf einen großen, aus festem Holz gefertigtem Stuhl niedergesetzt hatte, der ihm bis dahin von einem seiner Leute war nachgetragen worden. Aheatua erinnerte sich Kapitän COOKS, sobald er seiner ansichtig wurde, und machte auch gleich Raum für ihn auf seinem Sessel, während Kapitän FURNEAUX und wir übrigen uns auf große Steine niederließen. Kaum hatten wir Platz genommen, so drängte sich von allen Seiten eine unzählbare Menge Indianer herbei und schloß uns in einen sehr engen Zirkel ein, worin es bald so heiß ward, daß des Königs Bediente die Leute oft mit Schlägen zurücktreiben mußten, um uns Luft zu schaffen.

O-Aheatua, König von O-Tahiti-iti (Klein-Tahiti), sonst Teiarrabu genannt, war ein junger Mann von siebzehn bis achtzehn Jahren, wohl gebaut und bereits fünf Fuß sechs Zoll hoch, unerachtet er dem Anschein nach seine völlige Größe noch nicht erreicht hatte. Es war etwas sanftes, aber unbedeutendes in seiner Miene, und war Bedeutung darin, so drückte sie, wenigstens bei unserem ersten Besuche, nichts als Furcht

und Mißtrauen aus, welches freilich zur Majestät nicht paßt, sondern vielmehr oft das Kennzeichen eines bösen Gewissens und unrechtmäßiger Herrschaft ist. Er war heller von Farbe als alle seine Untertanen und hatte schlichtes, langes, lichtbraunes Haar, das an den Spitzen ins rötlichgelbe fiel. Seine ganze Kleidung bestand für dieses Mal nur in einer breiten Schärpe (Marro) vom feinsten weißen Zeuge, die von den Hüften bis auf die Knie herabreichte. Der Kopf und übrige Teil des Leibes waren unbedeckt. Neben ihm saßen zu beiden Seiten einige Befehlshaber und Adlige, die sich durch ihre große und dicke Statur auszeichneten, ein Vorzug, den diese Klasse von Leuten ihrer trügen Lebensart und wohlbesetzten Tafel zu verdanken hat. Einer derselben war auf eine sonderbare Weise punktiert, dergleichen wir sonst noch nicht bemerkt; es waren nämlich seine Arme, Beine, Schenkel und Seiten fast über und über mit großen, schwarzen Flecken von allerhand Gestalt bedeckt. Eben dieser Mann, der E-Tieh hieß, war auch wegen seiner ungeheuren Korpulenz vor andern auffallend und schien überdies beim Könige Erih in besonderem Ansehen zu stehen, indem dieser ihn fast bei jedem Vorfalle um Rat fragte. Solange der König auf dem Stuhl oder seinem Thron saß, betrug er sich ungleich ernsthafter und steifer, als man es von seiner Jugend wohl hätte erwarten sollen. Es schien aber ein auswendig gelerntes, angenommenes Wesen zu sein, durch welches unsere Audienz ein desto feierlicheres Ansehen bekommen sollte. Bei einigen altfränkischen Staatsmännern möchte ihm das vielleicht zum Verdienst gerechnet werden; es war doch aber im Grunde nichts als eine Maskerade von Heuchelei und Verstellung, wie wir zu Tahiti kaum erwartet hätten.

Nach der ersten Begrüßung überreichte Kapitän COOK dem Aheatua ein Stück roten Boi (baize), ein Bettuch, eine breite Zimmeraxt, ein Messer, Nägel,

Spiegel und Korallen. Mein Vater gab ihm ähnliche Geschenke, und unter anderem eine Aligrette von scharlachrot gefärbten Federn, die an einem gewundenen Draht oder Zitternadel befestigt waren. Diese schätzten Se. Majestät ungemein hoch und beim Anblick derselben brach die ganze Versammlung in ein lautes Au-wäh aus, welcher Ausruf Erstaunen und Bewunderung andeutet. Der König fragte nunmehr nach Herrn BANKS, nach welchem vor ihm nur der einzige Tuahau gefragt hatte. Sodann erkundigte er sich, wie lange wir bleiben würden und gab dabei zu verstehen, daß es ihm lieb sein sollte, wenn wir fünf Monate verweilen wollten. Kapitän COOK antwortete, daß er im Gegenteil unverzüglich wieder absegeln müsse, weil nicht Lebensmittel genug zu bekommen wären. Der König schränkte also seine Bitte auf einen Monat und endlich auf fünf Tage ein. Da aber Kapitän COOK immer bei seiner vorigen Erklärung blieb, so versprach Aheatua, uns am folgenden Tage Schweine zu schicken. Dergleichen Versprechungen waren uns indessen schon mehr als einmal gemacht worden, ohne daß jedoch etwas darauf erfolgt wäre. Wir rechneten also auch jetzt nicht darauf, denn so wenig übrigens Teiarrabu als ein hoch verfeinerter Staat angesehen werden kann, so hatten wir doch längst gefunden, daß sich von der tätigen Gutherzigkeit, welche uns der Mittelstand, durch Gastfreiheit und eine Menge dienstfertiger und edler Handlungen, bezeigte, im geringsten nicht auf die Denkmalsart des Hofes und der Hofleute schließen lasse, sondern daß es mit der scheinbaren und glänzenden Höflichkeit derselben bloß darauf abgesehen sei, unsere Hoffnungen durch leere Versprechungen zu nähren und von einer Zeit zur anderen aufzuhalten. Während dieser Unterredung mit dem Könige ward das umherstehende gemeine Volk, welches aus wenigstens fünfhundert Menschen bestand, zuweilen so überlaut, daß man sein eigenes Wort nicht hören

konnte. Des Königs Bediente mußten daher auch mehrmals mit durchdringender Stimme Mamu! (still!) ausrufen und diesem Befehl mit tüchtigen Stockschlägen Nachdruck geben. Als der Erih sah, daß Kapitän COOK die Zeit seines Hierbleibens schlechterdings nicht verlängern wollte, stand er auf und sagte: er würde uns nach dem Strande hinab begleiten, wohin ihm seine Bedienten den Stuhl und die empfangenen Geschenke nachtragen mußten. Nunmehr legte er die während der Audienz angenommene Ernsthaftigkeit bei Seite und unterhielt sich auf dem Wege mit unsern gemeinsten Matrosen ganz vertraut. Mich bat er, daß ich ihm alle diejenigen bei Namen nennen möchte, die von beiden Schiffen am Lande waren. Auch verlangte er zu wissen, ob sie ihre Weiber an Bord hätten? Als ich mit Nein darauf antwortete, riet ihnen Sr. Majestät in einem Ausbruch guter Laune, sie möchten unter den Töchtern des Landes wählen; man sah aber diese Einladung als ein bloßes Kompliment an. Als wir bald nachher bei einem Hause mit Rohrwänden vorbeikamen, setzte er sich im Schatten desselben nieder und wir suchten innerhalb desselben Schutz vor der Sonne, die bis jetzt hinter Gewölken verborgen gewesen war. Er forderte einige Kokosnüsse und fing an, von Pahie no Peppe oder dem spanischen Schiffe zu sprechen, wovon uns Tuahau die erste Nachricht gegeben hatte. Nach seiner Erzählung war das Schiff fünf Monate vorher zu Whai-Urua gewesen und hatte sich daselbst zehn Tage lang aufgehalten. Er setzte hinzu, der Kapitän habe vier von seinen Schiffsleuten aufhängen lassen, ein fünfter aber sei dieser Strafe entlaufen. Wir fragten eine lange Weile nach diesem Europäer, den sie O-Pahutu nannten, konnten aber nichts von ihm herausbringen, und da es endlich die Hofschranzen Sr. Majestät merkten, daß wir uns so genau und ängstlich nach diesem Mann erkundigten, versicherten sie uns, er sei^a tot. Wir

haben nachher erfahren, daß um dieselbe Zeit, welche die Indianer angaben, DON JUAN DE LANGARA Y HUARTE VON CALLAO in Peru ausgeschiedt worden und Tahiti besucht habe; von den besonderen Umständen seiner Reise aber ist bis jetzt noch nichts kund geworden. Während wir uns in diesem Hause allerseits ausruhten, fragte E-Tie (Eti), der dicke Mann, den wir für den vornehmsten Rat des Königs ansahen, ob wir in unserm Lande einen Gott (Eatua) hätten und ob wir ihn anbeteten? (Epuhre?). Als wir ihm antworteten, daß wir einen Gott erkannten, der alles erschaffen habe, aber unsichtbar sei, und daß wir auch gewohnt wären, unsere Bitten und Gebete an ihn zu richten, schien er höchlich darüber erfreut und wiederholte es mit einigen, vermutlichen erläuternden Zusätzen gegen verschiedene von seinen Landsleuten, die zunächst um ihn saßen. Hierauf wandte er sich wieder gegen uns und sagte, soviel wir verstehen konnten, daß seiner Landsleute Begriffe mit den unsrigen in diesem Stück übereinstimmten. In der Tat läßt sich aus mehreren Umständen annehmen, daß dieser einfache und einzige richtige Begriff von der Gottheit in allen Zeiten und Ländern bekannt gewesen ist, und daß jene verwickelten Lehrgebäude von ungereimter Vielgötterei, die man fast bei allen Völkern der Erde angetroffen hat, nur der Kunstgriff einiger verschlagener Köpfe gewesen, die ihr Interesse dabei fanden, dergleichen Irrtümer allgemein zu machen. Herrschsucht, Wollust und Faulheit scheinen dem zahlreichen Haufen der heidnischen Pfaffen den teuflischen Gedanken eingegeben zu haben, den Geist der Völker durch Aberglauben zu fesseln und zu blenden. Es ist ihnen auch nicht schwer geworden, diesen Entwurf durchzusetzen, weil der Mensch von Natur so sehr zum Wunderbaren geneigt ist. Eben diese Neigung ist schuld daran, daß jene damit übereinstimmenden Vorurteile sich so fest und so tief in die Systeme menschlicher Kenntnis

hineingeschlungen hatten, daß sie bis auf diesen Augenblick noch in Ehren gehalten werden, und daß der größte Teil des menschlichen Geschlechts sich in dem Punkt noch immer auf die gröbste Weise blindlings hintergehen läßt.

Während E-Tie von Religionssachen sprach, spielte König Aheatua mit Kapitän COOKS Taschenuhr. Er betrachtete die Bewegung der Räder, die sich von selbst zu bewegen schienen, mit großer Aufmerksamkeit. Erstaunt über ihr Geräusch, welches er nicht begreifen und ausdrücken konnte, gab er sie zurück mit der Äußerung „sie spräche“ (parau) und fragte dabei, wozu das Ding gut sei. Mit vieler Schwierigkeit machte man ihm begreiflich, daß wir sie gebrauchten, um die Tageszeit daran zu erkennen, welche er und seine Landsleute aus dem Fortrücken der Sonne am Horizont zu schätzen gewohnt wären. Nach dieser Erklärung nannte er es eine kleine Sonne, um damit anzudeuten, daß er uns völlig verstanden. Wir waren eben im Begriff nach dem Strande zurückzukehren, als ein Mann mit einem Schweine ankam, welches der König dem Kapitän unter der Versicherung schenkte, daß er noch eins bekommen solle. Mit diesem kleinen Anfange waren wir vorerst zufrieden und beurlaubten uns nunmehr von Sr. Majestät, zwar ohne langweilige Zeremonie, bloß mit einem herzlichen Tayo (Freund); doch war in diesem einzigen Ausdruck gewiß mehr Bedeutung als in mancher künstlichen Rede.

Nachmittags gingen die Kapitäne abermals mit uns zum König. Wir fanden ihn noch auf eben demselben Platze, wo wir ihn beim Abschiede verlassen hatten, und er bat uns bei diesem Besuche von neuem, daß wir wenigstens noch ein paar Tage länger bleiben möchten. Man gab ihm aber die Antwort als zuvor und sagte gerade heraus, daß wir bloß deswegen abreisen würden, weil er uns nicht mit lebendigem Vieh

versehen wolle. Hierauf ließ er sogleich zwei Schweine herbeibringen und schenkte jedem Kapitän eins, welche Freigebigkeit durch allerhand Eisengerätschaften erwidert ward. Zur Unterhaltung Sr. Majestät ließen wir einen unserer Seesoldaten, einen Bergschotten, auf dem Dudelsack spielen, und obgleich seine rauhe Musik unseren Ohren fast unausstehlich war, so fanden doch der König und die ganze indische Versammlung ein so ausnehmendes Vergnügen daran, als man sich nicht vorstellen sollte. Das Mißtrauen, welches er bei unserer ersten Unterredung hatte blicken lassen, war nun verschwunden. Wären wir länger geblieben, so möchte es sich vielleicht in ein unbeschränktes Vertrauen verwandelt haben, wenigstens schien er seiner Jugend und gutherzigen Gemütsart nach von Natur geneigt dazu zu sein. Das studierte und gezwungen gravitatische Wesen ward ganz beiseite gesetzt, ja einige seiner Beschäftigungen kamen beinahe kindisch heraus. Um nur ein Beispiel davon anzuführen, so fanden Se. Majestät ein hohes Wohlgefallen daran, mit einem unserer Beile kleine Stöcke zu zerhacken und junge Pisangpflanzen abzuhauen. Unerachtet wir aber seines nunmehrigen vertraulichen Betragens wegen gewissermaßen hoffen konnten, daß er im Ernste Anstalt machen würde, uns mit einem Vorrat von Schweinen zu versorgen, so wollten wir es doch nicht auf den bloßen Anschein wagen, länger hier zu bleiben. In dieser Absicht nahmen wir gegen Abend förmlichen Abschied von ihm, gingen an Bord zurück und lichteten die größeren Anker, noch ehe es Nacht ward.

Über einen eigentümlichen Zug des deutschen Nationalcharakters

In einem Zeitalter, wo überall deutsche Wunden bluten, liegt etwas Tröstliches in dem Gedanken, daß eine besondere Eigentümlichkeit des deutschen Nationalcharakters deutschen Geist und deutsche Sprache, deutsche Art und Kunst höchst wahrscheinlich vor schnellem Dahinwelken schützen werde. Denn wäre es auch dem Schmeichler DINOCRATES gelungen, den Berg Athos zu einer kolossalen Bildsäule ALEXANDER des Länderstürmers umzubilden, so würde bei aller Dauerhaftigkeit dieses Denkmals die Urgebirgsart, aus der es bestand, nach Jahrtausenden nichts von ihrer Eigentümlichkeit verloren haben, wenn gleich ihre Oberfläche, durch den Künstler umgeschaffen, durch die Zeit verwittert und mit Moos bedeckt, nicht gleich bei dem ersten Anblicke in ihrer ursprünglichen Gestalt erschienen wäre. So erhalten sich auch eigentümliche Züge des Nationalcharakters, durch Erziehung, Klima und Lebensweise jahrhundertlang fortgeerbt, die allmählich und unbemerkt, zum Teil aus geringfügig scheinenden Gründen entstanden, doch den aus lockerem Sande gebildeten Dünen gleichen, die das Land demungeachtet vor dem Einbruche des tobenden Ozeans sichern. Ein solcher eigentümlicher Zug des deutschen Nationalcharakters ist dieser, daß die herrlichsten und größten Einrichtungen nicht das Werk eines einzigen großen Mannes, sondern, wenn nicht der ganzen Nation oder einer Gemeinheit, so doch mehrerer Verbündeten sind, die bloß, wenn es nottat, zur ein-

facheren Leitung des Ganzen denjenigen an die Spitze stellten, dem sie es zutrauten oder der es bereits bewiesen hatte, daß der Geist, der das Ganze beseele, zwiefältig auf ihm ruhte. Als Beweise werde ich die Befreiung vom Joche der welterobernden Römer, die deutschen Völkerbünde, die Roms Größe erschütterten, die deutsche Feudalverfassung, die Züge der Normänner, das Femgericht, den Deutschen Orden, den Hanseatischen Bund, die Eidgenossenschaft, den Landfrieden, das Kammergericht und die Reformation hier aufzustellen wagen, und alsdann die Eigentümlichkeit, welche diese Art zu denken und zu handeln erzeugte, durch die Schranken dieses Vortrags gezwungen, freilich nur oberflächlich berühren.

Schon jene Stelle des TACITUS, daß der Feldherr für den Sieg, sein Geleit für den Feldherrn kämpfte, daß er nur Geschenke als Beweise der Achtung erhielt, die Tapferen durch Überredung und Überzeugung für seinen Zweck zu bestimmen suchte, schildert uns diese Eigentümlichkeit, mehr noch jene Verbindung und jenes Schweigen, womit deutsche Häuptlinge oder Fürsten (die nur diese Benennung erhielten, weil sie die Vordersten im Kampfe waren), den Legionen des VARUS ihr Verderben bereiteten. Einen Bund, dem der Cherusker gleich, bildete MARBOD, wenn gleich mit geringerem Erfolg, im südöstlichen Deutschland, und jener Bund der Franken oder freien Männer zwischen der Weser und dem Rhein, jene unter dem Namen der Alemannen aus allen suevischen Völkerschaften vom Ursprunge des Rheins bis an den Einfluß des Mains und der Mosel zusammengeflossene Verbindung und der Aufbruch verschiedener deutscher Völkerschaften unter RADAGAISUS, vor denen Rom erbebte, verbürgen, daß dieser Zug des deutschen Geistes sich, in viele kleine Völkerschaften getrennt, dennoch zur Behauptung eines gemeinschaftlichen Zweckes zu vereinigen, sich unter mannigfaltigen Umständen bleibend

aufrecht erhielt. Und daß nicht immer Drang der Nothwendigkeit, sondern oft eigene Wahl eine ganze Nation zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse bestimmen konnte, beweist schon das frühere Beispiel der zu den Zeiten CÄSARS auswandernden Helvetier, die nicht, wie späterhin Asiens aus Sklaven bestehende Horden, der ungestüme Wille des kraftvollen Despoten zur Verlassung des Vaterlandes trieb. Gleich deutsche Denkungsart und die Übereinstimmung Vieler hauchte die beinahe einem COLUMBUS ähnliche Kühnheit jenem Haufen der Franken ein, der zur Zeit des PROBUS an den Mäotischen See versetzt, ohne daß uns einmal der Name ihres Heerführers aufbehalten wäre, über unbekannte Meere mit unbedeutenden Hilfsmitteln, bloß gestützt auf eigene Kraft, den gewiß damals riesenmäßigen Entschluß zur Rückkehr vom Ausflusse des Phasis an die Mündungen des vaterländischen Rheins glücklich ausführte. Ähnlicher Mut und ähnliche Übereinstimmung begeisterte jene Flotten der Goten, die ohne vorhergehende Kenntniss des Seewesens von den Mündungen des Dnjeprs Asiens Küsten und selbst Griechenland verheerten. Genehmigter Plan des Fürsten trieb die Angelsachsen unter HENGST und HORSU und die ihnen späterhin nachziehenden Haufen nach Britannien, so wie auf der anderen Seite die Waräger unter RURICK, SINEUS und TRUWOR, OSKOLD und DYR nach der Newa, Wolchow und dem Dnjepr vordrangen, wo endlich freilich deutscher Geist und Sprache des kleinen Häufchens sich durch die Vermischung mit unzähligen Slaven verlor. Gleiche Übereinstimmung unter einem geachteten Häuptlinge machte die Normannen auf einzelnen Raubschiffen und in ganzen Geschwadern nicht bloß benachbarten Küstenbewohnern, sondern selbst den Anwohnern des atlantischen und mittelländischen Meeres furchtbar. Und daß sich bei ihnen deutscher Geist und deutsche Verfassung erhielt, beweist selbst die Errichtung ihres Staats in

Apulien, wo zwölf Grafen mit gleicher Macht herrschten, bis es dem kühnen, schlaun und ehrsüchtigen ROBERT GUISCARD gelang, durch Siege über die Sarazenen in der allgemeinen Meinung verherrlicht, den ihm vom Oberhaupte der Kirche schon vorher erteilten herzoglichen Titel durch die allgemeine Zustimmung geltend zu machen.

Allein da Raubgier und Rachsucht die Wilden unter jedem Himmelsstriche zur gemeinschaftlichen Unternehmung vereinigten, so würde die vorhergehende Behauptung höchst schwankend bleiben, wenn gemeinschaftliche Übereinstimmung die Deutschen nur zum Zerstören, nicht auch zum Erbauen vereinigt hätte. Und als das herrlichste dieser Gebäude scheint es hier Pflicht das nur durch die Urkunde verlästerte Feudalwesen anzuführen. Denn die hierauf gegründete gesellschaftliche Ordnung wurde von dem Herzoge und den Vasallen gleich heilig und unverletzlich geachtet. Sie blieb freilich wie jedes Ding auf Erden dem Mißbrauch unterworfen, erzeugte Krieg und Empörungen und manche Bedrückung des Schwächeren, die ursprünglich im Charakter einer Verfassung nicht lag, wodurch freie Männer sich zur Behauptung des gemeinschaftlichen Grundeigentums und der unter ihnen bestehenden Verfassung verbunden hatten, worüber denn auch freilich im Geiste der damaligen Zeit, worin jedes Privilegium als unverletzlich galt, das Schwert der Männer entscheiden mußte, die den bürgerlichen Kontrakt verletzt, selbst aufgehoben glaubten, sobald nur eine Bedingung desselben, es sei von wem es wolle, beeinträchtigt war. Daher denn aber auch der durch Eifersucht geschärfte Enthusiasmus für das hoch und heilig geachtete Recht, jener freie Wille des deutschen Mannes, alles dafür hinzugeben und ohne Bedenken für den Fürsten, den er als Schild und Bewahrer dieser Verfassung betrachtete, in den Tod zu gehen. Hierdurch aber wurde dieser Mut der edlen Verteidiger ihrer Ver-

fassung und Rechte, welchem weder Fürstenhuld, noch zusammengeplündertter Reichtum, sondern Liebe für Grundeigentum und heiliges Recht seine Stärke verlieh, gegen Hunnen und Avaren, Mongolen und Türken, kurz gegen alle asiatischen Horden und den Despotismus ihrer Chans und Sultane eine undurchdringliche Schutzwehr, der ganz Europa Kultur und Denkfreiheit verdankte.

Von diesem oberflächlich berührten Gegenstande jetzt einen Blick auf das Femgericht. Der Gedanke des alten Deutschen, daß niemand über Leib und Leben des freien Mannes zu richten berechtigt sei und seine Achtung für Gerechtigkeit, die doch dem Beeinträchtigten einigen Ersatz geben wollte, erzeugte das Wehrgeld, welches aber weder das Selbstgefühl, noch die mächtigen Leidenschaften des Naturmenschen beschränkte. Daher jene Menge der Gewalttätigkeiten zur Zeit der Karolinger, welchen mangelhafte Gesetze und unwisende Richter, deren Aussprüchen kein mächtiger Arm Nachdruck gab, nicht abzuhelpen vermochten. Daher Verachtung der Rechtspflege, indes zugleich falsches Ehrgefühl die Meineide häufiger machte. Dieser Mangel wurde gefühlt, und ihm abzuhelpen erzeugte der Wunderglaube und die Hoffnung, daß die Vorsehung selbst entscheiden werde, die Gottesurteile, wobei aber oft ein starker Arm und ein gutes Schwert der ungerechtesten Sache einen vorteilhaften Ausschlag gaben. Sie hatten aus diesen Gründen Ursprung und Fortgang, bewirkten aber auch gewiß nicht geringen Unfug. Den Regenten fehlte, diesem zu steuern, teils guter Wille und die gehörige Einsicht, teils selbst die Macht. Aber wer Sinn für das Gute, für Unschuld und Recht hatte, bei dem mußte gegen die hierdurch entspringenden himmelschreienden Sünden der lebhafteste Unwille erwachen. Da traten die edelsten und besten der Menschen in einen Bund, insgeheim wie die Strafe der Vorsehung den Verbrecher zu ergreifen. Allein je herr-

licher hienieden eine Sache in der Fülle der Schönheit ist, um so scheußlicher wird sie in ihrer Verwesung. Der Mensch, durch Vorurteil, Leidenschaft und Sinnlichkeit gefesselt, vermochte es nicht, der Hand des ewigen Rächers nachzuahmen, und eine geheime Inquisition, die nie gerecht werden kann, bei der Abwesende auf die Angabe eines Klägers und sechs Zeugen ins Blutbuch geschrieben wurden, mußte bald, von mächtigen Großen geschützt, auch schreckliche Mißbräuche erzeugen. Wenigstens aber mußten in einem Zeitalter, wo ernste, ruhige und freie Menschen alle diese Mißbräuche bei der ersten Einrichtung übersehen konnten, der Glaube an eigene Würde und Kraft höher als bei den Enkeln sein.

Eine ähnliche Verbindung kraftvoller Menschen gleicher, die das Femgericht erzeugt hatte, gab auch dem deutschen Orden seinen Ursprung, der die Tugenden des Zeitalters, die des Mönchs und des Ritters, Ertötung der Sinnlichkeit, Entsagung der Leidenschaften, Religiosität, Milde, Enthaltbarkeit und Mut zu üben bestimmt war. Eine Verbindung, die freilich im neunzehnten Jahrhundert eine jämmerliche Erscheinung sein würde; allein in der Zeit, worin der deutsche Orden entsprang und blühte, war er gewiß eine der herrlichsten Einrichtungen, wodurch sich der deutsche Nationalcharakter offenbarte. Denn wer könnte wohl einer Gesellschaft oder Verfassung seine Achtung verweigern, wodurch ein Staat in seinen freilich wohlernährten Beherrschern auch seine Verteidiger besaß, worin die Vesten, welche dies Land deckten, nur größtenteils durch die Hände gefangener Feinde errichtet wurden, die Besatzungen dieser Vesten das Land gegen feindliche Streifereien schützten und ein Aufgebot, welches damals in den übrigen Staaten Europas häufig war, hier nur höchst selten den Landmann und Bürger zu den Waffen rief; wer könnte wohl einen Staat des Mittelalters gering schätzen, dessen Landesinsassen die

Steuern nach eigener Überzeugung bewilligten, worin jeder seine Handveste besaß, geschriebene Gesetze allgemein verpflichtend waren, der Richter sein Urteil mit Gründen aus diesen Gesetzen, der heiligen Schrift, oder der Geschichte unterstützen mußte, wo alle Ordensoffizianten unter dem Komtur standen, dieser wieder unter dem Hochmeister, der ohne die Großgebietiger, wovon jeder ein bestimmtes Departement hatte, folglich ein verantwortlicher Minister war, nichts wichtiges unternehmen konnte und selbst dem Ordenskapitel unterworfen blieb.

Allein nicht bloß diese, in Lehnswesen und Hierarchie begründete, sondern ganz eigentümliche Verfassungen bildete deutscher Gemeinsinn; denn als die Kreuzzüge neue Verbindungen mit Asien und Ägypten herbeiführten, der Handel neues Leben erhielt und durch ihn Italiens Städte in die blühendste Lage kamen, da erwachten auch Deutschlands Städte, die sich längst durch Kauf und Privilegien von der Gerichtsbarkeit der Vögte und der Abgabe des Butteils oder Besthaupts, den Beweisen drückender Abhängigkeit, befreit hatten, erweiterten ihre Rechte und schlossen endlich unter dem Namen des Hanseatischen Bundes jenen mächtigen Verein, um durch Betriebsamkeit und Fleiß, Schiffahrt und Handel, freilich aber auch durch Benutzung von Schwäche und Unwissenheit, gleich dem von der Natur so äußerst begünstigten Welschlande, Glück und Reichtum, mit dem sich bald die Macht vergesellschaftete, auch im Norden herbeizuführen. Das Glück der Städte wirkte auf den wohlhabenden Landmann, und als ALBERT VON ÖSTREICH die freien Alpenbewohner unter sein Joch beugen wollte, da beschwuren die Männer im Rütli den heiligen Bund, der die Zwingfesten brach und das hoch und hehre Kleinod der Freiheit jahrhundertlang den Enkeln erhielt. Ja als bei Deutschlands so mannigfachen Verhältnissen alles zu zerfallen drohte, da

glaubten die Kurfürsten nur durch den Verein zu Rense, die Städte durch den Schwäbischen und Rheinischen Bund, der Adel durch mehrere Bünde, wie der des Löwen und Falken, Kaiser WENZEL durch den Verein zu Nürnberg und den Gedanken, alle Stände Deutschlands in einen gemeinschaftlichen Bund zu knüpfen, der befürchteten Auflösung entgegenwirken zu können. Als endlich das Schießpulver die ritterliche Tapferkeit begrenzte, ein Stückchen Blei des im Hinterhalte lauernden Feigen den mutigsten Kämpfer dahinstreckte, die ritterliche Tapferkeit nicht mehr in den Schlachten entschied, die dicke Mauer nicht mehr der Donnerbüchse widerstand, folglich Selbstverteidigung des Tapferen, so lange er der Schwächere war, nicht mehr zur Verteidigung gegen die Menge und ihre Kriegskunst hinreichte, da wurde von Kaiser und Reich der Landfrieden, das Kammergericht und die Reichsexekution eingeleitet, eine Einrichtung, der höchsten Achtung würdig, weil sie auch den Mächtigsten im Reiche dem Schwächsten Rede zu stehen und dem Ausspruche des Gesetzes zu genügen zwang, hierdurch den Sinn für Pflicht und Recht bei den Mächtigsten und den Schwächsten allgemein machte, jedes Eigentum gegen die Macht des Stärksten schützte und einen allgemeinen Sinn für Rechtlichkeit und gesetzliche Ordnung erzeugte, wodurch zugleich deutsche Treue allgemein aufrecht erhalten wurde. Selbst des deutschen Geistes höchster Ruhm, LUTHERS Reformation, war nicht eines einzigen Mannes Werk, sondern vielmehr durch den Geist der ganzen Nation herbeigeführt. Schon die Kirchenversammlung zu Costnitz, wo deutsche Männer mit deutschem Geiste sprachen, und die gleich der Kirchenversammlung zu Basel Roms Hierarchie Grenzen setzte, bewiesen des deutschen Geistes allgemeine Stimmung. BRAND und GESLER VON KAISERSBERG hatten den Deutschen das Pfaffentum belachen gelehrt. Der edle ZWINGLI,

der, tödlich verwundet, noch in der Sterbestunde sich freute, daß die Feinde nur den Leib, nicht aber den Geist töten könnten, der Pfaffenfeind RITTER FRANZ VON SIKKINGEN, der kraftvolle ULRICH VON HUTTEN, SATTLER mit seinen zehn Artikeln, der sanfte MELANCHTHON, der heftige CARLSTADT und mehrere Männer von ähnlichem Geist, die kurz vor oder mit LUTHER zugleich auftraten, und als er in der Wartburg dem menschlichen Auge entrückt war, noch ferner sein Werk betrieben, mit ihm nach Gottes Willen zu stehen oder zu fallen bereit. Alles dieses bewies, daß LUTHERS Werk, das wegen des wackeren festen Mannes auch wohl seinen Namen zu führen verdient, durch gemeinschaftliche deutsche Geistesstimmung vorbereitet und gerade durch deutschen Sinn auch nur unter den Völkern deutscher Abkunft so herrlichen und schnellen Eingang fand.

Denn schon Deutschlands früheste Einrichtungen hatten diesen deutschen Geist erzeugt, der jeden nach dem Beifall derjenigen, die ihm gleich standen, zu streben, guten Rat zu hören, nicht gleich stolz an die Spitze zu treten, sondern teilnehmend mitzuwirken bestimmte, und auf diese Eigenschaften gestützt, erhielten sich, indes Italiens Städte, wo sich weit früher bürgerliche Verfassung ausbildete, unter kleine Tyrannen und aristokratische Korps herabsanken, jahrhundertlang deutsche Reichsstädte und ihre republikanische Verfassung, die zugleich Kunstfleiß und Handel weckte, feststehend durch die Achtung für das Gesetz und die selbstgewählte Obrigkeit. Selbst der unsterbliche FRIEDRICH vertraute dem Geiste der Deutschen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, indem er die Verbindung zum Schutze KARLS DES SIEBENTEN und den deutschen Fürstenbund einleitete. Und auch in unseren Tagen hat sich wieder unter den Deutschen ein rheinischer Bund geformt. Gott gebe, daß fernerhin nur jeder Deutsche, mit Gott und seinem

Gewissen, mit Pflicht und Recht im ewigen, untrennbaren Bunde deutschen Sinn und deutsche Treue aufrechterhalte und auf seine Nachkommenschaft vererbe: was sollte, was könnte alsdann deutschen Ruhm und Deutschlands wahres Glück zu schwächen, viel weniger zu zertrümmern imstande sein?

Die Speicherinsel in Danzig

Der bewohnteste und schönste Teil meiner Vaterstadt wird von dem Ufer der die Speicherinsel rings umfließenden Mottlau begrenzt; eine breite fahrbare Zugbrücke führt zu den Speichern, dieser großen Schatzkammer der Danziger Bürger, hinüber. Damals, und wahrscheinlich auch noch jetzt, wurde dieselbe bei einbrechender Nacht an beiden Enden durch feste Tore abgeschlossen, welche aber von den Wächtern willig geöffnet wurden, um Fuhrwerke oder Fußgänger durchzulassen, denn nur über die Speicherinsel konnte man zu dem gewerbereichen und weitläufigen Bezirk von Langgarten gelangen, der, sowohl seiner von der eigentlichen Stadt abweichenden Einrichtung und Bauart, als seiner Entlegenheit wegen, beinahe wie eine Vorstadt betrachtet wird, obgleich er noch innerhalb der Wälle liegt.

Der Raum, den sie einnahmen, ihre Größe und ihre auf mehrere Hunderte sich belaufende Anzahl konnten diese Speicher beinahe einer kleinen Stadt gleichstellen; die massiv solide, wenngleich nicht in die Augen fallende Bauart, in der sie von unseren Vorfahren wie für eine Ewigkeit begründet dastanden, war ein redendes Denkmal der vormaligen glücklicheren Zeiten und des bei ihrer Einrichtung sehr hoch gestiegenen allgemeinen Wohlstandes. Um aller Feuersgefahr zuvorzukommen, war jede Feuerstelle im Bezirk der Insel gesetzlich verboten, keiner der Eigentümer durfte über Nacht in seinem Speicher verweilen, nach Sonnenuntergang wurden sie alle verschlossen und lagen bis

zum anbrechenden Morgen verödet in ungestörter Einsamkeit da.

Sogar bei einer Belagerung waren sie durch ihre glückliche Lage vor Gefahr geschützt. Von der wasserreichen, hinter Langgarten beginnenden Niederung aus, konnte durch künstliche, sehr weit sich verbreitende Überschwemmungen jede Annäherung der Belagerer verhindert werden und auf der entgegengesetzten, zugänglichen Seite der Stadt hielten die weit ausgedehnten Festungswerke das Geschütz derselben ebenfalls in zu großer Entfernung, als daß Bomben, Granaten und wie die Tod, Flammen, Verheerung in die Häuser wehrloser Bürger schleudernden Werkzeuge des Krieges alle sonst noch heißen mögen, die Speicherinsel oder Langgarten hätten erreichen können.

Als Danzig vor jetzt ungefähr hundert Jahren belagert wurde, eilten alle, die es nur irgend möglich machen konnten, in Langgarten Sicherheit zu suchen. Auch die Eltern meines Vaters flohen mit ihrem damals etwa sechsjährigen Knaben dort hin, der nicht vergaß, auch sein liebes kleines Kanarienvögelchen mitzunehmen, dem, wunderbar genug, der Splitter einer Bombe ein Beinchen zerbrochen hatte, ohne den kleinen Sänger zu töten. Mein Vater erzählte oft und gern, wie sie nebst vielen anderen ganz eng und klein in der Kirche sich hatten einrichten müssen, weil alle Häuser von Flüchtigen überfüllt waren, wie unter der Pflege meiner Großmutter sein kleiner gefiederter Liebling geheilt wurde, so daß noch, ehe sie ihren Zufluchtsort verließen, sein Jubellied im Gewölbe der Kirche wiederhallte, und wie nach aufgehobener Belagerung jedermann wohlbehalten in seine Wohnung zurückgekehrt sei. Alles wiederholt sich nur im Leben! Achtzig Jahre später wurden die Enkel durch die französische Belagerung im Jahre 1807 getrieben, das ehemalige Asyl ihrer Ahnherren wieder aufzusuchen, und befanden sich nicht minder wohl dabei; ihr liebstes

wertvollstes Eigenthum wurde in den Speichern untergebracht.

Die Erde dröhnte, die Häuser erbebten von dem furchtbaren Donner der Geschütze; wenn die Geflüchteten spät abends in der breiten Straße von Langgarten auf- und abgingen, sahen sie die Tod und Verderben verbreitenden Kugeln gleich feurigen Meteoren am schwarzen Nachthimmel hin- und herkreuzen. Sie hörten ihren schmetternden Fall, vielleicht auf ihrer Freunde, vielleicht auf ihr eigenes Dach, doch bis zu ihnen konnte der Greuel der Verwüstungen nicht dringen.

Und abermals wenige Jahre später, nach unendlichem von den übermütigen Eroberern erduldeten Drangsal, mußten alle diese Schrecken sich erneuen! Doch ein tröstender Hoffnungsstrahl ging von den zu Deutschlands Rettung verbundenen Mächten aus und leuchtete durch die schwarze Gewitternacht, welche drohender als je über meiner Vaterstadt sich zusammenzog. Ermutigt durch die Aussicht auf endliche Befreiung von ihren Vampiren bereiteten die Einwohner mehrere Monate lang auf das kommende Elend sich vor, dem zu entgehen keine Möglichkeit sich zeigte. Jedes freie Plätzchen in den Speichern wurde wieder mit ihren besten Schätzen angefüllt, die alten Quartiere in Langgarten aufgesucht, besprochen und in wohnlichen Stand gesetzt. Reiche Familien ließen mit bedeutenden Kosten feste Bombenhäuser halb unter der Erde sich erbauen, in die sie zur Zeit der höchsten Gefahr sich zurückzuziehen gedachten, andere richteten zum nämlichen Zweck die geräumigen gewölbten Keller unter ihren Häusern wohnlich ein.

Monatelang sah man dem drohenden Unheil in banger Erwartung entgegen, es brach herein, aber entsetzlicher, weit entsetzlicher noch als man nach vorhergegangener Erfahrung es sich gedacht hatte, so schrecklich diese auch gewesen war. An den Jammer, den

meine unglückliche Vaterstadt, meine alte Mutter, meine Schwestern, meine gelibtesten Verwandten und Freunde viele Monate lang erdulden mußten, den entsetzlichen Mangel an allem, die fürchterliche Hungersnot, in welcher nur sehr bemittelte Familien zuweilen ein Stück Pferdefleisch mit Gold aufwiegen konnten, und ein gebratener Mops für einen unbezahlbaren Leckerbissen galt, auf den man nur seine auserwähltesten Freunde wie zu einem festlichen Mahle einlud, alles dieses zu beschreiben, liegt ebenso sehr außerhalb des Bereiches meiner Feder, als außerhalb des Zweckes dieser Blätter. Ich selbst litt damals nur aus weiter Ferne mit den Meinigen, Tag und Nacht von den Schreckbildern meiner Phantasie verfolgt, und diese Darstellung dessen, was alle wirklich erduldeten, gibt nur getreulich wieder, was ich einige Jahre später bei meiner letzten Anwesenheit in Danzig aus dem Munde sehr ehrenwerter Freunde vernahm, an deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel obwalten kann. Memoiren sollen sich aber nur mit wörtlich Selbsterlebtem beschäftigen. Möge ich Verzeihung finden, daß ich, hingerissen von dem mich so nahe berührenden Gegenstande, mir dieses hors d'oeuvre erlaube.

In gewohnter Sicherheit der fernbleibenden Gefahr trotzend standen die Speicher, während ringsumher der Donner der Belagerung verheerend brüllte, von ihm unerreicht. Doch was wäre dem übermächtigen Erfindungsgeist dieses Jahrhunderts unmöglich? CONCREVES Raketen erreichten endlich das lange vergeblich erstrebte Ziel und die Speicher loderten in Flammen auf.

Das Gebrause der gleich einem Glutenmeer wogenden Feuersbrunst war nur dem der vom Sturm gepeitschten Brandung der in ihren tiefsten Tiefen empörten See zu vergleichen. Der Speicherinsel gegenüber, durch die ganze Breite des Stromes von ihr getrennt, war es auf der langen Brücke vor dem gewaltigen Getöse unmög-

lich, dem Zunächststehenden sich verständlich zu machen; die Fenster der Häuser, welche auf der Landseite die lange Brücke begrenzen, ungeachtet der weiten Entfernung, zersprangen von der glühenden Hitze. Stadt und Umgegend waren um Mitternacht hell erleuchtet wie im mittäglichen Sonnenschein; man versichert, daß man in der sechs bis acht Meilen von Danzig entfernten Stadt Elbing beim Feuerschein unter freiem Himmel die Zeitung habe lesen können.

Dichter glühendroter Regen fiel prasselnd und zischend aus Dampfwolken in den Strom, es waren brennende Körner Weizen, Roggen, Kaffeebohnen; glühend in allen Farben des Regenbogens streckte die von Öl, Spiritus, Branntwein genährte Flamme die feurigen Zungen himmelan und gewährte ein ebenso furchtbares als bewunderungswürdiges Schauspiel. Flachs, Hanf, in Massen vereint, schienen der Hölle entronnene, in Flammen gekleidete Dämonen, die in allen Richtungen über der Stadt kreuzten, um schadenfroh des Elendes noch mehr zu verbreiten. Durch die unnatürliche Helle in Busch und Wald aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, kamen zum allgemeinen Grausen zahllose Vögel aller Art in dichten wolkenähnlichen Schwärmen am Himmel gezogen, flogen unter ängstlichem Geschrei über den Flammen hin und her, bis sie von diesen ergriffen in den großen, alles verzehrenden Scheiterhaufen, der unter ihnen glühte, herabstürzten.

Von allen in den Speichern aufgehäuften Schätzen wurde nichts gerettet, alles versank in Asche, denn so wollte es der Gouverneur, General RAPP; er ließ die Eingänge zu der Insel von seinen Truppen besetzen, die den Danziger Bürgern den Zugang zu ihrem Eigentum verwehren mußten.

Doch zurück von diesen späteren Greueln, zurück zu den harmlosen, ahnungsfreien Tagen meiner Jugend, wo die Erzählung alter Leute von der vor ungefähr fünfzig Jahren in ihrer Kindheit überstandenen Be-

lagerung wie nie sich wiederholen könnende Sagen der Vorzeit uns klangen, wo die Speicher noch in unbedrohter Sicherheit standen und ich ganz wohlgemut an Jamesons Arm, oder auch nur von Adam begleitet, an ihnen vorüber nach Langgarten wandelte, denn dort liegt, nebst einigen anderen ähnlichen Gebäuden, das ehemalige russische Palais, jetzt das Gouvernementshaus.

Am Tage war mir dieses ein angenehmer Spaziergang, nach Einbruch der Nacht aber hätte ich um keinen Preis mich bewegen lassen, ihn zu Fuß zurückzulegen, denn eine Schar gräßlicher Ungeheuer, denen sogar manches arme Menschenleben zur blutigen Beute geworden war, bezog dann unter den Speichern die Wache. Seit undenklicher uralter Zeit wurde auf Kosten der Stadt eine Anzahl sehr grimmiger Hunde von einer besonders wilden blutdürstigen Rasse in festen Zwingern gehalten, von dazu angestellten Wächtern mit rohem Fleisch gefüttert, um sie noch unzähmbarer zu machen und mit eintretender Nacht auf der Speicherinsel losgelassen, die dann verschlossen wurde. Wehe dem Verwegenen, der unbegleitet von einem ihrer Wächter und dessen stets knallender Peitsche das ihnen eingeräumte Territorium betrat!

Manch armer Schimky ist unter den blutigen Rachen und Klauen der wütenden Tiere gefallen, wenn er überwältigt vom Geist des Schnapses in irgendeinem dunklen Winkel zwischen den Speichern einschlief und ungesehen von den die Hunde lassenden Wächtern dort zurückblieb. Sein Angstgebrüll und das wilde Toben der vor Blutdurst rasenden Bestien schallte zu den Wächtern hinüber, dann aber war es zur Rettung zu spät. Selbst die Wächter durften es nicht mehr wagen, ihre wahrscheinlich schon tödlich verletzte Beute ihnen entreißen zu wollen.

Wie oft sah ich aus meinem sicheren Kutschenfenster die gräßlichen Hunde mit wie Kohlen brennenden

Augen uns umtoben! Nur wenn Adam, ehe wir zwischen den Speichern einfuhren, sich hatte bewegen lassen, zu mir in den Wagen zu steigen, war ich der Angst entledigt, daß die Hunde ihn von dem Bedientenbrett herunterreißen könnten.

Herr UMBACH, ein zu meiner Zeit allbekannter, im Aufspielen zum Tanz unermüdlicher Violoncellist, fand einst in Langgarten bei Übung seines Berufs zugleich im Weinglase den kecken Mut, spät nach Mitternacht es allein mit den Speicherungeheuern aufnehmen zu wollen. Da er fest darauf bestand, jede Begleitung von sich abzuweisen, so ließen die Wächter ihm den Willen, in der Meinung, er wolle das sehr geringe Trinkgeld sparen, das sie für ihre Bemühung gewöhnlich erhielten. UMBACH trat kühnlich durch das Tor, doch kaum hatte er auf der gefährlichen Bahn einige Schritte zurückgelegt, als die fürchterlichen Hunde in hellem Haufen auf ihn losstürzten. Was konnte er tun? er retirierte, retirierte, retirierte langsam, immer rückwärts, um den Feind im Gesicht zu behalten; stieß mit dem Rücken an die Mauer, kam darüber ins Stolpern und endlich auf einen großen Stein am Eingange eines Speichers zu sitzen. Den Rücken behielt er dadurch frei, das Instrument senkte sich wie aus Instinkt ihm zwischen die Füße; da saß er in gewohnter musikalischer Stellung und strich in der Angst, ohne sich dessen bewußt zu sein, mit dem Bogen einmal über die Saiten: die Hunde stutzten und spitzten die Ohren, er wiederholte den Versuch: kein Hund regte sich.

UMBACH spielte nun mutig darauf los, anfangs freilich nur etwas diskordante eigene Phantasien, dann aber Polonaisen, Masureks, Menuetts, rasch hintereinander fort, wie es ihm eben in die Finger kam; der Erfolg übertraf alle Erwartung. Das vierbeinige Auditorium entschlug sich jedes feindseligen Gedankens, setzte in ihn umschließenden Kreisen sich dicht um ihn her und akkompagnierte ihn einstimmig mit lautem Geheul.

Doch nur so lange er spielte, hielten diese friedlichen Gesinnungen vor. Erlaubte der neue Orpheus sich nur die kürzeste Pause, gleich regten sich die Zuhörer und zeigten ihm knurrend die Zähne, zum feindlichsten Angriff bereit. Er mußte spielen, rastlos spielen, bis er den Augenblick nahen sah, wo der Bogen seiner entkräfteten Hand entsinken würde, und traf schon Anstalt, seine arme Seele Gott zu empfehlen. Da kamen die Wächter, die dem wunderlichen Konzert lange zugehört haben mochten und jetzt einsahen, daß es die höchste Zeit sei, demselben ein Ende zu machen.

Als Danzig unter preußische Oberherrschaft kam, sollten nebst mancher anderen veralteten, in die jetzigen Zeitumstände nicht mehr passenden Einrichtung auch die Speicherhunde verabschiedet werden. Sie fanden eifrig am alten hangende Verteidiger, aber sie verloren den Prozeß, wie es denn auch recht und billig war.

Kein schlaftrunkener Schimky wird mehr von den wilden Bestien lebendigen Leibes zerrissen, jeder Musiker kann bei Nacht wie bei Tage in nüchterner oder exaltierter Stimmung seinen Weg durch die Insel nehmen, ohne zu einem solchen extemporierten Konzert gezwungen zu werden, und die Speicher sind vor nächtlichem Einbruch ebenso gesichert als ehemals.

Das Majorat

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R. .schen Familie, R. .sitten genannt. Die Gegend ist rauh und öde, kaum entsprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebssande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen ewige, düstere Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäh't, und in dem, statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vögelein nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der sturmverkündenden Möwen widerhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Äcker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirtschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schlosses sichtbar, das einer der vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Kurland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finsternen, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schlosse zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen, und sperrte sich darin ein, mit einem gräm-

lichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprach und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeistes. Auf der höchsten Spitze des Wartturms hatte er ein Kabinett einrichten und mit Fernrohren — mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er tages, nach dem Meer hinausschauend die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit astronomischer, oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Überhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sei, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürstenhaus auf das empfindlichste gekränkt wurde, ihn aus Kurland vertrieben habe. Die leiseste Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entsetzen, aber alles sein Leben verstörende, was ihm dort geschehen, schrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böse verließen. Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitztum. Der Landesherr bestätigte die Stiftung um so lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige schon in das Ausland herüberrauchten, für das Vaterland gewonnen werden sollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie sein Großvater Roderich geheißen, mochten indessen in dem Stammschlosse hausen, beide blieben in Kurland. Man mußte glauben, daß sie, heitrer und lebenslustiger gesinnt, als der düstere Ahnherr, die schaurige Öde des Aufenthalts scheuten.

Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheirateten Schwestern seines Vaters, die mager ausgestattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute gestattet. Diese saßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeschoß ein großes Gemach neben der Küche innehatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Kastellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirtschaftsinspektor. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Kurland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden sich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuströmenden Gäste zu fassen, in allen Öfen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein schnurrten die Bratenwender, treppauf treppab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angestoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrener Landstraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsherren. Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur tun ließ, ernstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung, so wie die kleinste Beschwerde seiner Untertanen an, und suchte alles zu

ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R..schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen.

Im Jahr 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R..sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hilfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt) „ich dächte, Du ließest Dir einmal etwas Seewind um die Ohren sausen und kämst mit mir nach R. .sitten. Außerdem, daß Du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst Du Dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem Du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, Du den andern solch trotzigem Tier, als da ist ein langbehaarter, gräulicher Wolf, oder ein zahnfletschender Eber, ins funkelnde Auge zu schauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchschuß zu erledigen verstehest.“

Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R..sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müssen, um nicht hocheifrig zu sein, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geschäften, wie er sie vorhatte, versprach ich mit tapferem Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Anders Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R..sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunder-

liche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat stiftete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannte. Er sprach von dem rauhen, wilden Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben schiene, da selbst der jetzige Majoratsherr, den er als sanftmütigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was wert zu sein und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sei, daß wir uns, wann und wie wir wollten, dem tollen Getöse der jubelnden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da wäre ihm jedesmal seine Residenz bereitet. Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R..sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Krüge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirtschaftsinspektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher wurde die Öde, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Jammertönen herüber und, als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf geweckt, stöhnten die düsteren Föhren ihm nach in dumpfer Klage.

Die nackten, schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schnee Grunde, wir hielten an dem verschlossenen Tor. Aber da half kein Rufen, kein Peitschengeknalle, kein Hämmern und Pochen, es war, als sei alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar. Der Alte ließ seine starke, dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! — Wo steckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am

Tor! Der Schnee schmeißt einem ja das Gesicht blutrünstig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winseln an, ein wandelndes Licht wurde im Erdgeschosse sichtbar, Schlüssel klapperten, und bald knarrten die gewichtigen Torflügel auf. „Ei schön willkommen, schön willkommen Herr Justitiarius, ei in dem unsauberen Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumpftes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir stiegen aus und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine altmodische, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausgestaffierte Jägerlivree gehüllte Gestalt. Über die breite, weiße Stirn legten sich nur ein paar graue Löckchen, der untere Teil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abenteuerlichen Maske formten, söhnte doch die etwas dümmliche Gutmütigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz“, fing der Großonkel an, indem er sich im Vorsaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „ist alles bereit, sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten hineingetragen, ist gestern und heute tüchtig geheizt worden?“ „Nein“, erwiderte Franz sehr gelassen, „mein wertester Herr Justitiarius, das ist alles nicht geschehen“. „Herr Gott!“ fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben, ich komme ja stets nach dem richtigen Datum; das ist ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hausen.“ „Ja, wertester Herr Justitiarius,“ sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtschere von dem Docht einen glimmenden Räuber abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „sehen Sie, das alles, vorzüglich das Heizen, hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und der Schnee, die hausen gar zu sehr hinein, durch die zerbrochenen Fenster-

scheiben, und da,“ — „Was,“ fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander schlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „die Fenster sind zerbrochen und Ihr, des Hauses Kastellan, habt nichts machen lassen?“ „Ja, wertester Herr Justitarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzu wegen des vielen Schutts und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herum liegen.“ „Wo zum Tausendhimmelsapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer,“ schrie der Großonkel. „Zum beständigen fröhlichen Wohlsein, mein junger Herr!“ rief der Alte, sich höflich bückend, da ich eben nieste, setzte aber gleich hinzu: „es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel.“ „Habt Ihr ein Erdbeben gehabt?“ platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, wertester Herr Justitarius,“ erwiderte der Alte mit dem ganzen Gesicht lächelnd, „aber vor drei Tagen ist die schwere, getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt.“ „So soll doch das“ — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrausend wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir um und sprach laut auflachend: „Wahrhaftig, Vetter! wir müssen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen.“ „Aber,“ fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „Franz, konntet Ihr denn nicht so gescheit sein, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?“ „Dieses ist auch bereits alles geschehen,“ sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinauf zu steigen begann. „Nun seht mir doch den wunderlichen Kauz,“ rief der

Onkel, indem wir dem Alten nachschritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Korridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsternis. Säulen, Kapitälcr und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend, riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wagschlüpften, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: Weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft! Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finsterner Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimatlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, so wie ich eintrat, ganz wohl zumute, doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute rings umher und sprach mit sehr ernstern, beinahe feierlichem Ton: „Also hier, dies soll der Gerichtssaal sein?“ — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß an der breiten, dunklen Wand ein heller Fleck wie eine Tür groß, ins Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wohl schon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter,“ rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur so heraus,“ sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unserer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach echt nordischer Art gebrauten Punsches folgte. Ermüdet von der Reise suchte der Großonkel, so wie er gegessen, das Bett; das Neue, Seltsame des Aufenthalts, ja selbst der Punsch, hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab,

schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Rittersaal. Das Schneegestöber hatte zu schlackern, der Sturm zu sausen aufgehört, heitrer Himmel war's geworden und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstere Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düstre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame altertümliche Weise Wände und Decke des Saales verziert, diese mit schwerem Getäfel, jene mit phantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Tier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angesetzt, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher schreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdlustigen Ahnherren, eingefügt. Alles, Malerei und Schnitzwerk trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um so mehr fiel der helle, kahle Fleck an derselben Wand, durch die zwei Türen in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Tür gewesen sein mußte, die später zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche. —

Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abenteuerlicher Aufenthalt mit geheimnisvoller Macht den Geist zu erfassen vermag, selbst die trügste Phantasie wird wach in dem, von wunderlichen Felsen umschlossenen Tal, in den düstern Mauern einer Kirche o. s., und will sonst nie Erfahrenes ahnen. Setze ich nun noch hinzu,

daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Rittersaal seltsamer zumute wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen des Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerkes erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu gucken schienen — in der That, ich muß' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Frösteln, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sei, das ich, so wie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schillers Geisterseher. Ich las und las, und erhitzte meine Phantasie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeste bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimos blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schlage die Tür auf, die in den Vorsaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — aber in demselben Augenblick ist alles still und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken! — Mag es sein, daß durch die durchströmende Zugluft, oder auf andere Weise die Tür aufgesprengt wurde. — Es ist nichts — meine überreizte Phantasie bildet jede natürliche Erscheinung gespenstisch! — So beschwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnstuhl — da geht es leise und langsam mit abgemessenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwischen seufzt und ächzt es, und in diesem Seufzen, diesem Ächzen liegt der Ausdruck des tiefsten, mensch-

lichen Leidens, des trostlosesten Jammers — Ha! das ist irgend ein eingesperrtes, krankes Tier im unteren Stock. Man kennt ja die akustische Täuschung der Nacht, die alles entfernt tönende in die Nähe rückt — wer wird sich nur durch so etwas Grauen erregen lassen — So beschwichtige ich mich aufs neue, aber nun kratzt es, indem lautere tiefere Seufzer, wie in der entsetzlichen Angst der Todesnot ausgestoßen sich hören lassen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es ist ein armes, eingesperrtes Tier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden stampfen, gleich wird alles schweigen, oder das Tier sich unten deutlicher in seinen natürlichen Tönen hören lassen!“ — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß steht auf der Stirn, erstarrt bleib' ich im Lehnstuhle sitzen, nicht vermögend aufzustehen, viel weniger noch zu rufen. Das abscheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte lassen sich aufs neue vernehmen — Es ist, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich springe auf und trete zwei Schritte vor, aber da streicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal und in demselben Augenblick wirft der Mond sein helles Licht auf das Bildnis eines sehr ernstern, beinahe schauerlich anzusehenden Mannes, und als säusle seine warnende Stimme durch das stärkere Brausen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: Nicht weiter — nicht weiter, sonst bist Du verfallen dem entsetzlichen Graus der Geisterwelt! Nun fällt die Tür zu mit demselben starken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorsaal — es geht die Treppe hinab — die Haupttür des Schlosses öffnet sich rasselnd und wird wieder verschlossen. Dann ist es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen, und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann ist alles still! — In demselben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach

ängstlich seufzte und stöhnte; dies gab mir alle Besinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte schien mit einem bösen, schweren Traum zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie,“ rief ich laut, indem ich ihn sanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenschein auf sein Gesicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann schaute er mich mit freundlichen Augen an und sprach: „Das hast Du gut gemacht, Vetter! daß Du mich wecktest. Ei, ich hatte einen sehr häßlichen Traum, und daran ist bloß hier das Gemach und der Saal schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier sich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausschlafen.“ Damit hüllte sich der Alte in die Decke und schien sofort einzuschlafen. Als ich die Kerzen ausgelöscht und mich auch ins Bett gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leise betete. —

Am anderen Morgen ging die Arbeit los, der Wirtschaftsinspektor kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten sich, die irgend einen Streit geschlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baronessen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein sechzigjähriges, gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, das sich das Kammerfräulein der gnädigen Herrschaft nannte, in das Heiligtum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längst verjährter Mode abenteuerlich geputzten Damen mit komischem Zeremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenstand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beistehenden Justizmann vorstellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl der R..sittenschen Untertanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten

Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekanntten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritts bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hochaufgetürmten Frisuren, in ihren wunderlichen stoffenen, mit bunten Blumen und Bändern ausgestaffierten Kleidern mir statt lächerlich, ganz graulich und gespenstisch erschienen. In den alten, gelbverschumpften Gesichtern, in den blinzelnden Augen wollt ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die spitzen Nasen herausschnarrte, wollt ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspukenden Wesen, wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten, und auch wohl selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Lustigen aufgelegt, verstrickte mit seiner Ironie die Alten in ein solches tolles Gewäsch, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassenste Gelächter in mich hineinschlucken, aber wie gesagt, die Baronessen samt ihrem Geplapper waren und blieben gespenstisch, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tische in unserem Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, sag' mir um des Himmelswillen, was ist Dir? — Du lachst nicht, Du sprichst nicht, Du issest nicht, Du trinkst nicht? — Bist du krank? oder fehlt es sonst woran?“ — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in voriger Nacht überstanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verschwieg ich, vorzüglich auch

nicht, daß ich viel Punsch getrunken und in Schillers Geisterseher gelesen. „Bekennen muß ich dies,“ setzte ich hinzu, „denn so wird es glaublich, daß meine überreizte, arbeitende Phantasie all’ die Erscheinungen schuf, die nur innerhalb den Wänden meines Gehirns existierten.“ Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zusetzen würde mit körnigten Späßen über meine Geisterseherei, statt dessen wurde er sehr ernsthaft, starrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf schnell in die Höhe und sprach, mich mit dem brennenden Blick seiner Augen anschauend: „Ich kenne Dein Buch nicht, Vetter! aber weder seinem, noch dem Geist des Punsch hast Du jenen Geisterspuk zu verdanken. Wisse, daß ich dasselbe, was Dir widerfuhr, träumte. Ich saß, so wie Du (so kam es mir vor), im Lehnstuhl bei dem Kamin, aber was sich Dir nur in Tönen kund getan, das sah ich, mit dem inneren Auge es deutlich erfassend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Tür schlich, wie er in trostloser Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerrissenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabstieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Hast Du es gehört, wie der Hahn im fernen Gehöft des Dorfes krächte? — Da wecktest Du mich und ich widerstand bald dem bösen Spuk des entsetzlichen Menschen, der noch vermag, das heitere Leben grauenhaft zu stören.“ Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es geraten finden sollte. Nach einer Weile, in der er tief in sich gekehrt dagesessen, fuhr der Alte fort: „Vetter, hast Du Mut genug, jetzt nachdem Du weißt, wie sich alles begibt, den Spuk noch einmal zu bestehen? und zwar mit mir zusammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir,“ sprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zusammen wachen. Eine

innere Stimme sagt mir, daß meiner geistigen Gewalt nicht sowohl, als meinem Mute, der sich auf festes Vertrauen gründet, der böse Spuk weichen muß, und daß es kein frevliches Beginnen, sondern ein frommes, tapferes Werk ist, wenn ich Leib und Leben daran wage, den bösen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherren treibt. — Doch! von keiner Wagnis ist ja die Rede, denn in solch festem, redlichen Sinn, in solch frommem Vertrauen, wie es in mir lebt, ist und bleibt man ein siegreicher Held. — Aber sollt es dennoch Gottes Wille sein, daß die böse Macht mich anzutasten vermag, so sollst Du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen, christlichen Kampf mit dem Höllengeist, der hier sein verstörendes Wesen treibt, unterlag! — Du! — halt Dich ferne! — Dir wird dann nichts geschehen!“ —

Unter mancherlei zerstreuenden Geschäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie gestern, das Abendessen abgeräumt und uns Punsch gebracht, der Vollmond schien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brausten und der Nachtwind heulte und schüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenster. Wir zwangen uns, im Innern aufgereggt, zu gleichgültigen Gesprächen. Der Alte hatte seine Schlaguhr auf den Tisch gelegt. Sie schlug zwölf. Da sprang mit entsetzlichem Krachen die Tür auf und wie gestern schwebten leise und langsam Tritte quer durch den Saal und das Ächzen und Seufzen ließ sich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob sich vom Lehnstuhl, und indem er in seiner großen Gestalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den rechten weit vorstreckend nach der Mitte des Saals da stand, war er anzusehen, wie ein gebietender Held. Doch immer stärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Ächzen, und nun fing es an abscheulicher als gestern

an der Wand hin und her zu kratzen. Da schritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Tür los, mit festen Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, stand er still und sprach mit starkem feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde!“ Da kreischte es auf grauenvoll und entsetzlich, und ein dumpfer Schlag geschah, wie wenn eine Last zu Boden stürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchsten, dort ist Dein Platz! Fort mit Dir aus dem Leben, dem Du niemals mehr angehören kannst!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leises Gewimmer durch die Lüfte und ersterbe im Sausen des Sturms, der sich zu erheben begann. Da schritt der Alte nach der Tür und warf sie zu, daß es laut durch den öden Vorsaal widerhallte. In seiner Sprache, in seinen Gebärden lag etwas Übermenschliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er sich in den Lehnstuhl setzte, war sein Blick wie verklärt, er faltete seine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen sein, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er so sehr in seiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entsetzen — Angst — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt stürzte ich auf die Knie und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Tränen. Der Alte schloß mich in seine Arme, und indem er mich innig an sein Herz drückte, sprach er sehr weich: „Nun wollen wir auch recht sanft schlafen, lieber Vetter!“ — Es geschah auch so, und als sich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verspüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachteil der alten Baronessen, die, blieben sie auch in der Tat ein wenig gespenstisch mit ihrem abenteuerlichen Wesen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf possierliche Weise anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Jagdfolge, die geladenen Gäste sammelten sich und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schlosse das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beschrieben. Als der Baron gleich nach seiner Ankunft in unseren Saal trat, schien er über unseren veränderten Aufenthalt auf seltsame Art befremdet, er warf einen finsternen Blick auf die zugemauerte Tür, und schnell sich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böse Erinnerung verscheuchen. Der Großonkel sprach von der Verwüstung des Gerichtssaals und der anstoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht besser einlogiert habe, und forderte den Alten recht gemächlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel schlechter sei, als das, was er sonst bewohnt, an seiner Bequemlichkeit abginge. Überhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, sondern ihm mischte sich eine gewisse kindliche Ehrfurcht bei, als stehe der Baron mit dem Alten in verwandtschaftlichem Respektsverhältnis. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieterischen Wesen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu versöhnen vermochte. Mich schien er wenig oder gar nicht zu beachten, er sah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erste Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Fassung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war im Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwidern, als der Großonkel das Wort nehmend versicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach seinem Sinne mache, und daß dieser doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beschwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter,“ erwiderte

der Alte, „daß der Baron, trotz seines unfreundlichen Wesens, der vortrefflichste, gutmütigste Mensch von der Welt ist. Dieses Wesen hat er auch, wie ich Dir schon sagte, erst seit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein sanfter, bescheidener Jüngling. Überhaupt ist es denn doch aber nicht mit ihm so arg, wie Du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er Dir so gar sehr zuwider ist.“

Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Hassen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdeste, hochherrlichste zu sein schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war niemand, als die Baronesse selbst. Schon gleich als sie angekommen und in einem russischen Zobelpelz, der knapp anschoß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre französischen Bewillkommungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbeschreiblich milden Blicken um sich her schaute, und bald diesem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden kurländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischen flötete, schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Phantasie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Gesicht ebenso zart, wie ihr Wuchs,

trug den Ausdruck der höchsten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeschreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schwermütige Sehnsucht auf; so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst verloren, und dann gingen düstere Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender Schmerz müsse sie befangen, mir schien es aber, daß wohl die düstere Ahnung einer trüben, unglücksschwangeren Zukunft es sei, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung. —

Den andern Morgen, nach dem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück, der Alte stellte mich der Baronesse vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich benahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle usw., mich in die wunderlichsten sinnlosesten Reden verfiel, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Respekt vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huldreich annehmen zu müssen glaubten, und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen *garçon très joli* anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spitzen Nasen reichlich mit Tabak bedienten. An dem ernstesten Blick der Baronesse, mit dem sie sich von mir ab zu einer anderen Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Nüchternheit streifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den

Abgrund der Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbetörung hatte mir der alte Großonkel längst wegironisiert, und wohl merkte ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innersten Gemüt gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie, aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig sein würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit einsah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne sie nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr, sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Diese romantische, ja wohl ritterliche Liebe, wie sie mir aufging in schlafloser Nacht, spannte mich dermaßen, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu harangieren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: „Seraphine, ach Seraphine!“ so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter — Vetter! ich glaube Du phantasierst mit lauter Stimme! — Tu's bei Tage, wenn's möglich ist, aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!“ Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde, er sagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit ihn in gutem Verschuß zu halten. Es ist schlimm, mir nichts dir nichts sich in einen Hasenfuß umzusetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ich's ohne Anstoß zu lesen vermag.“

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeugte, sprach sich in allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baronesse einnehmen, mich warf der Zufall bald hier-, bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um sich über alles Neue und Lustige, was dort geschehen, recht auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baronesse, am unteren Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte.

Als der versammelten Gesellschaft der Eßsaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das ihr zu behagen schien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es sein, daß meine innere Spannung allem, was ich sprach, einen besonderen Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerksamer und aufmerksamer, ja zuletzt unwiderstehlich hineingezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäste, die hin und herstreiften, auf seine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze sandte. Wohl merkt ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß diese sich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen, heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht

verhehlte, daß ich, trockener, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wohl schon manches Lied gesetzt habe. —

Man war in den anderen Saal getreten, um Kaffee und Liköre zu nehmen, da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse zusage usw., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Öde der Umgebung, ja selbst das altertümliche Schloß mich seltsam gestimmt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu sein. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unseren Föhrenwäldern nicht eben behaglich sein kann. — Sie sind Musiker, und täuscht mich nicht alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenschaft liebe ich beide Künste! — ich spiele selbst etwas die Harfe, das muß ich nun in R..sitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getön schlecht sich schicken würde zu dem wilden Hallo, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll! — O mein Gott! wie würde mich hier Musik erfreuen!“ Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbezweifelt ein Instrument, sei es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Gesellschafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wisse, daß seit Menschengedenken im Schlosse keine anderen Instrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentierende Hörner der Jäger und heisere Geigen, ver-

stimmte Bässe, meckernde Hoboen herumziehender Musikanten. Die Baronin hielt den Wunsch, Musik und zwar mich zu hören, fest, und beide, sie und Adelheid erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeschafft werden könne. In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rat weiß, der alles herbeischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!“ Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und indem sie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmutig war sie anzusehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein ersehntes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte.

Franz, nachdem er in seiner weitläufigen Manier mehrere Ursachen hergezählt hatte, warum es denn schier unmöglich sei, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirtschaftsinspektorin drüben im Dorfe, schlägt ganz ungemein geschickt das Klavizimbel, oder wie sie es jetzt nennen mit dem ausländischen Namen, und singt dazu so fein und lamentabel, daß einem die Augen rot werden, wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen“ — „Und besitzt ein Fortepiano!“ fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich,“ fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden ist es gekommen — ein“ — „O das ist herrlich,“ unterbrach ihn die Baronin, — „ein schönes Instrument,“ sprach der Alte weiter, „aber ein wenig schwächlich, denn als der Organist neulich das Lied: In allen meinen Taten, darauf spielen wollte, schlug er alles in Grund und Boden, so daß“ — „O mein Gott,“ riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „so daß,“ fuhr der Alte fort, „es mit schweren Kosten nach R — geschafft

und dort repariert werden mußte.“ „Ist es denn nun wieder hier,“ frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirtschaftsinspektorin wird es sich zur Ehre rechnen“ — In diesem Augenblick streifte der Baron vorüber, er sah sich wie befremdet nach unserer Gruppe um und flüsterte spöttisch lächelnd der Baronin zu: „muß Franz wieder guten Rat erteilen?“ Die Baronin schlug errötend die Augen nieder, und der alte Franz stand erschrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in soldatischer Stellung da. — Die alten Tanten schwammen in ihren stoffenen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert stehengeblieben. Entzücken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Wesen beherrschte, mich nahen werde, kämpfte mit düsterem Mißmut und Ärger über den Baron, der mir als ein rauher Despot erschien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener so sklavisch sich benehmen? — „Hörst Du, siehst Du endlich,“ rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend: wir gingen hinauf in unser Gemach. „Dränge Dich nicht so an die Baronin,“ sprach er, als wir angekommen, „wozu soll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu sagen: „ob ich seinen Vorwurf verdiene,“ er erwiderte aber darauf nichts als: „Hm hm“ — zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich foppend für meine Fehlschüsse.

Im Schlosse war es still geworden, Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Musikanten mit den heiseren Geigen, mit den verstimmten Bässen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen,

waren nämlich angekommen und es sollte für die Nacht nichts geringeres geben, als einen Ball in bestmöglicher Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsere Tür klopfte und Franz hereintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß soeben das Klavizimbel von der Wirtschaftsinspektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sei. Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem inneren süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich sie fand. Fräulein Adelheid kam mir freudig entgegen. Die Baronin, schon zum Balle völlig geputzt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnisvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich keines Wortes mächtig sie anstarrte.

„Nun Theodor“ (nach der gemütlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte sie jeden bei seinem Vornamen) sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig sein möge.“ So wie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und so wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und abscheulich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüber her gewesen,“ rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin sprach ganz mißmutig: „das ist denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben!“ — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicherweise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüssel,

dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden,“ erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mühte sich mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probierend. — Da zieht einer der trägen Schlüssel an, „es geht, es geht!“ riefen sie freudig. — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf und erschrocken fahren sie zurück! — Die Baronin hantiert mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drahtsaiten, sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausstößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle suchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserem Leidwesen wieder springt — aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu stehen und aus dem mißtönigen Summen gehen allmählich klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Instrument stimmt sich!“ ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie schnell vertrieb dies gemeinschaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Konvenienz hinstellt; wie ging unter uns eine heimische Vertraulichkeit auf, die, wie ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Brust lag, schnell wegkehrte. Jener seltsame Pathos, wie ihn solche Verliebtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlassen und so kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich gestimmt war, ich, statt wie ich gewollt, meine inneren Gefühle in Phantasien recht laut werden zu

lassen, in jene süße liebliche Kanzonetten verfiel, wie sie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieser *Senza di te* — dieser: *Sentimi idol mio*, dieser *Almen se non poss'io* und hundert *morir mi sento's* und *Addio's* und *Ohdio's* wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte sich dicht neben mir an das Instrument gesetzt, ich fühlte ihren Atem an meiner Wange spielen; indem sie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne stützte, fiel ein weißes Band, das sich von dem zierlichen Ballkleide losgenestelt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leisen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verstand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied besinnend in den Akkorden herumfuhr, sprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers gesessen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfassend und an die Brust drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt Du auch singen!“ — Die Baronin erwiderte: „Wo denkst Du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unserem Virtuosen da mit meiner elenden Singerei hören lassen!“ —

Es war lieblich anzuschauen, wie sie, gleich einem frommverschämten Kinde, die Augen niederschlagend und hocherrötend mit der Lust und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich sie anflehte, und als sie kleine kurländische Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis sie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Instrument versuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Instrument, sie ließ es aber nicht zu, indem sie versicherte, daß sie nicht eines einzigen Akkordes mächtig sei, und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun fing sie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den

Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein geheimnisvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unaussprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt. Wer denkt nicht an jene spanische Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist, als: Mit meinem Mädchen schiff't' ich auf dem Meer, da wurd' es stürmisch, und mein Mädchen wankte furchtsam hin und her. Nein! — nicht schiff ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So sagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngst tanz't' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab sie mir und sprach: Wann, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in arpeggierenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstahl, da erschien ich ihr und dem Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst, sie überhäufte mich mit Lobsprüchen.

Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sei, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort,“ rief die Baronin, ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R..sitten verlebte.“ Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulsierend an meiner Hand anschlagen! Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie dann in den Ballsaal kam. —

Jener Gascogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödlich werden müsse, da er ganz Herz sei! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen! jede Berührung wird tödlich. Der Baronin Hand, die pulsierenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heiterem Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und anfang: „Ich bitte Dich, Vetter, widerstehe der Narrheit, die Dich mit aller Macht ergriffen! — Wisse, daß Dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die entsetzlichsten Folgen haben kann, Du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter Dir, ehe Du Dich es versiehst und Du plumpst hinein. Ich werde mich hüten, Dich am Rockschoß festzuhalten, denn ich weiß, Du rappelst Dich selbst wieder heraus und sprichst zum Tode erkrankt: das bißchen Schnupfen bekam ich im Traume, aber ein böses Fieber wird zehren an Deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe Du Dich ermannst. — Hol der Teufel Deine Musik, wenn Du damit nichts besseres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ „Affe!“ rief der Alte, „wüßt' ich das, so würfe ich Dich hier durchs Fenster!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Geschäft riß mich auf aus der Liebesträumerie, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannigfache Gespräche mit der

Musik wechselten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um so naiv und drollig zu sein, sprang mit allerlei lustigem und etwas konfusem Zeuge dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung muß' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgespenstes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe; aber eine mir selbst unerklärliche Scheu fesselte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlassen. Teilnehmend frug man den Baron, ob das Übel von Bedeutung sei. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhrend, und sprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein süßes Stimmchen duldet und keine anderen Töne leidet, als das derbe Hallo der Jagd.“ — Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schrägüber saß, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutrot; vor sich hin auf den Teller starrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd lispelte sie: „Und noch heute siehst Du Seraphinen, und noch heute werden Deine süßen Liederchen beruhigend sich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid sprach diese Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als stehe ich mit der Baronin in unlauterem verbotenem Liebesverhältnis, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir

schwer aufs Herz. — Was sollte ich beginnen! — Sie nicht mehr sehen? — Das war, so lange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlassen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu sehr fühlt' ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit phantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im mindesten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! —

Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blicken lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehen zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „Das ist brav, daß Du auch einmal Dich herausmachst, ich bleibe heim, Du kannst meine Büchse nehmen, und schnalle auch meinen Hirschfänger um, im Fall der Not ist das eine gute sichere Waffe, wenn man nur gleichmütig bleibt.“ Der Teil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Es war schneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mir hinschauen konnte. Ganz erstarrt verließ ich den mir angewiesenen Platz, und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einem Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimische Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse, in demselben Moment rauschte es im

Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüberrennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Tier sprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszureißen, das ich dem Tier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel stieß, so daß das Blut mir über Hand und Arm spritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern gestanden, kam nun mit vollem Geschrei herangelaufen, und auf seinen wiederholten Jagdruf sammelten sich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie sind verwundet?“ Ich versicherte das Gegenteil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächste gestanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeschossen, als ich gefehlt, und unerachtet dieser versicherte, daß das gar nicht möglich gewesen, weil in derselben Sekunde der Wolf auf mich zugestürzt, so daß jeder Schuß mich hätte treffen können, so blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrenen Jäger, in besondere Obhut hätte nehmen sollen. Unterdessen hatten die Jäger das Tier aufgehoben, es war das größte der Art, das sich seit langer Zeit hatte sehen lassen, und man bewunderte allgemein meinen Mut und meine Entschlossenheit, unerachtet mir mein Benehmen sehr natürlich schien, und ich in der Tat an die Lebensgefahr, in der ich schwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies sich der Baron teilnehmend, er konnte gar nicht aufhören, zu fragen, ob ich, sei ich auch nicht von der Bestie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte.

Es ging zurück nach dem Schlosse, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchse mußte ein Jäger tragen. Er sprach noch immer von meiner heroischen Tat, so daß ich am Ende selbst an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor,

und mich selbst dem Baron gegenüber als einen Mann von Mut und seltener Entschlossenheit festgestellt fühlte. Der Schulknabe hatte sein Examen glücklich bestanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Ängstlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben schien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunst zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zusammenstellungen die Phantasie eines verliebten Jünglings fähig ist. — Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter — der Dunkelheit zuzuschreiben, und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden; mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehen der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht, und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen!“ — Als ich des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig, durch den Korridor nach dem Gerichtssaal schlich, sah ich vor mir eine Gestalt mit dem Licht in der Hand, hineinschlüpfen. In den Saal tretend, erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umherirren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden!“ — So lispelte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Gespenst,“ fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer aufs Herz; augenblicklich brachten sie mir die gespenstischen Erscheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und piff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht

gerade auf die geheimnisvolle Wand, an der sich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen,“ sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu sehen? — Eher glaubt sie nicht, daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich sie so gesehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der tote Herr so plötzlich erwacht ist! — Nein, kommen Sie — fein leise — wir müssen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich schweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leisen Ach! drei — vier Schritte rasch entgegen, dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen, und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions fabelhafte Zeit, längst vorüber ist, und daß die wilden Tiere allen Respekt vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?“ — Diese anmutige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Teilnahme sogleich alle Mißdeutung abschnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Wort: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies sich unser Einverständnis, daß es heute nicht auf

Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sei. Nachdem ich mein Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Teilnahme des Barons erwähnt, mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmütiger Stimme an: „O wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finsternen unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn beständig verfolgt, daß hier irgend etwas Entsetzliches geschehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erschüttert. Nicht den geringsten seiner Diener will er der mindesten Gefahr ausgesetzt wissen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelassen zu haben, wo nicht mit Gefängnis bestraft werden, doch die beschämende Jägerstrafe dulden wird, ohne, Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, sich dem Jagdfolge anschließen zu müssen. Schon, daß solche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr sind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Lust daran, selbst den bösen Dämon neckt, bringt etwas Zerrissenes in sein Leben, das feindlich selbst auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltsames von dem Ahnherrn, der das Majorat stiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düsteres Familiengeheimnis, das in diesen Mauern verschlossen, wie ein entsetzlicher Spuk, die Besitzer wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten, wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einsam muß ich mich in diesem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innersten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die

ersten, heiteren Augenblicke, die ich hier erlebte, durch Ihre Kunst verschafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken!“ — Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am ersten Tage, oder vielmehr in der ersten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefsten Entsetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir starr ins Gesicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schlosses, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtssaal, dem sausenden Seewinde usw. zuschrieb. Es kann sein, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meinte, genug, als ich schwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es ist Ihnen irgend etwas Entsetzliches geschehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beschwöre Sie — sagen Sie mir alles!“ —

Zur Totenblässe war Seraphinens Gesicht verbleicht, ich sah wohl ein, daß es nun geratener sei, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Phantasie es zu überlassen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung, noch schrecklicher sein konnte, als der erlebte, sich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr stieg ihre Beklommenheit und Angst. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, schrie sie auf: „das ist entsetzlich — ja, ja — in dieser Mauer ist jenes fürchterliche Geheimnis verborgen!“ — Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geistiger Gewalt und Übermacht den Spuk gebannt, seufzte sie tief, als würde sie frei von einer schweren Last, die ihre Brust gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt sie beide Hände vors Gesicht. Erst jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlassen. Längst hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer schwieg, stand ich leise auf, ging an das Instrument, und mühte mich, in anschwellenden Akkorden tröstende Geister heraufzurufen, die Seraphinen dem finsternen Reiche, das sich ihr in meiner Erzählung

erschlossen, entführen sollten. Bald intonierte ich so zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Kanzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des: *Occhi, perchè piangete* — erwachte Seraphine aus düsteren Träumen, und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geschah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß sie sich zu mir herabbeugte, daß ich sie mit meinen Armen umschlang, daß ein langer, glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geschah es denn, daß ich nicht die Besinnung verlor, daß ich es fühlte, wie sie sanft mich an sich drückte, daß ich sie aus meinen Armen ließ, und schnell mich emporrichtend an das Instrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenster hin, dann kehrte sie um, und trat mit einem beinahe stolzen Anstande, der ihr sonst gar nicht eigen, auf mich zu. Mir fest ins Auge blickend, sprach sie: „Ihr Onkel ist der würdigste Greis, den ich kenne, er ist der Schutzengel unserer Familie — möge er mich einschließen in sein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kusse eingesogen, gährte und flammte in allen Pulsen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wut des inneren Kampfes strömte aus in heißen Tränen, die ich nicht zurückzudrängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte sie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand besser als ich Ihre Musik verstand. — Ach! diese Töne werden lange — lange in meinem Inneren widerklingen.“ — Ich zwang mir einige unzusammenhängende alberne Worte ab und lief nach unserem Gemach. Der Alte hatte sich schon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich stürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich

überließ mich den Torheiten des verliebten Wahnsinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube, Du bist verrückt geworden, oder balgst Dich aufs neue mit einem Wolf? — Scher Dich zu Bette, wenn es Dir sonst gefällig ist.“ — Nur dieser Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem festen Vorsatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen.

Es mochte schon nach Mitternacht sein, als ich, noch nicht eingeschlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Öffnen und Zuschlagen von Türen zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Korridor sich nahen, die Tür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unser Gemach. „Wer ist da,“ rief ich laut; da sprach es draußen: „Herr Justitiarius — Herr Justitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schlosse,“ wurde der Alte wach, und rief: „Wo brennt es? — wo ist schon wieder verdammter Teufelsspuk los?“ „Ach, stehen Sie auf, Herr Justitiarius,“ sprach Franz, „der Herr Baron verlangt nach Ihnen!“ „Was will der Baron von mir,“ frug der Alte weiter, „zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das Justitiariat mit dem Justitiarius zu Bette geht, und ebenso gut schläft, als er?“ „Ach,“ rief nun Franz ängstlich, „lieber Herr Justitiarius, stehen Sie doch nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!“ — Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr ich auf. „Öffne Franzen die Tür,“ rief mir der Alte zu; besinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Tür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beistehen, Franz trat bleich mit verstörtem Gesicht herein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir schon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie sprechen, lieber V.“ — „Warum hast Du Dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?“ frug der Alte, im Begriff

herauszutreten. „Ich muß hinab — ich muß sie sehen und dann sterben,“ sprach ich dumpf und wie vernichtet vom trostlosen Schmerz. „Ja so! da hast Du recht Vetter!“ Dies sprechend warf mir der Alte die Türe vor der Nase zu, daß die Angeln klirrten, und verschloß sie von draußen.

Im ersten Augenblick, über diesen Zwang empört, wollt' ich die Tür einrennen, aber mich schnell besinnend, daß dieses nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raserei haben könne, beschloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koste es was es wolle, seiner Aufsicht zu entschlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verstehen zu können — Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödlicher. — Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botschaft gebracht wurde, und wie er schnell davon rannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie ist tot“ — mit diesem Schrei stürzte ich dem Alten entgegen — „Und Du bist närrisch!“ fiel er gelassen ein, faßte mich, und drückte mich in einen Stuhl. „Ich muß hinab,“ schrie ich, „sie sehen, und sollt' es mir das Leben kosten!“ — „Tue das, lieber Vetter,“ sprach der Alte, indem er die Tür verschloß, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Nun flammte ich auf in toller Wut, ich griff nach der geladenen Büchse, und schrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht sogleich mir die Tür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mich hin, und sprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubst Du, Knabe, daß Du mich mit Deiner armseligen Drohung erschrecken kannst? — Glaubst Du, daß mir Dein Leben was wert ist, wenn Du vermagst, es in kindischer Albernheit, wie ein abgenutztes Spielzeug, wegzuwerfen? — Was hast Du mit dem Weibe des Barons zu schaffen? — wer gibt Dir das Recht, Dich, wie ein überlästiger

Geck dahinzudrängen, wo Du nicht hingehörst, und wo man Dich auch gar nicht mag? — Willst Du den liebevollen Schäfer machen in ernster Todesstunde?“ — Ich sank vernichtet in den Lehnstuhl. — Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit Du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin ist es wahrscheinlich ganz und gar nichts — Fräulein Adelheid ist denn nun gleich außer sich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Nase fällt, so schreit sie: Welch ein schreckliches Unwetter! — Zum Unglück ist der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die sind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arsenal von stärkenden Tropfen — Lebenselixieren, und was weiß ich sonst, angerückt. — Eine starke Anwendung von Ohnmacht“ — Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einigemal die Stube auf und ab, stellte sich wieder vor mich hin, lachte recht herzlich, und sprach: „Vetter, Vetter, was treibst Du für närrisches Zeug? — Nun, es ist einmal nicht anders, der Satan treibt hier seinen Spuk auf mancherlei Weise, Du bist ihm ganz lustig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt sein Tänzchen mit Dir.“ — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann sprach er weiter: „Mit dem Schlaf ist's nun einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife, und brächte so noch die paar Stündchen Nacht und Finsternis hin!“ — Mit diesen Worten nahm der Alte eine tönernen Pfeife vom Wandschrank herab und stopfte sie, ein Liedchen brummend, langsam und sorgfältig, dann suchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zusammenknetete und ansteckte. Die dicken Rauchwolken von sich blasend, sprach er zwischen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?“ — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten seltsam auf mich wirkte. — Es war, als sei ich gar nicht mehr in R..sitten — die Baronin weit — weit von mir

entfernt, so daß ich sie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber,“ fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer so lustig, so zum Bespötteln geeignet?“ „Mit nichten, Herr Vetter,“ erwiderte der Alte, „aber Du glaubst nicht, welch' komisches Gesicht solch ein Kiek in die Welt, wie Du, schneidet, und wie er sich überhaupt so possierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was besonders ihm passieren zu lassen. — Ich hatte einen akademischen Freund, der ein stiller, besonnener, mit sich einiger Mensch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrensache, und er, den die meisten Burschen für einen Schwächling, für einen Pinsel hielten, benahm sich dabei mit solchem ernstem, entschlossenem Mute, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber seit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen, besonnenen Jüngling wurde ein prahlhafter, unausstehlicher Raufbold. Er kommerschierte und jubelte, und schlug, dummer Kinderei halber, sich so lange, bis ihn der Senior einer Landsmannschaft, die er auf pöbelhafte Weise beleidigt, im Duell niederstieß. — Ich erzähle Dir das nur so, Vetter, Du magst Dir dabei denken, was Du willst! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen“ — Es ließen sich in dem Augenblick leise Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein schauerliches Ächzen durch die Lüfte! — „Sie ist hin!“ — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tötender Blitz! — Der Alte stand rasch auf, und rief laut: „Franz — Franz!“ — „Ja, lieber Herr Justitiarius,“ antwortete es draußen! „Franz,“ fuhr der Alte fort, „schüre ein wenig das Feuer im Kamin zusammen, und ist es tunlich, so magst Du für uns ein paar Tassen guten Tee bereiten!“ — „Es ist verteufelt kalt,“ wandte sich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamine was erzählen.“ Der Alte schloß die Thür auf, ich folgte ihm

mechanisch. „Wie geht's unten,“ frug der Alte. „Ach,“ erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin sind wieder ganz munter, und schieben das bißchen Ohnmacht auf einen bösen Traum!“ — Ich wollte aufjauchzen vor Freude und Entzücken, ein sehr ernster Blick des Alten wies mich zur Ruhe — „Ja,“ sprach der Alte, „im Grunde genommen wär's doch besser, wir legten uns noch ein paar Stündchen aufs Ohr — Laß es nur gut sein mit dem Tee, Franz!“ — „Wie Sie befehlen, Herr Justitarius,“ erwiderte Franz, und verließ den Saal mit dem Wunsch einer geruhsamen Nacht, unerachtet schon die Hähne krächten. „Höre, Vetter!“ sprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „gut ist's doch, daß Dir kein Malheur passiert ist mit Wölfen und geladenen Büchsen!“ — Ich verstand jetzt alles und schämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sei so gut,“ sprach der Alte am anderen Morgen, „lieber Vetter, steige herab und erkundige Dich, wie es mit der Baronin steht. Du kannst nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird Dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin versehen.“ — Man kann denken, wie ich hinabeilte. Doch in dem Augenblick, als ich leise an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finsterem, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier!“ fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innern schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.“ „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das.“ — Dies sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeu-

ten schien, daß er um die Baronin besorgter sei, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ — Sah’ ich nicht den schwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußst’ ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R..sitten geschenkt und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte, unwürdig behandelt zu werden.

Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Thür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ — Der verwegenste Mut war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte sein werden, die ich ungeahndet hören darf!“ Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf- und abzurennen. — Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sei oder nicht. — Das Blut stieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr,“ sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter schlagend, als gerade nötig, sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verstört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tausend Ängsten durchwachten Nacht. Der Nerven-

zufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein, aber hier — hier in diesem Schloß, in das ein finstrer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie — Sie allein sind schuld daran!“ — Wie das möglich sein könne, davon hätte ich keine Ahnung, erwiderte ich gelassen. „O,“ fuhr der Baron fort, „wäre der verdammte Unglückskasten der Inspektorin auf blankem Eise zerbrochen in tausend Stücke, o wären Sie — doch nein! — nein! Es sollte, es mußte so sein, und ich allein bin schuld an allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfangen in dem Gemach meiner Frau Musik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemütsstimmung meiner Frau zu unterrichten“ — Ich machte Miene zu sprechen — „Lassen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im voraus Ihnen alles voreilige Urteil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keineswegs, aber eine, auf tiefe Überzeugung gebaute Rücksicht nötigt mich, hier womöglich solcher Musik, die jedes Gemüt, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu versagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In diesen wunderlichen Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zustande, der sonst nur momentan einzutreten pflegt, und zwar oft als Vorbote einer ernstern Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau diesen schauerlichen Aufenthalt, dieses wilde, verwirrte Jägerleben nicht erspare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir ist es nicht möglich, sie allein zurückzulassen. In tausend Ängsten und nicht fähig Ernstes zu unternehmen würde ich sein, denn ich weiß es, die entsetzlichsten Bilder von allerlei verstörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtssaal. — Dann aber

glaube ich auch, daß dem schwächlichen Weibe gerade diese Wirtschaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anschlagen muß — Wahrhaftig, der Seewind, der nach seiner Art tüchtig durch die Föhren saust, das dumpfe Gebelle der Doggen, der keck und munter schmetternde Hörnerklang muß hier siegen über die verweichelnden, schmachtelnden Pinseleien am Klavier, das so kein Mann spielen sollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodisch zu Tode zu quälen!“ — Der Baron sagte dies mit verstärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut stieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte sprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu töten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindesten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt tun muß. — Kurz! — Sie exaltieren meine Frau durch Spiel und Gesang, und als sie in dem bodenlosen Meere träumerischer Visionen und Ahnungen, die Ihre Musik wie ein böser Zauber heraufbeschworen hat, ohne Halt und Steuer umherschwimmt, drücken Sie sie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtssaal geneckt haben soll. Ihr Großonkel hat mir alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir alles, was Sie sahen oder nicht sahen — hörten — fühlten — ahnten.“ Ich nahm mich zusammen und erzählte ruhig, wie es sich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die sein Erstaunen ausdrückten, dazwischen.

Als ich darauf kam, wie der Alte sich mit frommem Mut dem Spuk entgegenstellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, schlug er die Hände zusammen, hob sie gefaltet zum Himmel empor und rief begeistert: „Ja, er ist der Schutzgeist der Familie! — ruhen soll in

der Gruft der Ahnen seine sterbliche Hülle!“ — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde!“ murmelte der Baron in sich hinein, indem er mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf- und abschrift. „Weiter war es also nichts, Herr Baron?“ frug ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und sprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie so arg mitgespielt haben, ohne es zu wollen, die müssen Sie wieder herstellen. — Sie allein können das.“ Ich fühlte mich errötend, und stand ich dem Spiegel gegenüber, so erblickte ich gewiß in demselben ein sehr albernes, verduzttes Gesicht. Der Baron schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironischen Lächeln. „Wie in aller Welt sollte ich es anfangen,“ stotterte ich endlich mühsam heraus. „Nun, nun,“ unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu tun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunst in Anspruch. Die Baronin ist nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Musik, und sie plötzlich herauszureißen, würde töricht und grausam sein. Setzen Sie die Musik fort. Sie werden zur Abendstunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen sein. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Musik, verbinden Sie geschickt das Heitere mit dem Ernstest — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt sich daran, sie vergißt, daß der Spuk hier in diesen Mauern hauset, und die Geschichte wirkt nicht stärker auf sie, als jedes andere Zaubermärchen, das in irgendeinem Roman, in irgendeinem Gespensterbuch, ihr aufgetischt worden. Das tun Sie, lieber Freund!“ — Mit diesen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eigenen Inneren, herabgesunken zum bedeu-

tungslosen, törichten Kinde! — Ich Wahnsinniger, der ich glaubte, Eifersucht könne sich in seiner Brust regen; er selbst schickt mich zu Seraphinen, er selbst sieht in mir nur das willenlose Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtsein der Schuld, aber diese Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles versunken in schwarze Nacht, und ich sah nur den albernen Knaben, der in kindischer Verkehrtheit die papierene Krone, die er sich auf den heißen Kopf stülpte, für echtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der schon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibst Du denn, wo bleibst Du denn?“ rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron gesprochen,“ warf ich schnell und leise hin, ohne den Alten anschauen zu können. „Tausend Sapperlot!“ — sprach der Alte wie verwundert, „dacht’ ich’s doch gleich! — der Baron hat Dich gewiß herausgefordert, Vetter?“ — Das schallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufschlug, bewies mir, daß er auch dieses Mal, wie immer, ganz und gar mich durchschaute — Ich biß die Zähne zusammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt’ ich, daß es dessen nur bedurfte, um sogleich von den tausend Neckereien überschüttet zu werden, die schon auf des Alten Lippen schwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, frisch gefallenen Schnee besiegte. Sie sah matt aus und abgespannt, doch als sie nun leise und melodisch sprechend die dunklen Augen erhob, da blitzte süßes, sehnsüchtiges Verlangen aus düsterer Glut und ein flüchtiges Rot überflog das lilienblasse Antlitz. Sie war schöner als jemals — Wer ermißt die Torheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bitteren Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles er-

schien mir wie eine heillose Mystifikation, und nun wollt' ich beweisen, daß ich gar sehr bei vollem Verstande sei, und über die Maßen scharfsichtig. — Wie ein schmollendes Kind vermied ich die Baronin, und entschlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, so daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwischen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtsch stießen wir fleißig die Gläser zusammen, und, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und lustig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „von Fräulein Adelheid.“ Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberstift gekritzelt stand: „Und Seraphine?“ — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich schaute hin nach Adelheid, die sah mich an mit überaus schlauer, verschmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leisem Kopfnicken. Beinahe willkürlich murmelte ich still: „Seraphine,“ nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß sie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinsetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein schadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unseliger! — Sie liebt Dich doch!“ — Einer der Gäste stand auf, und brachte, nordischer Sitte gemäß, die Gesundheit der Frau vom Hause aus — Die Gläser erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung spalteten mir das Herz, die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte sich in Kreisen, es war als müßte ich vor aller Augen hinstürzen zu ihren Füßen, und mein Leben aushauchen! — „Was ist Ihnen, lieber Freund?“ Diese Frage meines Nachbarn gab mir die Besinnung wieder, aber Seraphine war verschwunden.

Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich fest, sie sprach allerlei, ich hörte, ich ver-

stand kein Wort — sie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrsucht gelähmt, blieb ich stumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechanisch ein Gläs Likör aus Adelheids Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einsam in einem Fenster wiederfand, daß ich dann hinausstürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren seufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnsinniger sprang ich umher in weiten Kreisen, und lachte und schrie wild auf: Schaut zu, schaut zu! — Heisa! der Teufel macht sein Tänzchen mit dem Knaben, der zu speisen gedachte total verbotene Früchte! — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hineinrufen gehört. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond schien hell durch die zerrissenen Wolken, ich hörte Doggen anschlagen, und gewahrte eine finstere Gestalt, die sich mir näherte. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie sich denn verirrt in dem bösen Schneegestöber, der Herr Justitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtssaal arbeitend. „Das hast Du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das hast Du sehr gut gemacht, daß Du ein wenig ins Freie gingst, um Dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht so viel Wein, Du bist noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, schweigend setzte ich mich hin an den Schreibtisch. „Aber, sage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von Dir?“ — Ich erzählte alles, und schloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte, zu der zweifelhaften Kur, die der Baron vorgeschlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reisen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!“ — Es geschah so, ich sah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals sich von der beschwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürrisches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelsten Laune, verkündete die Rückkehr seiner podagratischen Anfälle. Eines Tages wurd' ich schnell hinggerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, sprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirtschaftsinspektors aus R..sitten, doch, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an seinem baldigen Tod. Doch, ehe der Arzt kam, schlugen die Lebenspulse wieder, die wunderbar kräftige Natur des siebzigjährigen Greises widerstand dem tödlichen Anfall, noch desselben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düsterer Frühling, und so kam es, daß nicht jener Zufall sowohl, als das Podagra, von dem bösen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieser Zeit beschloß er, sich von jedem Geschäft ganz zurückzuziehen. Er trat seine Justitiariate an andere ab, und so war mir jede Hoffnung verschwunden, jemals wieder nach R..sitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in schmerzlosen Stunden seine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es selbst zu Jagdgeschichten kam, und ich jeden Augenblick vermutete, meine Heldentat, wie ich den gräulichen Wolf mit dem Jagdmesser erlegte, würde herhalten müssen; — niemals — niemals erwähnte er unsers Aufenthalts in R..sitten, und wer mag nicht einsehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. —

Meine bittere Sorge, meine stete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedacht ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender, auf ewig für mich untergegangener Stern erschien. Ein Ereignis rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends die Brieftasche, die ich in R. .sitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblättern Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Bluttröpfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geschickt zuzustellen, aber warum der Blutstropfen, der mich Entsetzliches ahnen ließ, und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die teures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? Das war jenes weiße Band, das mich zum ersten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Nacht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt! —

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends, und zog, wie er sonst zu tun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen, lauen Abende saßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist,

ein ganz besonderes Wohlsein, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich gleichsam mit elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düsteren Gedanken abzubringen. „Laß es gut sein, Vetter,“ sprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich Dir noch eine Schuld abtragen! — Denkst Du noch an die Herbstzeit in R. .sitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß Du dort auf ganz eigne Weise eintratst, und wider Deinen Willen eingeflochten wurdest in die tiefsten Geheimnisse des Hauses. Jetzt ist es an der Zeit, daß Du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge gesprochen, die Du mehr ahntest, als verstandest. Die Natur stellt den Zyklus des menschlichen Lebens in dem Wechsel der Jahreszeiten symbolisch dar, das sagen sie alle, aber ich meine das auf andere Weise als alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünste des Sommers verdampfen, und erst des Herbstes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landschaft, die das Hienieden versinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellsehen des Alters sich deutlicher das Walten der unerforschlichen Macht zeigt. Es sind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt, mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in diesem Augenblick so klar das dunkle Verhängnis jenes Hauses, dem ich durch festere Bande, als Verwandtschaft sie zu schlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles so erschlossen vor meines Geistes Augen! — doch, wie ich nun alles so gestaltet vor mir sehe, das Eigentliche, das kann ich Dir nicht mit Worten sagen, keines Menschen Zunge ist dessen fähig. Höre mein Sohn das, was ich Dir nur wie eine merkwürdige Geschichte, die sich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in Deiner Seele die Erkenntnis, daß die ge-

heimnisvollen Beziehungen, in die Du Dich vielleicht nicht unberufen wagtest, Dich verderben konnten! — doch — das ist nun vorüber!“

Die Geschichte des R. . . schen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich so treu im Gedächtnis, daß ich sie beinahe mit seinen Worten (er sprach von sich selbst in der dritten Person) zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1760 weckte ein entsetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläufige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R. . . sitten aus tiefem Schläfe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angst im leichenblassen Gesicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüsseln herbei, aber nicht gering war jedes Erstaunen, als man in tiefer Totenstille, in der das pfeifende Gerassel der mühsam geöffneten Schlösser, jeder Fußtritt recht schauerlich widerhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer, fort und fort wandelte. Nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung. Eine finstere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Rittersaal, in dessen Seitenkabinett der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen angestellt. Eine zwischen der Tür dieses und eines anderen Kabinetts angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Turm. Aber so wie Daniel (so war der Hausverwalter geheißen) diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abscheulich heulend und sausend, Schutt und zerbröckelte Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte, und indem er den Leuchter, dessen Kerzen prasselnd verlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O Herr des Himmels! der Baron ist jämmerlich zerschmettert!“ — In dem Augenblick ließen sich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinett des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn ver-

sammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte, fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Lehnstuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Turms in sich eingestürzt. Die großen Quadersteine hatten Decke und Fußboden des astronomischen Zimmers eingeschlagen, nebst den nun voranstürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen, und einen Teil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fortgerissen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr, wenigstens achtzig Fuß hinabzustürzen in die tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte seinen Tod bis auf die Stunde vorausgesehen, und seine Söhne davon benachrichtigt. So geschah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang, Freiherr von R., ältester Sohn des Verstorbenen, mit hin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohlbauend, hatte er, so wie er den verhängnisvollen Brief erhalten, sogleich Wien, wo er auf der Reise sich gerade befand, verlassen, und war, so schnell es nur gehen wollte, nach R. .sitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal schwarz ausschlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebett, das hohe, silberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen lassen. Schweigend schritt Wolfgang die Treppe hinauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Brust verschränkten Armen stehen, und schaute starr und düster, mit zusammengezogenen Augenbrauen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildsäule, keine Träne kam in seine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwan-

gen dich die Gestirne, den Sohn, den du liebtest, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter sich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und sprach mit gesenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, betörter Greis! — Das Fastnachtsspiel mit seinen läppischen Täuschungen ist nun vorüber! — Nun magst du erkennen, daß das kärglich zugemessene Besitztum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenseits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder schwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten erachtest, soll mir dein Starrsinn rauben,“ und damit riß er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, und hielt es zwischen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche stehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Widerschein der Flamme auf dem Gesicht des Leichnams hin- und herzuckte und spielte, war es, als rührten sich die Muskeln und der Alte spräche tonlose Worte, so daß der entfernt stehenden Dienerschaft tiefes Grauen und Entsetzen ankam. Der Baron vollendete sein Geschäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen lassen, mit dem Fuße sorglich austrat. Dann warf er noch einen düsteren Blick auf den Vater, und eilte mit schnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geschehenen Verwüstung des Turms bekannt, und schilderte mit vielen Worten, wie sich überhaupt alles in der Todesnacht des alten seligen Herrn zuge tragen, indem er damit endete, daß es wohl geraten sein würde, sogleich den Turm herstellen zu lassen, da, stürze er noch mehr zusammen, das ganze Schloß in Gefahr stehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beschädigt zu werden.

„Den Turm herstellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „nimmermehr! — Merkst Du denn nicht, Alter,“ fuhr er dann gelassener fort, „daß der Turm nicht so, ohne weiteren Anlaß, einstürzen konnte? — Wie, wenn mein Vater selbst die Vernichtung des Orts, wo er seine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünscht, wie, wenn er selbst gewisse Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Turms, wenn er wollte, einstürzen, und so das Innere des Turms zerschmettern zu lassen? Doch dem sei wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zusammenstürzen, mir ist es recht. Glaubt Ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulenneste hier hausen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem schönen Talgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und so werden,“ sprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderstab zur Hand nehmen müssen.“ „Daß ich“, erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehilflichen, schlotterbeinigen Greisen bedienen lassen werde, versteht sich von selbst, aber verstoßen werde ich keinen. Arbeitslos soll Euch das Gnadenbrot gut genug schmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz, „den Hausverwalter, so außer Aktivität“ — Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff stand, den Saal zu verlassen, sich plötzlich um, blutrot im ganzen Gesichte vor Zorn, die geballte Faust vorgestreckt, schritt er auf den Alten zu, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, Du alter heuchlerischer Schurke, der Du mit dem alten Vater das unheimliche Wesen triebst dort oben, der Du Dich, wie ein Vampir, an sein Herz legtest, der vielleicht des Alten Wahnsinn verbrecherisch nützte, um in ihm die höllischen Entschlüsse zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrundes brachten — Dich sollte ich hinausstoßen wie einen räudigen

Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über diese entsetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Knie gesunken, und so mochte es geschehen, daß dieser, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechanisch folgt, und das Gedachte mimisch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorschleuderte, den Alten so hart an der Brust traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umstürzte. Er raffte sich mühsam in die Höhe und indem er einen sonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Tieres, ausstieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wut und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonschreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdessen hatten sich die in der Gegend befindlichen nächsten Verwandten des Hauses eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R. . .sitten befindlich, beigesetzt, und nun, da die geladenen Gäste sich wieder entfernt, schien der neue Majoratsherr von der düsteren Stimmung verlassen, sich des erworbenen Besitztums recht zu erfreuen. Mit V., dem Justitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur gesprochen, sein volles Vertrauen schenkte, und ihn in seinem Amt bestätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbesserungen und zum Aufbau eines neuen Schlosses. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich seine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da sich unter den Briefschaften nur ein paar unbedeutende Kapitalien in Bankoscheinen befänden, und die in einem eisernen Kasten befindliche bare Summe tausend Taler nur um weniges überstiege, gewiß irgendwo noch Geld verborgen sein müsse. Wer anders konnte davon unterrichtet sein, als Daniel, der, störrisch und eigensinnig wie er

war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig besorgt, daß Daniel, den er schwer beleidigt, nun nicht sowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderlosen Greise, der im Stammschlosse R. .sitten sein Leben zu enden wünschte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo versteckte Schätze lieber vermordern lassen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umständlich, und schloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es gewesen sei, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abscheu, seine Söhne in R. .sitten wiederzusehen, zu nähren gewußt habe. Der Justitiarius erklärte diese Nachricht durchaus für falsch, da kein menschliches Wesen auf der Welt imstande gewesen sei, des alten Freiherrn Entschlüsse nur einigermaßen zu lenken, viel weniger zu bestimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimnis, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte dessen gar nicht, denn kaum fing der Justitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr so wenig bares Geld hinterlassen?“ so erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen paar Taler, Herr Justitiarius, die Sie in dem kleinen Kästchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinett des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beste,“ fuhr er dann fort, indem sein Lächeln sich zum abscheulichen Grinsen verzog, und blutrotes Feuer in seinen Augen funkelte, „aber das Beste, viele tausend Goldstücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Justitiarius rief sogleich den Freiherrn herbei, man begab sich in das Schlafkabinett, in einer Ecke desselben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde sichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anstarrte, dann aber Anstalt

machte, die Schlüssel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühsam aus der Tasche gezerrt, an dem glänzenden Schlosse zu versuchen, stand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämischem Stolz herabblickend auf den Freiherrn, der sich niedergebückt hatte, um das Schloß besser in Augenschein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, sprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — so bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken stählernen Schlüssel hin, den ihm dieser mit hastiger Begier aus der Hand riß, und die Tür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiserne Truhe mit geöffnetem Deckel stand. Auf den vielen Geldsäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit seinen wohlbekanntenen großen altväterischen Schriftzügen darauf geschrieben:

Einmal hundert und funfzig tausend Reichstaler in alten Friedrichsdor erspartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R. .sitten, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt, im Besitztum von diesem Gelde auf dem höchsten Hügel, östlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtturm, zum Besten der Seefahrer, aufführen, allnächtlich feuern lassen. R. .sitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.

Roderich Freiherr von R.

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue, und versicherte, daß nur verleumderische Klatschereien schuld daran wären, daß er ihm anfangs übel begegnet. Nicht allein

im Schlosse, sondern in vollem Dienst als Hausverwalter, mit verdoppeltem Gehalt, solle er bleiben. „Ich bin Dir volle Entschädigung schuldig, willst Du Gold, so nimm Dir einen von jenen Beuteln!“ — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel musterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe ins Gesicht, und er stieß jenen entsetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Tiers ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbebte, denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang, wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von allem nicht das mindeste bemerkt; Daniel, den es, wie im krampfigen Fieberfrost, durch alle Glieder geschüttelt, nahte sich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Tränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer, kinderloser Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwalten rüstig und unverdrossen!“ Der Freiherr, der nicht sonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den schweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und sprach dann, indem er die Truhe verschloß und die Schlüssel sorgfältig auszog, schnell hingeworfen: „Schon gut, schon gut, Alter! — Aber Du hast noch,“ fuhr er fort, nachdem sie schon in den Saal getreten waren, „von vielen Goldstücken gesprochen, die unten im zerstörten Turm liegen sollen?“ Der Alte trat schweigend an die Pforte, und schloß sie mit Mühe auf. Aber so wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegestöber in den Saal; aufgescheucht flatterte ein Rabe

kreischend und ächzend umher, schlug mit schwarzen Schwingen gegen die Fenster, und stürzte sich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Korridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abscheulicher Anblick — Schwindel,“ stotterte er, und sank, wie ohnmächtig, dem Justitiarius in die Arme. Er raffte sich jedoch wieder gleich zusammen, und frug, den Alten mit scharfen Blicken erfassend: „Und da unten?“ — Der Alte hatte indessen die Pforte wieder verschlossen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, so daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüssel aus den ganz verrosteten Schlössern loswinden zu können. Dies endlich zustande gebracht, wandte er sich um nach dem Baron und sprach, die großen Schlüssel in der Hand hin- und herschiebend, mit seltsamem Lächeln: „Ja, da unten liegen tausend und tausend — alle schönen Instrumente des seligen Herrn — Teleskope, Quadranten — Globen — Nachtspiegel — alles liegt zertrümmert im Schutt zwischen den Steinen und Balken!“ — „Aber bares Geld, bares Geld,“ fiel der Freiherr ein, „Du hast von Goldstücken gesprochen, Alter?“ — „Ich meinte nur“, erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet.“ — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte sich hocheufreut, nun, mit einem Mal zu allen Mitteln gelangt zu sein, deren er bedurfte, seinen Lieblingsplan ausführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß, nach dem Willen des Verstorbenen, nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schlosses die Rede sein könne, und in der Tat jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernsten einfachen Charakter des alten Stammhauses, erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz, und meinte, daß in solchen Verfügun-

gen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanktioniert worden, der tote Wille des Dahingeschiedenen weichen müsse. Er gab dabei zu verstehen, daß es seine Pflicht sei, den Aufenthalt in R. .sitten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedenke, in kurzer Zeit als sein inniggeliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, die in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sei.

Die geheimnisvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon insgeheim geschlossene Bündnis äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab, indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn insofern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichtum mehr die Begier, eine geliebte Person, das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, ganz vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habsüchtig mußte er sonst den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsdor beäugelnd, sich nicht enthalten konnte, mürrisch aufzufahren: „Der alte Halunke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Turm ausräumen unter meinen Augen.“ —

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläufig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigsten zu verfahren sei. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbst zu zeichnen, und aufgeheitert durch diese Beschäftigungen, die ihm beständig das sonnenhelle Bild der glücklichsten Zukunft vor Augen stellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelassenheit anstriefte, und die er allen mitzuteilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz seiner Bewirtung, widerlegte wenigstens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel schien nun ganz jenen Tott, der ihm geschehen, vergessen zu haben. Er betrug sich still und demütig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schatzes in der Tiefe

halber, oft mit mißtrauischen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte sich zu verjüngen schien von Tag zu Tag. Es mochte sein, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verlust zu verschmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie sonst, kalte Nächte schlaflos auf dem Turm zubringen, und bessere Kost, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greise schien ein rüstiger Mann werden zu wollen mit roten Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. —

Das lustige Leben in R. .sitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken sollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgang's jüngerer Bruder, Hubert, war dieser Mann, bei dessen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufschrie: „Unglücklicher, was willst Du hier!“ — Hubert stürzte dem Bruder in die Arme, dieser faßte ihn aber, und zog ihn mit sich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er sich mit ihm einschloß. Mehrere Stunden blieben beide zusammen, bis endlich Hubert herabkam mit verstörtem Wesen, und nach seinen Pferden rief. Der Justitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödlicher Bruderkzwist enden könne, bat ihn, wenigstens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirst Dich besinnen!“ — Hubert's Blicke heiterten sich auf, er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpelz, den er schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er V.'s Hand, und sprach, mit ihm in die Zimmer schreitend, mit einem versöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch also hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständnis lösen werde, welches nur bei ge-

trenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Zange, die beim Kamin stand, zur Hand und, indem er damit ein astiges, dampfendes Stück auseinander klopfte, und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu V.: „Sie merken, Herr Justitiarius, daß ich ein gutmütiger Mensch bin, und geschickt zu allerlei häuslichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurteile, und — ein kleiner Geizhals.“ — V. fand es nicht geraten, weiter in das Verhältnis der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am späten Abend hinauf in sein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zusammengeschränkt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen, als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Hände, und düster ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen! — Ich weiß,“ fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böser Geist, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde, er tat das seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht. — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödlichem Haß. Er beneidet mich um das Besitztum, das in seinen Händen wie Spreu verfliegen wäre. Er ist der wahnsinnigste Verschwender, den es gibt. Seine Schuldenlast übersteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Kurland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er

her, und bittet um Geld.“ — „Und Sie, der Bruder, verweigern“ — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V.'s Hände fahren ließ, und einen starken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Taler verschenken! — Aber hören Sie, welchen Vorschlag ich dem Unsinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Kurland ist, wie Sie wissen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zugunsten seiner Familie. Hubert ist verheiratet in Kurland an ein schönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder geboren, und darbt mit ihnen. Die Güter sollten administriert, aus den Revenuen ihm die nötigen Gelder zum Unterhalt angewiesen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, bares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtsinne es verprassen kann! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimnis mit den einhundert und fünfzigtausend Talern verraten, davon verlangt er die Hälfte nach seiner wahnsinnigen Weise, behauptend, dies Geld sei, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten. — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!“ — So sehr V. sich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider seinen Bruder auszureden, wobei er sich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältnisse, mit ganz allgemeinen moralischen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, so gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindseligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. tat dies mit so viel Vorsicht, als ihm nur möglich war, und freute sich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es dann sein, ich nehme die Vorschläge

des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt stehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tausend Friedrichsdor bar vorschleße, und erlaube, daß ich künftig, wenigstens einige Zeit hindurch, meinen Wohnsitz in dem schönen R. .sitten bei dem gütigen Bruder nehme.“ — „Nimmermehr!“ schrie der Freiherr auf, als ihm V. diese Vorschläge des Bruders hinterbrachte, „werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hause verweile, sobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein teurer Freund, sagen Sie dem Friedenstörer, daß er zweitausend Friedrichsdor haben soll, nicht als Vorschuß, nein als Geschenk, nur fort — fort!“ V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr sich ohne Wissen des Vaters schon verheiratet hatte, und daß in dieser Heirat auch der Grund des Bruderzwistes liegen mußte. Hubert hörte stolz und gelassen den Justitiarius an, und sprach, nachdem er geendet, dumpf und düster: „Ich werde mich besinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hierbleiben!“ —

V. bemühte sich, dem Unzufriedenen darzutun, daß der Freiherr doch in der Tat alles tue, ihn, durch die Abtretung des freien Vermögens, so viel als möglich, zu entschädigen, und daß er über ihn sich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müsse, daß jede Stiftung, die den Erstgeborenen so vorwiegend begünstige, und die anderen Kinder in den Hintergrund stelle, etwas Gehässiges habe. Hubert riß, wie einer, der Luft machen will der beklemmten Brust, die Weste von oben bis unten auf; die eine Hand in die offene Busenkrause begraben, die andere in die Seite gestemmt, drehte er sich, mit einer raschen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit schneidender Stimme: „Pah! — das Gehässige wird geboren vom Haß“ — dann schlug er ein gellendes Gelächter auf, und sprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr

dem armen Bettler seine Goldstücke zuzuwerfen gedenkt.“ — V. sah nun wohl ein, daß von völliger Ausöhnung der Brüder gar nicht die Rede sein könne. Hubert richtete sich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schlosses angewiesen worden zu des Freiherrn Verdruß auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, das er oft und lange mit dem Hausverwalter sprach, ja daß dieser sogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonst ließ er sich wenig sehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zusammenzukommen, welches diesem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieses Verhältnisses, ja er mußte sich es selbst gestehen, daß die ganz besondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er sprach und tat, alle Lust recht geflissentlich zerstörend, eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten sah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. saß allein in der Gerichtsstube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernster, gelassener, als sonst, und mit beinahe wehmütiger Stimme sprach: „Ich nehme auch die letzten Vorschläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitausend Friedrichsdor noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein.“ — „Mit dem Gelde?“ frug V. — „Sie haben recht,“ erwiderte Hubert, „ich weiß, was Sie sagen wollen — die Last! — Stellen Sie es in Wechsel auf Isak Lazarus in K. — Noch in dieser Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat seine bösen Geister hier hinein gehext!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug V. sehr ernst. Huberts Lippen bebten, er hielt sich an dem Stuhl fest, um nicht umzusinken, dann aber, sich plötzlich ermannend, rief er: „Also noch heute, Herr Justitarius,“ und wankte, nicht ohne Anstrengung, zur Tür hinaus. „Er sieht jetzt ein, daß keine Täuschungen mehr möglich sind, daß er nichts vermag gegen meinen festen Willen,“ sprach der Freiherr, indem er den Wechsel auf

Isak Lazarus in K. ausstellte. Eine Last wurde seiner Brust entnommen durch die Abreise des feindlichen Bruders, lange war er nicht so froh gewesen, als bei der Abendtafel. Hubert hatte sich entschuldigen lassen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach dem Schloßhofs herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch hochen, wie er wollte, es blieb alles totenstill, und so mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuschung eines Traums halten. Ein ganz besonderes Gefühl von Grauen und Angst bemächtigte sich seiner aber so ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er stand auf und trat ans Fenster. Nicht lange dauerte es, so wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Gestalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und schritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Gestalt den alten Daniel, und sah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hineinging, und bald darauf ein gesatteltes Pferd herausbrachte. Nun trat aus der Finsternis eine zweite Gestalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf, V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig sprach, dann aber sich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verschloß diesen, und ebenso die Thüre des Schlosses, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und sich in dem Augenblick eines anderen besonnen, das war nun klar. Ebenso aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündnisse stand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereignissen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, sich gegen Anschläge des böartigen Hubert zu waffnen, die sich, wie V.

jetzt überzeugt war, schon gestern in seinem verstörten Wesen kundgetan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzustehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Türauf-, Türzuschlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und -schreien. Er trat hinaus, und stieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblassen Gesichtern an ihm vorbei — treppauf — treppab — hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt, und schon stundenlang vergebens gesucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er sich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgestanden, und sich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben, denn eben diese Stücke wurden vermißt. V. lief, von düsterer Ahnung getrieben in den verhängnisvollen Saal, dessen Seitenkabinett, gleich dem Vater, Wolfgang zu seinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Turm stand weit offen, tief entsetzt schrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerschmettert!“ — Es war dem so. Schnee war gefallen, so daß man von oben herab nur den zwischen den Steinen hervorragenden starren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr, auf zusammengebundenen Leitern, herabzusteigen, und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangst hatte der Baron den silbernen Armleuchter fest gepackt, die Hand, die ihn noch festhielt, war der einzige unversehrte Teil des ganzen Körpers, der sonst durch das Anprallen an die spitzen Steine auf das gräßlichste zerschellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz stürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in dem Saal, gerade an der Stelle auf einen breiten Tisch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich

lag. Niedergeschmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein, das hab' ich nicht erlebt von den Teufeln, die über mir waren!“ — V. erbebte vor dieser verfänglichen Rede, es war ihm so, als müsse er zufahren auf Hubert, als den Mörder seines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bett, und er erholte sich, nachdem er stärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düsteren Gram im halb erloschenen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer, und sprach, indem er vor Mattigkeit, nicht fähig zu stehen, sich langsam in einen Lehnstuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünscht, weil der Vater ihm den besten Teil des Erbes zugewandt durch eine törichte Stiftung, jetzt hat er seinen Tod gefunden auf schreckliche Weise — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz ist zermalmt, ich kann niemals glücklich sein. Ich bestätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehntesten Vollmachten rücksichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hausen vermag!“ — Hubert verließ das Zimmer, und war in ein paar Stunden schon auf dem Wege nach K. Es schien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgestanden war, und sich vielleicht in das andere Kabinett, wo eine Bibliothek aufgestellt, begeben wollte. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Tür, öffnete statt derselben die Pforte, schritt vor und stürzte hinab. Diese Erklärung enthielt indessen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht schlafen, wollte er sich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu lesen, so schloß dieses alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur so war es möglich, die Tür des Kabinetts zu verfehlen, und statt dieser die Pforte zu öffnen. Überdem war diese fest verschlossen und mußte erst mit vieler Mühe aufgeschlossen werden. „Ach,“ fing endlich, als V. diese Unwahrscheinlichkeiten vor versammelter Dienerschaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz ge-

heißen, an: „Ach, lieber Herr Justitiarius, so hat es sich wohl nicht zugetragen!“ — „Wie denn anders?“ fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der seinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den anderen mit der Sprache heraus, sondern behielt sich vor, das, was er davon zu sagen wisse, dem Justitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz sehr oft von den vielen Schätzen sprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom bösen Geist getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüssel ihm Daniel hatte geben müssen, öffnete und mit Sehnsucht hinabschaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichtümern. Gewiß war es nun wohl also, daß in jener verhängnisvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger schon verlassen, noch einen Gang nach dem Turm gemacht, und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgestürzt hatte. Daniel, der von dem entsetzlichen Tode des Freiherrn auch sehr erschüttert schien, meinte, daß es gut sein würde, die gefährliche Pforte fest vermauern zu lassen, welches denn auch gleich geschah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbesitzer, ging, ohne sich wieder in R. .sitten sehen zu lassen, nach Kurland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumschränkten Verwaltung des Majorats nötig waren. Der Bau des neuen Schlosses unterblieb, wogegen so viel wie möglich das alte Gebäude in guten Stand gesetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verflossen, als Hubert zum erstenmal zur späten Herbstzeit sich in R. .sitten einfand, und nachdem er mehrere Tage mit V. in seinem Zimmer eingeschlossen zugebracht, wieder nach Kurland zurückging. Bei seiner Durchreise durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung sein Testament niedergelegt. Während seines Aufenthalts in R. .sitten sprach der Freiherr, der in seinem tiefsten Wesen ganz geändert schien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Diese

gingen wirklich in Erfüllung; denn er starb schon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam schnell herüber von Kurland, um das reiche Majorat in Besitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schwester. Der Jüngling schien alle bösen Eigenschaften der Vorfahren in sich zu vereinen; er bewies sich als stolz, hochfahrend, ungestüm, habsüchtig, gleich in den ersten Augenblicken seines Aufenthalts in R..sitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern lassen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig schien; den Koch warf er zum Hause hinaus; den Kutscher versuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumstarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im besten Zuge, die Rolle des strengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernst und Festigkeit entgegentrat, sehr bestimmt versichernd: Kein Stuhl solle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlassen, wenn es ihr noch sonst darin gefalle, vor Eröffnung des Testaments. „Sie unterstehen sich hier, dem Majoratsherrn“ — fing der Baron an. V. ließ den vor Wut schäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, sondern sprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Übereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Testaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wissen. Erinnern Sie sich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Testaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R..sitten zu versagen, und ich rate Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, sich ruhig nach K. zu begeben.“ Der Ernst des Gerichtshalters, der entschiedene Ton, mit dem er sprach, gab seinen Worten gehörigen Nachdruck, und so kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu spitzen Hörnern anlaufen wollte wider den festen Bau, die Schwäche seiner Waffen fühlte, und für gut fand, im

Rückzuge seine Beschämung mit einem höhnischen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verflossen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verstorbenen, das Testament in K., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden sollte. Außer den Gerichtspersonen, dem Baron und V. befand sich noch ein junger Mensch von edlem Ansehen in dem Gerichtssaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknüpftes Aktenstück aus dem Busen hervorrage, für V.'s Schreiber hielt. Der Baron sah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achsel an, und verlangte stürmisch, daß man die langweilige überflüssige Zeremonie nur schnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen solle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieser Erbangelegenheit, wenigstens hinsichts des Majorats, auf ein Testament ankommen könne, und werde, insofern hier irgend etwas verfügt sein solle, es lediglich von seinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verstorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürrischen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtschreiber sich zum lauten Ablesen des Testaments anschickte, schaute er gleichgültig nach dem Fenster hin, den rechten Arm nachlässig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstisch, und auf dessen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verstorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr besessen, sondern dasselbe nur namens des einzigen Sohnes des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach seinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieser sei derjenige, dem nach der Familiensukzession durch seines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genauesten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Bestand usw. würde man in seinem

Nachlaß finden. Wolfgang von R., so erzählte Hubert in dem Testament, lernte auf seinen Reisen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine solche heftige Neigung zu ihr, daß er sich nie mehr von ihr zu trennen beschloß. Sie war sehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendsten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, dessen ganzes Streben dahin ging, das Majoratshaus auf alle nur mögliche Weise zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater seine Neigung zu entdecken; was aber vorauszusehen, geschah wirklich, indem der Alte bestimmt erklärte, daß er schon selbst die Braut für den Majoratsherrn erkoren, und von einer anderen niemals die Rede sein könne. Wolfgang, statt, wie er sollte, nach England hinüber zu schiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte sich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebar, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, so lange schwieg, und sich selbst als Majoratsherr gerierte, waren verschiedene Ursachen angeführt, die sich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indessen unzureichend und aus der Luft gegriffen schienen. —

Wie vom Donner gerührt starrte der Baron den Gerichtsschreiber an, der mit eintöniger schnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, stand V. auf, nahm den jungen Menschen, den er mitgebracht, bei der Hand und sprach, indem er sich gegen die Anwesenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R. .sitten vorzustellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Kurland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Faust,

und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtssaal hinaus. Von den Gerichtspersonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Person, für die er sich ausgab, legitimieren sollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Registern der Kirche, wo sein Vater sich trauen lassen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Personen, durch priesterliche Einsegnung getraut worden. Ebenso hatte er seinen Taufschein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit seiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verschiedene Briefe seines Vaters an seine schon längst verstorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

V. sah alle diese Papiere mit finsterem Gesichte durch, und sprach ziemlich bekümmert, als er sie wieder zusammenschlug: „Nun, Gott wird helfen!“ —

Schon anderen Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkoren, bei der Landesregierung in K. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Übergabe des Majorats R. .sitten an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advokat, daß weder testamentarisch noch auf irgend eine andere Weise der verstorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Testament sei also nichts anderes, als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr sei es die Sache dieses Prätendenten, sein vor-

gebliches Erbrecht, dem hiermit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzutun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Sukzession dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindizieren. Durch den Tod des Vaters sei der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entsagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitze nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbiert werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen anderen Majoratsherrn aufzustellen, sei ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichenfalls nachgewiesen werden könne, eine Liebschaft in der Schweiz gehabt habe, und so sei vielleicht der angebliche Bruderssohn der eigene, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wolle. —

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch die Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und nur den rastlosen Bemühungen V.'s, der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigste geführt werden solle, konnte es gelingen, daß die Übergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verfügt wurde.

V. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschaften des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Aufsatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältnis Wolfgangs mit dem Fräulein von

St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll saß er in R. .sitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Aufsätze für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger tätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen schaffen sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins klare bringen konnten. —

Es war Mitternacht worden, der Vollmond schien hell hinein in den anstoßenden Saal, dessen Tür offenstand. Da war es, als schritte jemand langsam und schwer die Treppe herauf und klirre und klappere mit Schlüsseln. V. wurde aufmerksam, er stand auf, ging in den Saal, und vernahm nun deutlich, daß jemand sich durch den Flur der Tür des Saals nahte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichenblassem entstellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der anderen den großen Schlüsselbund, trat langsam herein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter, und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Wesen des Alten, in dem zum Tode erstarrten Antlitz etwas Unheimliches, Gespenstisches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor sich habe. Der Alte ging mit gemessenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Tür die ehemals zum Turm führte. Dicht vor derselben blieb er stehen und stieß aus tiefer Brust einen heulenden Laut aus, der so entsetzlich in dem ganzen Saale widerhallte, daß V. erbebte vor Grausen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden gestellt, den Schlüsselbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei stöhnte er und ächzte, wie gepeinigt von einer namenlosen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauschen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden

beschwichtigend, bückte sich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und schlich mit leisen gemessenen Schritten nach der Tür zurück. V. folgte ihm behutsam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte schloß die große Haupttür des Schlosses auf, V. schlüpfte geschickt hindurch; nun begab er sich nach dem Stall, und nachdem er zu V.'s tiefem Erstaunen den Armleuchter so geschickt hingestellt hatte, daß das ganze Gebäude genugsam erhellt wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zeug herbei, und rüstete mit großer Sorglichkeit den Gurt fest, die Steigbügel hinaufschnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Bündel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge schnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden stehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen versprach. Dann führte er das Pferd in den Stall, sattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verschloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte. V. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen, die Ahnung einer entsetzlichen Tat erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schützlings, glaubte er wenigstens das, was er gesehen, nützen zu müssen zu seinem Besten. Anderen Tages, es wollte schon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Armen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich Dich fragen wollen, was hältst Du denn von dem verworrenen

Kram, den uns Huberts sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? — Glaubst Du denn wohl, daß der junge Mensch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn ist?“ Der Alte, sich über die Lehne des Stuhles wegbeugend und V.'s starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! — er kann es sein; er kann es auch nicht sein. Was schiert's mich, mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf seine Schulter legte, „da Du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwieg er Dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte Dir von dem Bündnis, das Wolfgang wider seinen Willen geschlossen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht besinnen,“ erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter,“ sprach V., „hast Du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte frostig, „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen.“ Hiermit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch, Alter,“ rief V., indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nötigen wollte; der Alte blieb aber vor dem Arbeitstisch stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach V. hin, und mürrisch fragend: „Nun was soll's denn, was schiert mich das Testament, was schiert mich der Streit um das Majorat“ — „Davon,“ fiel ihm V. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht mehr sprechen; von etwas ganz anderem, lieber Daniel! — Du bist mürrisch, Du gähnst, das alles zeugt von besonderer Abspannung, und nun möcht' ich beinahe glauben, daß Du es wirklich gewesen bist, in dieser Nacht.“ — „Was bin ich gewesen in dieser Nacht,“ frug der Alte, in seiner Stellung verharrend. „Als ich,“ sprach V. weiter, „gestern Mitter-

nacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal saß, kamst Du zur Türe herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Tür los, kratzttest mit beiden Händen an der Mauer und stöhntest, als wenn Du große Qualen empfändest. Bist Du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm V. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich, die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen, V. bemerkte nur, daß er kurz Atem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr V. nach kurzem Schweigen fort, „es ist ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Anderen Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeste.“ — Daniel blieb still. — „Ähnliches,“ sprach V. weiter, „wie gestern mit Dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte, so wie Du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leise in's Ohr zu flüstern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und selbst das, was er im Wachen sorglich verschwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verschwiege ein Mondsüchtiger irgend eine begangene Üntat noch so lange, man könnte sie ihm abfragen in dem seltsamen Zustande. — Wohl dem, der ein reines Gewissen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können schon immer Nachtwandler sein, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willst Du herauf in den astronomischen Turm, wenn Du so abscheulich an der zugemauerten Türe kratzttest? — Du willst gewiß laborieren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich Dir nächstens abfragen!“ —

Der Alte hatte, während V. dieses sprach, immer stärker und stärker gezittert, jetzt flog sein ganzer Körper von heillosem Krampf hin- und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverständiges Geplapper. V. schellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürlos bewegter Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bett. Nachdem beinahe eine Stunde dieser heillose Zustand gedauert, verfiel er in tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm diesen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verschloß sich, wie gewöhnlich, in sein Zimmer. V. hatte wirklich beschloßen, den Versuch anzustellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel sprach, wiewohl er sich selbst gestehen mußte, einmal, daß Daniel vielleicht erst jetzt von seiner Mondsucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geständnisse in diesem Zustande abgelegt eben nicht geeignet sein würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er sich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieser Krankheit geschieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln. Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenster einschlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchschritt, wallte ihm ein stinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Diesen brachte man eben totstarr herausgetragen, um ihn in einem anderen Zimmer ins Bett zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, so erzählten die Diener, durch ein seltsames, dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten sei etwas zugestoßen und schickte sich an aufzustehen, um ihm zu Hilfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennt's lichterloh! — Auf dies Geschrei waren gleich mehrere

Diener bei der Hand, aber alles Mühen, die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umsonst. Nun eilten sie heraus auf den Hof, aber der entschlossene Wächter hatte schon das Fenster des niedrigen, im Erdgeschosse befindlichen Zimmers eingeschlagen und die brennenden Gardinen herabgerissen, worauf ein paar hineingegossene Eimer Wasser den Brand augenblicklich löschten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch fest den Armleuchter in der Hand, dessen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und so das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbrauen und ein gut Teil Kopffaare weggesengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, so hätte der Alte hilflos verbrennen müssen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeschraubte Riegel, die noch den Abend vorher nicht dagewesen, verwahrt war. V. sah ein, daß der Alte sich hatte das Hinausschreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerstehen konnte er dem blinden Triebe nicht.

Der Alte verfiel in eine ernste Krankheit, er sprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu sich und starrte, wie festgeklammert von einem entsetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen sich der Tod malte, vor sich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht er stehen werde. Alles, was sich für seinen Schützling tun ließ, hatte V. getan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreise war für den folgenden Morgen bestimmt. V. packte spät abends seine Skripturen zusammen, da fiel ihm ein kleines Paket in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Aufschrift: Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen, zugestellt und das er unbegreiflicher Weise noch nicht beobachtet hatte. Er war im Begriff dieses Paket zu

entsiegeln, als die Thür aufging und mit leisen, gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtisch, dann mit einem tiefen Todesseufzer auf beide Knie sinkend, V.'s Hände mit den seinen krampfhaft fassend, sprach er hohl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: „Auf dem Schafott stürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet!“ — dann richtete er sich unter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu lesen, was die schwarze Mappe und Huberts Paket enthielt. Beides hing genau zusammen, und bestimmte von selbst die weiteren Maßregeln, die nun zu ergreifen. So wie V. in K. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche mittags anfang und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fort dauerte, war aber, daß der Freiherr anderen Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimierten Majoratserben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, stand sein Wagen mit Postpferden vor der Thür, er reiste schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wiedersehen, hatte er ihnen mit anderen rätselhaften Äußerungen geschrieben. Roderich's Erstaunen über diese Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V., ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnisvolle Macht im Spiele sei. V. vertröstete ihn indessen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Übergabe des Majorats konnte näm-

lich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Huberts, außerdem die vollständige Legitimation Roderichs verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..sitten an, und setzte hinzu: daß Huberts Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den stillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvollen, teuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigstens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmutige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der Tat wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R..sitten so gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das alles zu schnell, da bis jetzt Roderichs Legitimation als Majoratsherr von R..sitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Kurland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich gar nicht auf den Gütern sehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienste getreten, und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nötig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht, die Geliebte zu begleiten, und so wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einsam wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu erstehen glaubte, sein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günstigsten Nachrichten aus der

Schweiz. Der Pfarrer, der Roderichs Trauung vollzogen, war längst gestorben, indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notiert, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R. .sitten, vollständig legitimiert habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls sich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Machtgebers, und nichts stand der Übergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbste erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schicksal seines jüngeren Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; so fielen die Güter in Kurland der Baroness Seraphine von R. zu, und wurden eine schöne Mitgift für den übergelücklichen Roderich. Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit seiner Braut in R. .sitten anlangten. Die Übergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Taumel der Lust, bis endlich die übersättigten Gäste nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V.'s, der von R. .sitten nicht scheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueste einzuweihen in alle Verhältnisse des neuen Besitztums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Überschüsse der Einnahme jenes bare Kapital, das

man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den ersten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in seinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinstrument ausgestellt und es auf den ihm zustehenden Anteil der Güter in Kurland versichern lassen. — V. hatte seit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erschien, das Schlafgemach des alten Roderich zu seinem Wohnzimmer gewählt, um desto sicherer das erlauschen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anstoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geschäft zusammen kam. Da saßen nun beide beim hellodernden Kaminfeuer an dem großen Tische, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notierend und den Reichtum des Majoratsherrn berechnend, dieser mit aufgestemtem Arm hineinblinzeln in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brausen der See, das Angstgeschrei der Möwen, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Tosen das Schloß durchsauste, so daß alle Unkenstimmen in den Kaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander piffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düsteren Feuer des Vollmondes stand, rief V.: „Ein böses Wetter!“ — der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriednem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umschlug: „In der That sehr stürmisch.“ Aber wie fuhr er von der eisigen Faust des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saales aufsprang, und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die den Tod im Antlitz, hereinschritt. Daniel, den V.

so wie jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig da-
liegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war
es, der abermals von der Mondsucht befallen, seine
nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der
Freiherr den Alten an, als dieser nun aber unter angst-
vollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte,
da faßte den Freiherrn tiefes Entsetzen. Bleich im
Gesicht wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar
sprang er auf, schritt in bedrohlicher Stellung auf den
Alten zu und rief mit starker Stimme, daß der Saal
erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machst Du hier
zu dieser Stunde!“ Da stieß der Alte jenes grauenvolle
heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des ge-
troffenen Tieres, wie damals, als ihm Wolfgang Gold
für seine Treue bot, und sank zusammen. V. rief die
Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Ver-
suche ihn zu beleben blieben vergebens. Da schrie der
Freiherr wie außer sich: „Herr Gott! — Herr Gott!
habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der
Stelle des Todes sein können, wenn man sie beim
Namen ruft? — Ich! — Ich Unglücklichster — ich
habe den armen Greis erschlagen! — Zeit meines
Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V.,
als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der
Saal leer geworden, nahm den immerfort sich ankla-
genden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem
Schweigen vor die zugemauerte Tür und sprach: „Der
hier tot zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich,
war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als sah’
er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den V. an.
Dieser fuhr fort: „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen
das gräßliche Geheimnis zu enthüllen, das auf diesem
Unhold lastete, und ihn, den Fluchbeladenen, in den
Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ
den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters —
Die Worte, die Sie dem entsetzlichen Nachtwandler in
die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr un-

glücklicher Vater sprach!“ — Behend, unfähig ein Wort zu sprechen, hatte der Freiherr neben V., der sich vor den Kamin setzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufsatzes an, den Hubert für V. zurückgelassen, und den er erst nach Eröffnung des Testaments entsiegeln sollte. Hubert klagte sich mit Ausdrücken, die von der tiefsten Reue zeigten, des unversöhnlichen Hasses an, der in ihm gegen den älteren Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat gestiftet hatte. Jede Waffe war ihm entrissen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämische Weise den Sohn mit dem Vater zu entzweien, so blieb dies ohne Wirkung, da Roderich selbst nicht ermächtigt war, dem ältesten Sohn die Rechte der Erstgeburt zu entreißen, und es, wandte sich auch sein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach seinen Grundsätzen nimmermehr getan hätte. Erst als Wolfgang in Genf das Liebesverhältnis mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverständnis mit Daniel auf bübische Weise den Alten zu Entschlüssen nötigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der ältesten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte diese Verbindung in den Gestirnen gelesen, und jedes freventliche Zerstören der Konstellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erschien in dieser Art dem Alten ein verbrecherisches Attentat, wider Beschlüsse der Macht gerichtet, die ihm beigestanden im irdischen Beginnen, und jeder Anschlag, Julien, die wie ein dämonisches Prinzip sich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnsinn streifende Liebe zu Julien, ihr Verlust mußte ihn elend machen,

vielleicht töten, und um so lieber wurde er tätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er selbst sträfliche Neigung zu Julien gefaßt und sie für sich zu gewinnen hoffte. Eine besondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigsten Anschläge an Wolfgangs Entschlossenheit scheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuschen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe sowie die Geburt eines Sohnes ein Geheimnis. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheiratet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am bestimmten Tage nach R..sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheiratet habe, er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschrak aber nicht wenig, als Wolfgang in R..sitten selbst mit vieler Freimütigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bestätigte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht seines Standes und seines reichen Besitztums hoch erfreuen werde. Selbst wollte er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich, was ihm von dem Dasein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt, und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß, der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer, dürftiger Schlucker,“ sagte der älteste,

ein zwölfjähriger Knabe zu dem jüngsten, „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R..sitten, und da muß Du demütig sein und mir die Hand küssen, wenn ich Dir Geld geben soll zum neuen Rock“ — Der jüngste, in volle Wut geraten über des Bruders höhrenden Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Offizier unter Suwarow wider die Franzosen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimnis seines unredlichen, betrügerischen Besitzes kundzutun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Besitzer keinen Groschen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, trostlos über das unbegreifliche Verschwinden ihres Mannes, gestorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackeren Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte sich Hubert unter fremdem Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmanns Born und schickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn sorglich und anständig zu erziehen. Wie er die Überschüsse der Einkünfte des Majorats sorgfältig sammelte, wie er dann testamentarisch verfügte, ist bekannt. Über den Tod seines Bruders sprach Hubert in sonderbar rätselhaften Ausdrücken, die so viel erraten ließen, daß es damit eine geheimnisvolle Bewandnis haben mußte, und daß Hubert wenigstens mittelbar teilnahm an einer gräßlichen Tat. Der Inhalt der schwarzen Mappe klärte alles auf. Der verräterischen Korrespondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beschrieben und unterschrieben hatte. V. las ein Geständnis, vor dem sein Innerstes erbebt. Auf Daniels Veranlassung war Hubert nach R..sitten gekommen. Daniel war es, der ihm von den gefundenen einhundertundfünfzigtausend Reichstalern

geschrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuscht in allen seinen Wünschen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerem kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menschen, der ihn ausstoßen wollte, wie einen rädigen Hund. Der schürte und schürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegestöber wurden sie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegschaffen“ — murmelte Hubert, indem er seitwärts wegblickte und die Büchse anlegte. „Ja, wegschaffen,“ grinste Daniel, „aber nicht so, nicht so“ — Nun vermaß er sich hoch und teuer, er werde den Freiherrn ermorden, und kein Hahn solle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, tat der Anschlag leid, er wollte fort, um jeder weiteren Versuchung zu widerstehen. Daniel selbst sattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron sich aufschwingen wollte, sprach Daniel mit schneidender Stimme: „Ich dünkte, Freiherr Hubert, Du bliebst auf dem Majorat, das Dir in diesem Augenblick zugefallen, denn der stolze Majoratsherr liegt zerschmettert in der Gruft des Turms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, von Golddurst geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufstand, vor die Tür trat, die sonst zum Turm führte, und mit sehnsüchtigen Blicken hinabschaute in die Tiefe, die nach Daniels Versicherung noch bedeutende Schätze bergen sollte. Darauf gefaßt stand in jener verhängnisvollen Nacht Daniel vor der Tür des Saales. So wie er den Freiherrn die zum Turm führende Tür öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrund stand. Der Freiherr drehte sich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord schon aus den Augen blitzte, gewahrte, entsetzt: „Daniel, Daniel, was machst Du hier zu dieser Stunde!“ Aber da kreischte Daniel wild auf: „Hinab mit Dir, Du

räudiger Hund,“ und schleuderte mit einem kräftigen Fußstoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Ganz erschüttert von der gräßlichen Untat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schlosse, wo sein Vater ermordet. Er ging auf seine Güter nach Kurland und kam nur jedes Jahr zur Herbstzeit nach R..sitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, dessen Verbrechen er ahnte, noch oft zur Zeit des Vollmonds spuke, und beschrieb den Spuk gerade so, wie ihn V. später erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieser Umstände, welche das Andenken des Vaters schändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt. So hatte der Großonkel alles erzählt, nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Tränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängnis, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse haust, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R..sitten verlassen, veranstaltete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittenfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es talabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich, auf unbegreifliche Weise scheu geworden, aus in vollem wütenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her,“ schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme! In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..sitten, Vetter!“ — Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerrissenem Herzen, und nur die alles beschwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte. Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüstend über ganz Deutsch-

land hinbrauste, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht weit mehr von K., fuhr ich in einer finsternen Sommernacht dem Gestade der Ostsee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen, gewährte ich wohl an der roten flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer sein müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager, was ist das für ein Feuer dort vor uns?“ frug ich den Postillon. „Ei,“ erwiderte dieser, „das ist kein Feuer, das ist der Leuchtturm von R. .sitten!“ sowie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnisvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blankem Milchgesicht, schön frisiert und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied auf seiner Liebsten Braue! — In der tiefen Wehmut, die mich durchbebt, flackerten wie bunte Lichterchen V.'s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R. .sitten aus dem Wagen, der vor der Postexpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Ökonomieinspektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub“, sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „hier ist kein Ökonomieinspektor, es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrat belieben noch zu schlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechzehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat, der Stiftungsurkunde gemäß, dem Staate anheimgefallen sei. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengestürzt. Man hatte einen großen Teil der Steine zum Leuchtturm

benutzt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam, und mit dem ich mich ins Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Gestein hören ließen.

Armer, alter, kurzsichtiger Roderich! Welch böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Vom Unterschiede der Lebensalter

Überaus schön hat VOLTAIRE gesagt:

*Qui n'a pas l'esprit de son âge,
De son âge a tout le malheur.*

Daher wird es angemessen sein, daß wir einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche die Lebensalter an uns hervorbringen.

Unser ganzes Leben hindurch haben wir immer nur die Gegenwart inne und nie mehr. Was dieselbe unterscheidet ist bloß, daß wir am Anfang eine lange Zukunft vor uns, gegen das Ende aber eine lange Vergangenheit hinter uns sehen; sodann, daß unser Temperament, wiewohl nicht unser Charakter, einige bekannte Veränderungen durchgeht, wodurch jedesmal eine andere Färbung der Gegenwart entsteht.

In meinem Hauptwerke habe ich auseinandergesetzt, daß und warum wir in der Kindheit uns viel mehr erkennend, als wollend verhalten. Gerade hierauf beruht jene Glückseligkeit des ersten Viertels unseres Lebens, infolge welcher es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt. Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also wenig Anregung des Willens: der größere Teil unseres Wesens geht demnach im Erkennen auf. — Der Intellekt ist, wie das Gehirn, welches schon im siebenten Jahre seine volle Größe erreicht, früh entwickelt, wenn auch nicht reif, und sucht unaufhörlich Nahrung in einer ganzen Welt des noch neuen Daseins, wo alles, alles mit dem Reize der Neuheit überfirnißt ist. Hieraus entspringt

es, daß unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind. Nämlich das Wesen der Poesie, wie aller Kunst, besteht im Auffassen der platonischen Idee, d. h. des wesentlichen und daher der ganzen Art gemeinsamen, in jedem einzelnen; wodurch jedes Ding als Repräsentant seiner Gattung auftritt, und ein Fall für tausend gilt. Obgleich nun es scheint, daß wir in den Szenen unserer Kinderjahre stets nur mit dem jedesmaligen individuellen Gegenstande oder Vorgange beschäftigt seien, und zwar nur sofern er unser momentanes Wollen interessiert, so ist dem doch im Grunde anders. Nämlich das Leben in seiner ganzen Bedeutsamkeit steht noch so neu, frisch und ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung vor uns, daß wir mitten unter unserem kindischen Treiben stets im stillen und ohne deutliche Absicht beschäftigt sind, an den einzelnen Szenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen aufzufassen. Wir sehen alle Dinge und Personen, wie SPINOZA es ausdrückt, *sub specie aeternitatis*. Je jünger wir sind, desto mehr vertritt jedes Einzelne seine ganze Gattung. Dies nimmt immer mehr ab, von Jahr zu Jahr: und hierauf beruht der so große Unterschied des Eindrucks, den die Dinge in der Jugend und im Alter auf uns machen. Daher werden die Erfahrungen und Bekanntschaften der Kindheit und frühen Jugend nachmals die stehenden Typen und Rubriken aller späteren Erkenntnis und Erfahrung, gleichsam die Kategorien derselben, denen wir alles Spätere subsumieren, wenn auch nicht stets mit deutlichem Bewußtsein. So bildet sich demnach schon in den Kinderjahren die feste Grundlage unserer Weltansicht, mithin auch das Flache oder Tiefe derselben: sie wird später ausgeführt und vollendet, jedoch nicht im wesentlichen verändert. Also infolge dieser rein objektiven und dadurch poetischen Ansicht, die dem Kindesalter wesentlich ist und davon unterstützt wird,

daß der Wille noch lange nicht mit seiner vollen Energie auftritt, verhalten wir uns als Kinder bei weitem mehr rein erkennend als wollend. Daher der ernste schauende Blick mancher Kinder, welchen RAPHAEL zuseinen Engeln, zumal denen der sixtinischenMadonna, so glücklich benutzt hat. Eben dieserhalb sind denn auch die Kinderjahre so selig, daß die Erinnerung an sie stets von Sehnsucht begleitet ist. Während wir nun mit solchem Ernst dem ersten anschaulichen Verständnis der Dinge obliegen, ist andererseits die Erziehung bemüht, uns Begriffe beizubringen. Allein Begriffe liefern nicht das eigentlich wesentliche: vielmehr liegt dieses, also der Fonds und echte Gehalt aller unserer Erkenntnisse, in der anschaulichen Auffassung der Welt. Diese aber kann nur von uns selbst gewonnen, nicht auf irgend eine Weise uns beigebracht werden. Daher kommt, wie unser moralischer, so auch unser intellektueller Wert nicht von außen in uns, sondern geht aus der Tiefe unseres eigenen Wesens hervor und es können keine pestalozzischen Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden Menschen bilden: nie! er ist als Tropf geboren und muß als Tropf sterben. — Aus der beschriebenen, tiefsinnigen Auffassung der ersten anschaulichen Außenwelt erklärt sich denn auch, warum die Umgebungen und Erfahrungen unserer Kindheit sich so fest dem Gedächtnis einprägen. Wir sind nämlich ihnen ungeteilt hingegen gewesen, nichts hat uns dabei zerstreut und wir haben die Dinge, welche vor uns standen, angesehen, als wären sie die einzigen ihrer Art, ja überhaupt allein vorhanden. Später nimmt uns die dann bekannte Menge der Gegenstände Mut und Geduld. — Wenn man nun hier sich zurückrufen will, was ich in meinem Hauptwerke dargetan habe, daß nämlich das objektive Dasein aller Dinge, d. h. ihr Dasein in der bloßen Vorstellung, ein durchweg erfreuliches, hingegen ihr subjektives Dasein, welches im Wollen besteht, mit Schmerz und Trüb-

sal stark versetzt ist; so wird man als kurzen Ausdruck der Sache auch wohl den Satz gelten lassen: alle Dinge sind herrlich zu sehen, aber schrecklich zu sein. Dem obigen nun zufolge sind, in der Kindheit, die Dinge uns viel mehr von der Seite des Sehens, also der Vorstellung, der Objektivität, bekannt, als von der Seite des Seins, welche die des Willens ist. Weil nun jene die erfreuliche Seite der Dinge ist, die subjektive und schreckliche uns aber noch unbekannt bleibt, so hält der junge Intellekt alle jene Gestalten, welche Wirklichkeit und Kunst ihm vorführen, für eben so viele glückselige Wesen: er meint, so schön sie zu sehen sind, und noch viel schöner, wären sie zu sein. Demnach liegt die Welt vor ihm, wie ein Eden: dies ist das Arkadien, in welchem wir alle geboren sind. Daraus entsteht etwas später der Durst nach dem wirklichen Leben, der Drang nach Taten und Leiden, welcher uns ins Weltgetümmel treibt. In diesem lernen wir dann die andere Seite der Dinge kennen, die des Seins, d. i. des Wollens, welches bei jedem Schritte durchkreuzt wird. Dann kommt allmählich die große Enttäuschung heran, nach deren Eintritt es heißt *l'âge des illusions est passé*: und doch geht sie noch immer weiter, wird immer vollständiger. Demzufolge kann man sagen, daß in der Kindheit das Leben sich uns darstellt wie eine Theaterdekoration von weitem gesehen; im Alter, wie dieselbe in der größten Nähe.

Zum Glücke der Kindheit trägt endlich noch folgendes bei. Wie im Anfange des Frühlings alles Laub die gleiche Farbe und fast die gleiche Gestalt hat; so sind auch wir, in früher Kindheit, alle einander ähnlich, harmonieren daher vortrefflich. Aber mit der Pubertät fängt die Divergenz an und wird, wie die der Radien eines Zirkels, immer größer.

Was nun den Rest der ersten Lebenshälfte, die so viele Vorzüge vor der zweiten hat, also das jugendliche Alter, trübt, ja unglücklich macht, ist das Jagen nach

Glück, in der festen Voraussetzung, es müsse im Leben anzutreffen sein. Daraus entspringt die fortwährend getäuschte Hoffnung und aus dieser die Unzufriedenheit. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes schweben unter kapriziös gewählten Gestalten uns vor und wir suchen vergebens ihr Urbild. Daher sind wir in unseren Jünglingsjahren mit unserer Lage und Umgebung, welche sie auch sei, meistens unzufrieden; weil wir ihr zuschreiben, was der Leereheit und Armseligkeit des menschlichen Lebens überall zukommt und mit der wir jetzt die erste Bekanntschaft machen, nachdem wir ganz andere Dinge erwartet hatten. — Man hätte viel gewonnen, wenn man durch zeitige Belehrung den Wahn, daß in der Welt viel zu holen sei, in den Jünglingen ausrotten könnte. Aber das Umgekehrte geschieht dadurch, daß meistens uns das Leben früher durch die Dichtung als durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von jener geschilderten Szenen prangen im Morgenrot unserer eigenen Jugend vor unserem Blick und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen, den Regenbogen zu fassen. Der Jüngling erwartet seinen Lebenslauf in Form eines interessanten Romans. So entsteht die Täuschung, welche ich bereits geschildert habe. Denn was allen jenen Bildern ihren Reiz verleiht, ist gerade dies, daß sie bloße Bilder und nicht wirklich sind, und wir daher, bei ihrem Anschauen, uns in der Ruhe und Allgenügsamkeit des reinen Erkennens befinden. Verwirklicht werden heißt mit dem Wollen ausgefüllt werden, welches Wollen unausweichbare Schmerzen herbeiführt. Ist sonach der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach Glück, so ist der der zweiten Besorgnis vor Unglück. Denn mit ihr ist mehr oder weniger deutlich die Erkenntnis eingetreten, daß alles Glück chimärisch, hingegen das Leiden real sei. Jetzt wird daher wenigstens von den vernünftigeren Charakteren mehr bloße Schmerzlosigkeit und ein unange-

fochtener Zustand als Genuß angestrebt. — Wenn in meinen Jünglingsjahren es an meiner Türe schellte, wurde ich vergnügt: denn ich dachte, nun käme es. Aber in späteren Jahren hatte meine Empfindung bei demselben Anlaß vielmehr etwas dem Schrecken Verwandtes: ich dachte: „da kommt's“. — Hinsichtlich der Menschenwelt gibt es für ausgezeichnete und begabte Individuen, die eben als solche nicht so ganz eigentlich zu ihr gehören und demnach mehr oder weniger je nach dem Grad ihrer Vorzüge allein stehen, ebenfalls zwei entgegengesetzte Empfindungen: in der Jugend hat man häufig die, von ihr verlassen zu sein; in späteren Jahren hingegen die, ihr entronnen zu sein. Die erstere, eine unangenehme, beruht auf Unbekanntschaft, die zweite, eine angenehme, auf Bekanntschaft mit ihr. Infolge davon enthält die zweite Hälfte des Lebens wie die zweite Hälfte einer musikalischen Periode weniger Strebsamkeit aber mehr Beruhigung als die erste, welches überhaupt darauf beruht, daß man in der Jugend denkt, in der Welt sei Wunder was für Glück und Genuß anzutreffen, nur schwer dazu zu gelangen; während man im Alter weiß, daß da nichts zu holen ist, also vollkommen darüber beruhigt eine erträgliche Gegenwart genießt und sogar an Kleinigkeiten Freude hat.

Was der gereifte Mann durch die Erfahrung seines Lebens erlangt hat und wodurch er die Welt anders sieht als der Jüngling und Knabe, ist zunächst Unbefangenheit. Er allererst sieht die Dinge ganz einfach und nimmt sie für das, was sie sind; während dem Knaben und Jüngling ein Trugbild, zusammengesetzt aus selbstgeschaffenen Grillen, überkommenen Vorurteilen und seltsamen Phantasien, die wahre Welt bedeckte oder verzerrte. Denn das erste, was die Erfahrung zu tun vorfindet, ist, uns von den Hirngespinnsten und falschen Begriffen zu befreien, welche sich in der Jugend angesetzt haben. Vor diesen das jugendliche

Alter zu bewahren wäre allerdings die beste Erziehung, wengleich nur eine negative; ist aber sehr schwer. Man müßte zu diesem Zwecke den Gesichtskreis des Kindes anfangs möglichst eng halten, innerhalb desselben jedoch ihm lauter deutliche und richtige Begriffe beibringen und erst nachdem es alles darin Gelegene richtig erkannt hätte, denselben allmählich erweitern, stets dafür sorgend, daß nichts Dunkles, auch nichts halb oder schief Verstandenes zurückbliebe. Infolge hiervon würden seine Begriffe von Dingen und menschlichen Verhältnissen immer noch beschränkt und sehr einfach, dafür aber deutlich und richtig sein, so daß sie stets nur der Erweiterung nicht der Berichtigung bedürften; und so fort bis ins Jünglingsalter hinein. Diese Methode erfordert insbesondere, daß man keine Romane zu lesen erlaube, sondern sie durch angemessene Biographien ersetze, wie z. B. die Franklins, den Anton Reiser und Moritz von dergleichen.

Wenn wir jung sind, vermeinen wir, daß die in unserem Lebenslauf wichtigen und folgenreichen Begebenheiten und Personen mit Pauken und Trompeten auftreten werden: im Alter zeigt jedoch die retrospektive Betrachtung, daß sie alle ganz still durch die Hintertür und fast unbeachtet hereingeschlichen sind.

Man kann ferner in der bis hierher betrachteten Hinsicht das Leben mit einem gestickten Stoffe vergleichen, von welchem jeder in der ersten Hälfte seiner Zeit die rechte, in der zweiten aber die Kehrseite zu sehen bekäme: letztere ist nicht so schön aber lehrreicher, weil sie den Zusammenhang der Fäden erkennen läßt.

Die geistige Überlegenheit, sogar die größte, wird in der Konversation ihr entschiedenes Übergewicht erst nach dem vierzigsten Jahre geltend machen. Denn die Reife der Jahre und die Frucht der Erfahrung kann durch jene wohl vielfach übertroffen jedoch nie ersetzt werden: sie aber gibt auch dem gewöhnlichsten Men-

schen ein gewisses Gegengewicht gegen die Kräfte des größten Geistes, so lange dieser jung ist. Ich meine hier bloß das persönliche, nicht die Werke.

Jeder irgend vorzügliche Mensch, jeder, der nur nicht zu den von der Natur so traurig dotierten fünf Sechstel der Menschheit gehört, wird nach dem vierzigsten Jahre von einem gewissen Anfluge von Misanthropie schwerlich freibleiben. Denn er hatte, wie es natürlich ist, von sich auf andere geschlossen und ist allmählich enttäuscht worden, hat eingesehen, daß sie entweder von der Seite des Kopfes oder des Herzens, meistens sogar beider, ihm in Rückstand bleiben und nicht quitt mit ihm werden; weshalb er sich mit ihnen einzulassen gern vermeidet; wie denn überhaupt jeder nach Maßgabe seines inneren Wertes die Einsamkeit, d. h. seine eigene Gesellschaft lieben oder hassen wird. Von dieser Art der Misanthropie handelt auch KANT, in der Kritik der Urteilskraft, gegen das Ende der allgemeinen Anmerkung zum § 29 des ersten Teils.

An einem jungen Menschen ist es in intellektueller und auch in moralischer Hinsicht ein schlechtes Zeichen, wenn er im Tun und Treiben der Menschen sich recht früh zurecht zu finden weiß, sogleich darin zu Hause ist und wie vorbereitet in dasselbe eintritt: es kündigt Gemeinheit an. Hingegen deutet in solcher Beziehung ein befremdetes, stutziges, ungeschicktes und verkehrtes Benehmen auf eine Natur edlerer Art.

Die Heiterkeit und der Lebensmut unserer Jugend beruht zum Teil darauf, daß wir, bergauf gehend, den Tod nicht sehen, weil er am Fuß der anderen Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur vom Hörensagen kannten, wirklich ansichtig, wodurch, da zu derselben Zeit die Lebenskraft zu ebbem beginnt, auch der Lebensmut sinkt; so daß jetzt ein trüber Ernst den jugendlichen Übermut verdrängt und auch dem Gesichte sich aufdrückt. Solange wir jung sind,

man mag uns sagen was man will, halten wir das Leben für endlos und gehen danach mit der Zeit um. Je älter wir werden, desto mehr ökonomisieren wir unsere Zeit. Denn im späteren Alter erregt jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt ist, die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent hat. Vom Standpunkte der Jugend aus gesehen ist das Leben eine unendlich lange Zukunft, vom Standpunkte des Alters aus eine sehr kurze Vergangenheit, so daß es anfangs sich uns darstellt wie die Dinge, wenn wir das Objektivglas des Opernguckers ans Auge legen, zuletzt aber wie wenn das Okular. Man muß alt geworden sein, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben ist. — Die Zeit selbst hat in unserer Jugend einen viel langsameren Schritt, daher das erste Viertel unseres Lebens nicht nur das glücklichste, sondern auch das längste ist, so daß es viel mehr Erinnerungen zurückläßt und jeder, wenn es darauf ankäme, aus demselben mehr zu erzählen wissen würde als aus zweien der folgenden. Sogar werden wie im Frühling des Jahres, so auch in dem des Lebens, die Tage zuletzt von einer lästigen Länge. Im Herbste beider werden sie kurz, aber heiterer und beständiger.

Wenn das Leben zu Ende geht, weiß man nicht, wo es geblieben ist. Warum nun aber erblickt man im Alter das Leben, welches man hinter sich hat, so kurz? Weil man es für so kurz hält, wie die Erinnerung desselben ist. Aus dieser nämlich ist alles Unbedeutende und viel Unangenehmes herausgefallen, daher wenig übriggeblieben. Denn, wie unser Intellekt überhaupt sehr unvollkommen ist, so auch das Gedächtnis: das Erlernte muß geübt, das Vergangene ruminirt werden, wenn nicht beides allmählich in den Abgrund der Vergessenheit versinken soll. Nun aber pflegen wir nicht das Unbedeutende, auch meistens nicht das Unangenehme zu ruminieren; was doch nötig wäre, um es im Gedächtnis aufzubewahren. Des Unbedeutenden wird

aber immer mehr: denn durch die öftere und endlich zahllose Wiederkehr wird vielerlei, was anfangs uns bedeutend erschien, allmählich unbedeutend; daher wir uns der früheren Jahre besser als der späteren erinnern. Je länger wir nun leben, desto weniger Vorgänge scheinen uns wichtig oder bedeutend genug, um hinterher noch ruminirt zu werden, wodurch allein sie im Gedächtnis sich fixieren könnten: sie werden also vergessen sobald sie vorüber sind. So läuft denn die Zeit immer spurloser ab. — Nun ferner das Unangenehme ruminieren wir nicht gern, am wenigsten aber dann, wenn es unsere Eitelkeit verwundet, welches sogar meistens der Fall ist, weil wenige Leiden uns ganz ohne unsere Schuld getroffen haben. Daher also wird ebenfalls viel Unangenehmes vergessen. Beide Ausfälle nun sind es, die unsere Erinnerung so kurz machen und verhältnismäßig immer kürzer, je länger ihr Stoff wird. Wie die Gegenstände auf dem Ufer, von welchem man zu Schiffe sich entfernt, immer kleiner, unkenntlicher und schwerer zu unterscheiden werden, so unsere vergangenen Jahre mit ihren Erlebnissen und ihrem Tun. Hierzu kommt, daß bisweilen Erinnerung und Phantasie uns eine längst vergangene Szene unseres Lebens so lebhaft vergegenwärtigen wie den gestrigen Tag; wodurch sie dann ganz nahe an uns herantritt: dies entsteht dadurch, daß es unmöglich ist, die lange zwischen jetzt und damals verstrichene Zeit uns ebenso zu vergegenwärtigen; indem sie sich nicht so in einem Bilde überschauen läßt und überdies auch die Vorgänge in derselben größtenteils vergessen sind und bloß eine allgemeine Erkenntnis in abstrakto von ihr übriggeblieben ist, ein bloßer Begriff, keine Anschauung. Daher nun also erscheint das längst Vergangene im einzelnen uns so nahe, als wäre es erst gestern gewesen, die dazwischen liegende Zeit aber verschwindet und das ganze Leben stellt sich als unbegreiflich kurz dar. Sogar kann bisweilen im Alter die

lange Vergangenheit, die wir hinter uns haben, und damit unser eigenes Alter im Augenblick uns beinahe fabelhaft vorkommen; welches hauptsächlich dadurch entsteht, daß wir zunächst noch immer dieselbe stehende Gegenwart vor uns sehen. Dergleichen innere Vorgänge beruhen aber zuletzt darauf, daß nicht unser Wesen an sich selbst, sondern nur die Erscheinung desselben in der Zeit liegt, und daß die Gegenwart der Berührungspunkt zwischen Objekt und Subjekt ist. — Und warum nun wieder erblickt man in der Jugend das Leben, welches man noch vor sich hat, so unabsehbar lang? Weil man Platz haben muß für die grenzenlosen Hoffnungen, mit denen man es bevölkert und zu deren Verwirklichung Methusalem zu jung stürbe; sodann weil man zum Maßstabe desselben die wenigen Jahre nimmt, welche man schon hinter sich hat und deren Erinnerung stets stoffreich, folglich lang ist, indem die Neuheit alles bedeutend erscheinen ließ, weshalb es hinterher noch ruminirt, also oft in der Erinnerung wiederholt und dadurch ihr eingeprägt wurde.

Bisweilen glauben wir, uns nach einem fernen Orte zurückzusehnen, während wir eigentlich uns nur nach der Zeit zurücksehnen, die wir dort verlebt haben, da wir jünger und frischer waren. So täuscht uns alsdann die Zeit unter der Maske des Raumes. Reisen wir hin, so werden wir der Täuschung inne. —

Ein hohes Alter zu erreichen, gibt es bei fehlerfreier Konstitution als *conditio sine qua non* zwei Wege, die man am Brennen zweier Lampen erläutern kann: die eine brennt lange, weil sie bei wenigem Öl einen sehr dünnen Docht hat; die andere, weil sie zu einem starken Docht auch viel Öl hat: das Öl ist die Lebenskraft, der Docht der Verbraucher derselben auf jede Art und Weise.

Hinsichtlich der Lebenskraft sind wir bis zum sechsunddreißigsten Jahre denen zu vergleichen, welche von

ihren Zinsen leben: was heute ausgegeben wird ist morgen wieder da. Aber von jenem Zeitpunkt an ist unser Analogon der Rentier, welcher anfängt sein Kapital anzugreifen. Im Anfang ist die Sache gar nicht merklich: der größte Teil der Ausgabe stellt sich immer noch von selbst wieder her: ein geringes Defizit dabei wird nicht beachtet. Dieses aber wächst allmählich, wird merklich, seine Zunahme selbst nimmt mit jedem Tage zu: sie reißt immer mehr ein, jedes Heute ist ärmer als das Gestern, ohne Hoffnung auf Stillstand. So beschleunigt sich, wie der Fall der Körper, die Abnahme immer mehr, bis zuletzt nichts mehr übrig ist. Ein gar trauriger Fall ist es, wenn beide hier Vergleichene, Lebenskraft und Eigentum wirklich zusammen im Wegschmelzen begriffen sind: daher eben wächst mit dem Alter die Liebe zum Besitze. Hingegen anfangs bis zur Volljährigkeit und noch etwas darüber hinaus gleichen wir hinsichtlich der Lebenskraft denen, welche von den Zinsen noch etwas zum Kapital legen: nicht nur das Ausgegebene stellt sich von selbst wieder ein, sondern das Kapital wächst. Und wieder ist auch dieses bisweilen durch die Fürsorge eines redlichen Vormundes zugleich mit dem Gelde der Fall. O glückliche Jugend! o trauriges Alter! — Nichtsdestoweniger soll man die Jugendkräfte schonen. ARISTOTELES bemerkt (Polit. L. ult. c. 5), daß von den olympischen Siegern nur zwei oder drei einmal als Knaben und dann wieder als Männer gesiegt hätten; weil durch die frühe Anstrengung, welche die Vorübung erfordert, die Kräfte so erschöpft werden, daß sie nachmals im Mannesalter fehlen. Wie dies von der Muskelkraft gilt, so noch mehr von der Nervenkraft, deren Äußerung alle intellektuelle Leistungen sind: daher werden die *ingenia praecocia*, die Wunderkinder, die Früchte der Treibhauserziehung, welche als Knaben Erstaunen erregen, nachmals sehr gewöhnliche Köpfe. Sogar mag die früh erzwungene Anstrengung zur Erlernung der

alten Sprachen schuld haben an der nachmaligen Lahmheit und Urteilslosigkeit so vieler gelehrter Köpfe. —

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Charakter fast jedes Menschen einem Lebensalter vorzugsweise angemessen zu sein scheint, so daß er in diesem sich vorteilhafter ausnimmt. Einige sind liebenswürdige Jünglinge und dann ist's vorbei; andere kräftige tätige Männer, denen das Alter allen Wert raubt; manche stellen sich am vorteilhaftesten im Alter dar, als wo sie milder, weil erfahrener und gelassener sind: dies ist oft bei Franzosen der Fall. Die Sache muß darauf beruhen, daß der Charakter selbst etwas Jugendliches, Männliches oder Ältliches an sich hat, womit das jedesmalige Lebensalter übereinstimmt oder als Korrektiv entgegenwirkt.

Wie man auf einem Schiffe sein Vorwärtskommen nur am Zurückweichen und demnach Kleinerwerden der Gegenstände auf dem Ufer bemerkt, so wird man sein Alt- und Älterwerden daran inne, daß Leute von immer höheren Jahren einem jung vorkommen.

Schon oben ist erörtert worden, wie und warum alles, was man sieht, tut und erlebt, je älter man wird, desto weniger Spuren im Geiste zurückläßt. In diesem Sinne ließe sich behaupten, daß man allein in der Jugend mit vollem Bewußtsein lebt, im Alter nur noch mit halbem. Je älter man wird, mit desto wenigerem Bewußtsein lebt man. Die Dinge eilen vorüber ohne Eindruck zu machen, wie das Kunstwerk, welches man tausendmal gesehen hat, keinen macht: man tut was man zu tun hat und weiß hinterher nicht, ob man es getan. Indem nun also das Leben immer unbewußter wird, je mehr es der gänzlichen Bewußtlosigkeit zueilt, so wird eben dadurch sein Verlauf auch immer schleuniger. In der Kindheit bringt die Neuheit aller Gegenstände und Begebenheit jegliches zum Bewußtsein: daher ist der Tag unabsehbar lang. Dasselbe wider-

fährt uns auf Reisen, wo deshalb ein Monat länger erscheint als vier zu Hause. Diese Neuheit der Dinge verhindert jedoch nicht, daß die in beiden Fällen länger scheinende Zeit uns auch in beiden oft wirklich lang wird, mehr als im Alter oder mehr als zu Hause. Allmählich aber wird durch die lange Gewohnheit derselben Wahrnehmungen der Intellekt so abgeschliffen, daß immer mehr alles wirkungslos darüber hingeleitet, wodurch dann die Tage immer unbedeutender und dadurch kürzer werden: die Stunden des Knaben sind länger als die Tage des Alten. Demnach hat die Zeit unseres Lebens eine beschleunigte Bewegung wie die einer herabrollenden Kugel, und wie auf einer sich drehenden Scheibe jeder Punkt um so schneller läuft, als er weiter vom Zentro abliegt, so verfließt jedem nach Maßgabe seiner Entfernung vom Lebensanfang die Zeit schneller und immer schneller. Man kann demzufolge annehmen, daß in der unmittelbaren Schätzung unseres Gemütes die Länge eines Jahres im umgekehrten Verhältnisse des Quotienten desselben in unser Alter steht: wenn z. B. das Jahr ein Fünftel unseres Alters beträgt, erscheint es uns zehnmal so lang, als wenn es nur ein Fünfzigstel desselben ausmacht. Diese Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Zeit hat auf die ganze Art unseres Daseins in jedem Lebensalter den entschiedensten Einfluß. Zunächst bewirkt sie, daß das Kindesalter, wenn auch nur etwa fünfzehn Jahre umfassend, doch die längste Zeit des Lebens und daher die reichste an Erinnerungen ist; sodann daß wir durchweg der Langeweile im umgekehrten Verhältnis unseres Alters unterworfen sind. Kinder bedürfen beständig des Zeitvertreibs, sei er Spiel oder Arbeit; stockt er, so ergreift sie augenblicklich entsetzliche Langeweile. Auch Jünglinge sind ihr noch sehr unterworfen und sehen mit Besorgnis auf unausgefüllte Stunden. Im männlichen Alter schwindet die Langeweile mehr und mehr: Greisen wird die Zeit stets zu

kurz und die Tage fliegen pfeilschnell vorüber. Versteht sich, daß ich von Menschen, nicht von altgewordenem Vieh rede. Durch diese Beschleunigung des Laufes der Zeit fällt also in späteren Jahren meistens die Langeweile weg und da andererseits auch die Leidenschaften mit ihrer Qual verstummen, so ist, wenn nur die Gesundheit sich erhalten hat, im ganzen genommen die Last des Lebens wirklich geringer als in der Jugend: daher nennt man den Zeitraum, welcher dem Eintritt der Schwäche und der Beschwerden des höheren Alters vorhergeht, „die besten Jahre“. In Hinsicht auf unser Wohlbehagen mögen sie es wirklich sein: hingegen bleibt den Jugendjahren, als wo alles Eindruck macht und jedes lebhaft ins Bewußtsein tritt, der Vorzug, die befruchtende Zeit für den Geist, der blütenansetzende Frühling desselben zu sein. Tiefe Wahrheiten nämlich lassen sich nur erschauen, nicht errechnen, d. h. ihre erste Erkenntnis ist eine unmittelbare und wird durch den momentanen Eindruck hervorgerufen: sie kann folglich nur eintreten, so lange dieser stark, lebhaft und tief ist. Demnach hängt in dieser Hinsicht alles von der Benutzung der Jugendjahre ab. In den späteren können wir mehr auf andere, ja auf die Welt einwirken, weil wir selbst vollendet und abgeschlossen sind und nicht mehr dem Eindruck angehören: aber die Welt wirkt weniger auf uns. Diese Jahre sind daher die Zeit des Thuns und Leistens, jene aber die des ursprünglichen Auffassens und Erkennens. In der Jugend herrscht die Anschauung, im Alter das Denken vor: daher ist jene die Zeit für Poesie, dieses mehr für Philosophie. Auch praktisch läßt man sich in der Jugend durch das Angesehene und dessen Eindruck, im Alter nur durch das Denken bestimmen. Zum Teil beruht dies darauf, daß erst im Alter anschauliche Fälle in hinlänglicher Anzahl dagewesen und den Begriffen subsumiert worden sind, um diesen volle Bedeutung, Gehalt und Kredit zu verschaffen und

zugleich den Eindruck der Anschauung durch die Gewohnheit zu mäßigen. Hingegen ist in der Jugend, besonders auf lebhaftere und phantasiereiche Köpfe der Eindruck des Anschaulichen mithin auch der Außenseite der Dinge so überwiegend, daß sie die Welt ansehen als ein Bild, daher ihnen hauptsächlich angelegen ist, wie sie darauf figurieren und sich ausnehmen, — mehr, als wie ihnen innerlich dabei zumute sei. Dies zeigt sich schon in der persönlichen Eitelkeit und Putzsucht der Jünglinge.

Die größte Energie und höchste Spannung der Geisteskräfte findet ohne Zweifel in der Jugend statt, spätestens bis in das fünfunddreißigste Jahr: von dem an nimmt sie, wiewohl sehr langsam, ab. Jedoch sind die späteren Jahre selbst das Alter, nicht ohne geistige Kompensation dafür. Erfahrung und Gelehrsamkeit sind erst jetzt eigentlich reich geworden: man hat Zeit und Gelegenheit gehabt, die Dinge von allen Seiten zu betrachten und zu bedenken, hat jedes mit jedem zusammengehalten und ihre Berührungspunkte und Verbindungsglieder herausgefunden; wodurch man sie allererst jetzt so recht im Zusammenhange versteht. Alles hat sich abgeklärt. Deshalb weiß man selbst das, was man schon in der Jugend wußte, jetzt viel gründlicher; da man zu jedem Begriffe viel mehr Belege hat. Was man in der Jugend zu wissen glaubte, das weiß man im Alter wirklich, überdies weiß man auch wirklich viel mehr und hat eine nach allen Seiten durchdachte und dadurch ganz eigentlich zusammenhängende Erkenntnis, während in der Jugend unser Wissen stets lückenhaft und fragmentarisch ist. Nur wer alt wird, erhält eine vollständige und angemessene Vorstellung vom Leben, indem er es in seiner Ganzheit und seinem natürlichen Verlauf besonders, aber nicht bloß wie die übrigen von der Eingangs-, sondern auch von der Ausgangsseite übersieht, wodurch er dann besonders die Nichtigkeit desselben vollkommen erkennt, wäh-

rend die übrigen stets noch in dem Wahne befangen sind, das Rechte werde noch erst kommen. Dagegen ist in der Jugend mehr Konzeption, daher man alsdann aus dem wenigen, was man kennt, mehr zu machen imstande ist: aber im Alter ist mehr Urtheil, Penetration und Gründlichkeit. Den Stoff seiner selbsteigenen Erkenntnisse, seiner originalen Grundansichten, also das, was ein bevorzugter Geist der Welt zu schenken bestimmt ist, sammelt er schon in der Jugend ein: aber seines Stoffes Meister wird er erst in späten Jahren. Demgemäß wird man meistens finden, daß die großen Schriftsteller ihre Meisterwerke um das fünfzigste Jahr herum geliefert haben. Dennoch bleibt die Jugend die Wurzel des Baumes der Erkenntnis, wengleich erst die Krone die Früchte trägt. Wie aber jedes Zeitalter, auch das erbärmlichste, sich für viel weiser hält, als das ihm zunächst vorhergegangene, nebst früheren; ebenso jedes Lebensalter des Menschen: doch irren beide sich oft. In den Jahren des leiblichen Wachstums, wo wir auch an Geisteskräften und Erkenntnissen täglich zunehmen, gewöhnt sich das Heute mit Geringschätzung auf das Gestern herabzusehen. Diese Gewohnheit wurzelt ein und bleibt auch dann, wann das Sinken der Geisteskräfte eingetreten ist und das Heute vielmehr mit Verehrung auf das Gestern blicken sollte; daher wir dann sowohl die Leistungen wie die Urtheile unserer jungen Jahre oft zu gering anschlagen.

Überhaupt ist hier zu bemerken, daß, obzwar wie der Charakter, oder das Herz des Menschen, so auch der Intellekt, der Kopf, seinen Grundeigenschaften nach angeboren ist, dennoch dieser keineswegs so unveränderlich bleibt wie jener, sondern gar manchen Umwandlungen unterworfen ist, die sogar im ganzen regelmäßig eintreten, weil sie theils darauf beruhen, daß er eine physische Grundlage, theils darauf, daß er einen empirischen Stoff hat. So hat seine eigene Kraft ihr

allmähliches Wachstum bis zur Akme und dann ihre allmähliche Dekadenz bis zur Imbezillität. Dabei nun aber ist andererseits der Stoff, der alle diese Kräfte beschäftigt und in Tätigkeit erhält, also der Inhalt des Denkens und Wissens, die Erfahrung, die Kenntnisse, die Übung und dadurch die Vollkommenheit der Einsicht, eine stets wachsende Größe, bis etwa zum Eintritt entschiedener Schwäche, die alles fallen läßt. Dies Bestehen des Menschen aus einem schlechthin Unveränderlichen und einem regelmäßig, auf zweifache und entgegengesetzte Weise Veränderlichen, erklärt die Verschiedenheit seiner Erscheinung und Geltung in verschiedenen Lebensaltern.

Im weiteren Sinne kann man auch sagen: die ersten vierzig Jahre unseres Lebens liefern den Text, die folgenden dreißig den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes nebst der Moral und allen Feinheiten desselben erst recht verstehen lehrt.

Gegen das Ende des Lebens nun gar geht es wie gegen das Ende eines Maskenballes, wenn die Larven abgenommen werden. Man sieht jetzt, wer diejenigen, mit denen man während seines Lebenslaufes in Berührung gekommen war, eigentlich gewesen sind. Denn die Charaktere haben sich an den Tag gelegt, die Taten haben ihre Früchte getragen, die Leistungen ihre gerechte Würdigung erhalten und alle Trugbilder sind zerfallen. Zu diesem allen nämlich war Zeit erforderlich. Das Seltsamste aber ist, daß man sogar sich selbst, sein eigenes Ziel und Zweck erst gegen das Ende des Lebens eigentlich erkennt und versteht, zumal in seinem Verhältnis zur Welt, zu den anderen. Zwar oft, aber nicht immer, wird man dabei sich eine niedrigere Stelle anzuweisen haben als man früher vermeint hatte, bisweilen auch eine höhere, welches dann daher kommt, daß man von der Niedrigkeit der Welt keine ausreichende Vorstellung gehabt hatte und demnach sein Ziel höher

steckte als sie. Man erfährt beiläufig was an einem ist. Man pflegt die Jugend die glückliche Zeit des Lebens zu nennen und das Alter die traurige. Das wäre wahr, wenn die Leidenschaften glücklich machten. Von diesen wird die Jugend hin und her gerissen mit wenig Freude und vieler Pein. Dem kühlen Alter lassen sie Ruhe und alsbald erhält es einen kontemplativen Anstrich: denn die Erkenntnis wird frei und erhält die Oberhand. Weil nun diese an sich selbst schmerzlos ist, so wird das Bewußtsein, je mehr sie darin vorherrscht, desto glücklicher. Im Alter versteht man besser die Unglücksfälle zu verhüten, in der Jugend sie zu ertragen. Man braucht nur zu erwägen, daß aller Genuß negativer, der Schmerz positiver Natur ist, um zu begreifen, daß die Leidenschaften nicht beglücken können, und daß das Alter deshalb, daß manche Genüsse ihm versagt sind, nicht zu beklagen ist. Denn jeder Genuß ist immer nur die Stillung eines Bedürfnisses: daß nun mit diesem auch jener wegfällt, ist so wenig beklagenswert, wie daß einer nach Tische nicht mehr essen kann und nach ausgeschlafener Nacht wach bleiben muß. Viel richtiger schätzt PLATO (im Eingang zur Republik) das Greisenalter glücklich, sofern es den bis dahin uns unablässig beunruhigenden Geschlechtstrieb endlich los ist. Sogar ließe sich behaupten, daß die mannigfaltigen und endlosen Grillen, welche der Geschlechtstrieb erzeugt, und die aus ihnen entstehenden Affekte einen beständigen, gelinden Wahnsinn im Menschen unterhalten, so lange er unter dem Einfluß jenes Triebes oder jenes Teufels, von dem er stets besessen ist, steht, so daß er erst nach Erlöschen desselben ganz vernünftig würde. Gewiß aber ist, daß im allgemeinen und abgesehen von allen individuellen Umständen und Zuständen der Jugend eine gewisse Melancholie und Traurigkeit, dem Alter eine gewisse Heiterkeit eigen ist: und der Grund hiervon ist kein anderer, als daß die Jugend noch unter der Herr-

schaft, ja dem Frondienst jenes Dämons steht, der ihr nicht leicht eine freie Stunde gönnt und zugleich der unmittelbare oder mittelbare Urheber fast alles und jedes Unheils ist, das den Menschen trifft oder bedroht: das Alter aber hat die Heiterkeit dessen, der eine lange getragene Fessel los ist und sich nun frei bewegt. — Andererseits jedoch ließe sich sagen, daß nach erloschenem Geschlechtstrieb der eigentliche Kern des Lebens verzehrt und nur noch die Schale desselben vorhanden sei, ja, daß es einer Komödie gliche, die von Menschen angefangen, nachher von Automaten in deren Kleidern zu Ende gespielt werde.

Wie dem auch sei, die Jugend ist die Zeit der Unruhe; das Alter die der Ruhe: schon hieraus ließe sich auf ihr beiderseitiges Wohlbehagen schließen. Das Kind streckt seine Hände begehrlieh aus, ins Weite, nach allem, was es da so bunt und vielgestaltet vor sich sieht: denn es wird dadurch gereizt, weil sein Sensorium noch so frisch und jung ist. Dasselbe tritt mit größerer Energie beim Jüngling ein. Auch er wird gereizt von der bunten Welt und ihren vielfältigen Gestalten: sofort macht seine Phantasie mehr daraus, als die Welt je verleihen kann. Daher ist er voll Begehrlichkeit und Sehnsucht ins Unbestimmte: diese nehmen ihm die Ruhe, ohne welche kein Glück ist. Während demnach der Jüngling meint, daß wunder was in der Welt zu holen sei, wenn er erfahren könnte wo, ist der Alte vom Kohelethischen „es ist alles eitel“ durchdrungen und weiß, daß alle Nüsse hohl sind, wie sehr sie auch vergoldet sein mögen. Denn im Alter hat sich das alles gelegt; teils weil das Blut kühler und die Reizbarkeit des Sensoriums minder geworden ist; teils weil Erfahrung über den Wert der Dinge und den Gehalt der Genüsse aufgeklärt hat, wodurch man die Illusionen, Chimären und Vorurteile, welche früher die freie und reine Ansicht der Dinge verdeckten und entstellten, allmählich losgeworden ist; so daß man jetzt

alles richtiger und klarer erkennt und es nimmt für das, was es ist, auch mehr oder weniger zur Einsicht in die Nichtigkeit aller irdischen Dinge gekommen ist. Dies eben ist es, was fast jedem Alten, selbst dem von sehr gewöhnlichen Fähigkeiten, einen gewissen Anstrich von Weisheit gibt, der ihn vor den Jüngeren auszeichnet. Hauptsächlich aber ist durch dies alles Geistesruhe herbeigeführt worden: diese aber ist ein großer Bestandteil des Glücks, eigentlich sogar die Bedingung und das Wesentliche desselben.

Ferner meint man, das Los des Alters sei Krankheit und Langeweile. Erstere ist dem Alter gar nicht wesentlich, zumal nicht, wenn dasselbe hoch gebracht werden soll: denn *crescente vita, crescit sanitas et morbus*. Und was die Langeweile betrifft, so habe ich oben gezeigt, warum das Alter ihr sogar weniger als die Jugend ausgesetzt ist: auch ist dieselbe durchaus keine notwendige Begleiterin der Einsamkeit, welcher aus leicht abzusehenden Ursachen das Alter uns allerdings entgegenführt; sondern sie ist es nur für diejenigen, welche keine anderen als sinnliche und gesellschaftliche Genüsse gekannt, ihren Geist unbereichert und ihre Kräfte unentwickelt gelassen haben. Zwar nehmen im höheren Alter auch die Geisteskräfte ab: aber wo viel war, wird zur Bekämpfung der Langeweile immer noch genug übrigbleiben. Sodann nimmt, wie oben gezeigt worden, durch Erfahrung, Kenntnis, Übung und Nachdenken die richtige Einsicht immer noch zu, das Urteil schärft sich und der Zusammenhang wird klar; man gewinnt in allen Dingen mehr und mehr eine zusammenfassende Übersicht des Ganzen: so hat dann durch immer neue Kombinationen der aufgehäuften Erkenntnisse und gelegentliche Bereicherung derselben die eigene innerste Selbstbildung in allen Stücken noch immer ihren Fortgang, beschäftigt, befriedigt und belohnt den Geist. Durch dieses alles wird die erwähnte Abnahme in gewissem Grade kompensiert. Zudem

läuft wie gesagt im Alter die Zeit viel schneller, was der Langeweile entgegenwirkt. Die Abnahme der Körperkräfte schadet wenig, wenn man ihrer nicht zum Erwerbe bedarf. Armut im Alter ist ein großes Unglück. Ist diese gebannt und die Gesundheit geblieben, so kann das Alter ein sehr erträglicher Teil des Lebens sein. Bequemlichkeit und Sicherheit sind seine Hauptbedürfnisse: daher liebt man im Alter noch mehr als früher das Geld, weil es den Ersatz für die fehlenden Kräfte gibt. Von der Venus entlassen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bacchus suchen. An die Stelle des Bedürfnisses zu sehen, zu reisen und zu lernen ist das Bedürfnis zu lehren und zu sprechen getreten. Ein Glück aber ist es, wenn dem Greise noch die Liebe zu seinem Studium, auch zur Musik, zum Schauspiele und überhaupt eine gewisse Empfänglichkeit für das Äußere geblieben ist, wie dies allerdings bei einigen bis ins späteste Alter fort dauert.

Erst im späteren Alter erlangt der Mensch ganz eigentlich das HORAZISCHE *nil admirari*, d. h. die unmittelbare, aufrichtige und feste Überzeugung von der Eitelkeit aller Dinge und der Hohlheit aller Herrlichkeiten der Welt: die Chimären sind verschwunden. Er wähnt nicht mehr, daß irgendwo, sei es im Palast oder der Hütte, eine besondere Glückseligkeit wohne, eine größere, als im wesentlichen auch er überall genießt, wenn er von leiblichen oder geistigen Schmerzen eben frei ist. Das Große und das Kleine, das Vornehme und Geringe, nach dem Maßstab der Welt, sind für ihn nicht mehr unterschieden. Dies gibt dem Alten eine besondere Gemütsruhe, in welcher er lächelnd auf die Gaukeleien der Welt herabsieht. Er ist vollkommen enttäuscht und weiß, daß das menschliche Leben, was man auch tun mag es herauszuputzen und zu behängen, doch bald durch allen solchen Jahrmarktsflitter in seiner Dürftigkeit durchscheint und, wie man es auch färbe und schmücke, doch überall im wesent-

lichen dasselbe ist, ein Dasein, dessen wahrer Wert jedesmal nur nach der Abwesenheit der Schmerzen, nicht nach der Anwesenheit der Genüsse noch weniger des Prunkes zu schätzen ist. Der Grundcharakterzug des höheren Alters ist das Enttäuschtsein: die Illusionen sind verschwunden, welche bis dahin dem Leben seinen Reiz und der Tätigkeit ihren Sporn verliehen; man hat das Nichtige und Leere aller Herrlichkeit der Welt, zumal des Prunkes, Glanzes und Hoheitsscheins erkannt; man hat erfahren, daß hinter den meisten gewünschten Dingen und ersehnten Genüssen gar wenig steckt und ist so allmählich zu der Einsicht in die große Armut und Leere unseres ganzen Daseins gelangt. Erst im siebzigsten Jahre versteht man ganz den ersten Vers des KOHELETH. Dies ist es aber auch, was dem Alter einen gewissen grämlichen Anstrich gibt. — Was einer „an sich selbst hat“, kommt ihm nie mehr zugute als im Alter.

Die meisten freilich, welche stets stumpf waren, werden im höheren Alter mehr und mehr zu Automaten: sie denken, sagen und tun immer dasselbe und kein äußerer Eindruck vermag mehr etwas daran zu ändern oder etwas Neues aus ihnen hervorzurufen. Zu solchen Greisen zu reden ist wie in den Sand zu schreiben: der Eindruck verlischt fast unmittelbar darauf. Ein Greisenthum dieser Art ist dann freilich nur das caput mortuum des Lebens. Den Eintritt der zweiten Kindheit im hohen Alter scheint die Natur durch das in seltenen Fällen alsdann sich einstellende dritte Zahnen symbolisieren zu wollen.

Das Schwinden aller Kräfte im zunehmenden Alter und immer mehr und mehr, ist allerdings sehr traurig: doch ist es notwendig, ja wohlthätig; weil sonst der Tod zu schwer werden würde, dem es vorarbeitet. Daher ist der größte Gewinn, den das Erreichen eines sehr hohen Alters bringt, die Euthanasie, das überaus leichte, durch keine Krankheit eingeleitete, von keiner

Zuckung begleitete und gar nicht gefühlte Sterben; von welchem man im zweiten Bande meines Hauptwerkes eine Schilderung findet.

Wenn man auch noch so lange lebt, hat man doch nie mehr inne als die unteilbare Gegenwart: die Erinnerung aber verliert täglich mehr durch die Vergessenheit, als sie durch den Zuwachs gewinnt. Je älter man wird, desto kleiner erscheinen die menschlichen Dinge samt und sonders: das Leben, welches in der Jugend als fest und stabil vor uns stand, zeigt sich uns jetzt als die rasche Flucht ephemerer Erscheinungen: die Nichtigkeit des Ganzen tritt hervor. Der Grundunterschied zwischen Jugend und Alter bleibt immer, daß jene das Leben im Prospekt hat, dieses den Tod; daß also jene eine kurze Vergangenheit und lange Zukunft besitzt, dieses umgekehrt. Das Leben in den Jahren des Alters gleicht dem fünften Akt eines Trauerspiels: man weiß, daß ein tragisches Ende nahe ist; aber man weiß noch nicht, welches es sein wird. Allerdings hat man, wenn man alt ist, nur noch den Tod vor sich; aber wenn man jung ist, hat man das Leben vor sich; und es fragt sich, welches von beiden bedenklicher sei, und ob nicht im ganzen genommen das Leben eine Sache sei, die es besser ist hinter sich als vor sich zu haben: sagt doch schon KOHELETH (7, 2): „*Der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt*“. Ein sehr langes Leben zu begehren, ist jedenfalls ein verwegener Wunsch. Denn: *quien larga vida vive mucho mal vive*, sagt das spanische Sprichwort.

Zwar ist nicht, wie die Astrologie es wollte, der Lebenslauf der einzelnen in den Planeten vorgezeichnet; wohl aber der Lebenslauf des Menschen überhaupt, sofern jedem Alter desselben ein Planet, der Reihenfolge nach, entspricht und sein Leben demnach sukzessive von allen Planeten beherrscht wird. — Im zehnten Lebensjahre regiert Merkur. Wie dieser bewegt der Mensch sich schnell und leicht, im engsten Kreise: er

ist durch Kleinigkeiten umzustimmen; aber er lernt viel und leicht unter der Herrschaft des Gottes der Schlaueit und Beredsamkeit. — Mit dem zwanzigsten Jahre tritt die Herrschaft der Venus ein: Liebe und Weiber haben ihn ganz im Besitze. Im dreißigsten Lebensjahre herrscht Mars: der Mensch ist jetzt heftig, stark, kühn, kriegerisch und trotzig. — Im vierzigsten regieren die vier Planetoiden: sein Leben geht demnach in die Breite: er ist frugi, d. h. fröhnt dem Nützlichen, kraft der Ceres: er hat seinen eigenen Herd, kraft der Vesta: er hat gelernt was er zu wissen braucht, kraft der Pallas: und als Juno regiert die Herrin des Hauses, seine Gattin. —

Im fünfzigsten Jahre aber herrscht Jupiter. Schon hat der Mensch die meisten überlebt und dem jetzigen Geschlechte fühlt er sich überlegen. Noch im vollen Genuß seiner Kraft, ist er reich an Erfahrung und Kenntnis: er hat (nach Maßgabe seiner Individualität und Lage) Autorität über alle, die ihn umgeben. Er will demnach sich nicht mehr befehlen lassen, sondern selbst befehlen. Zum Lenker und Herrscher in seiner Sphäre ist er jetzt am geeignetsten. So kulminiert Jupiter und mit ihm der Fünfzigjährige. Dann aber folgt im sechzigsten Jahre Saturn und mit ihm die Schwere, Langsamkeit und Zähigkeit des Bleies:

*But old folks, many feign as they were dead;
Unwieldy, slow, heavy and pale as lead.*

Zuletzt kommt Uranus: da geht man, wie es heißt, in den Himmel.

Den Neptun (so hat ihn leider die Gedankenlosigkeit getauft) kann ich hier nicht in Rechnung ziehen, weil ich ihn nicht bei seinem wahren Namen nennen darf, der Eros ist. Sonst wollte ich zeigen, wie sich an das Ende der Anfang knüpft, wie nämlich der Eros mit dem Tode in einem geheimen Zusammenhange steht, vermöge dessen der Orkus, oder Amenthes der Ägypter

(nach PLUTARCH de Iside et Os. c. 29), der *λαμβανων και αβους*, also nicht nur der Nehmende, sondern auch der Gebende und der Tod das große Reservoir des Lebens ist. Daher also, daher, aus dem Orkus, kommt alles und dort ist schon jedes gewesen, das jetzt Leben hat: — wären wir nur fähig, den Taschenspielerstreich zu begreifen, vermöge dessen das geschieht, dann wäre alles klar.

Mein Vater
 oder das Konterfei eines Mannes
 von altem Korn und Schrot

*Ach, sie haben einen guten Mann
 begraben, und mir war er mehr!*

CLAUDIUS.

Umrise.

In meinem Erzeuger war Menschentum durch und durch, alles an ihm Herz, Witz und Nachdrücklichkeit, Eifer, Treue und zugfeste Kraft. Wenn's ihm die Leute zu bunt machten, so zackerierte er auch auf die ganze Menschheit, weil er wohl denken mochte, daß nicht viel davon auf den einzelnen käme; aber an seinem Nachbarn und Nebenmenschen hielt er das Heilige heilig.

Das Lieblingswort der deutschen Schulmeister, die Sittlichkeit, hat mein Vater aus Widerwillen, glaub' ich, vor den Heuchlern und Pedanten, die mit jener vertrackten Parole behaftet sind, nie im Munde geführt; aber ihn erbarmte ein Hund und im bestimmten Falle gab er das Hemd vom Leibe. Heute ist umgekehrt die Menschheit und die Sittlichkeit, sind die Ideen, der Fortschritt, das allgemeine, die Vernunft,

die Objektivität, Licht, Freiheit und Recht, und wie die Tugendwohlfeilheiten weiter heißen, in alle Redensarten gefahren; in konkreten Lebensarten aber und auf dem Punkte ist überall Unmacht, Unvernunft und kalte Egoisterei.

Aus einem halbleeren Faß stürzt die Flüssigkeit mit mehr Spektakel als aus dem vollen und wer sich auf Symbolik versteht, wird wissen, wie eben die spektakulöse Vereinshumanität durchaus naturgemäß der werktäglichen Herzlosigkeit, Perfidität, Knauserei und Selbstsucht entspricht.

Mein alter Papa verhandelte wenig von Politik und Perfektibilität, von Menschenrechten, von Liberalismus, Kirche und Staat; aber er liebte seinen König und den gemeinen Mann. Dazu war er leutselig gegen seine Untergebenen und Pflegebefohlenen, den Stiefelputzer und Barbierjungen mit eingeschlossen, deren Fortkommen und Lebensgeschick er gern im Auge behielt und denen er seine herzliche Teilnahme in Späßen und kleinen Geschenken betätigte, ohne deshalb bei solcher Gelegenheit oder bei einer anderen natürlich menschlichen Art und Weise irgendetwas von der Haltung zu verlieren, die seine Stellung und sein Alter erforderten, und doch war er weit mehr aufgelegt, sich etwas von seinen Untergebenen, als von seinen Vorgesetzten bedeuten und gefallen zu lassen, wo ihn mal eine Wunderlichkeit und Menschenschwäche gegen die vorgeschriebene Form verstoßen ließ.

Nie war ein Mensch bedürftiger und bereitwilliger, etwas wieder gutzumachen, wo er es bei Menschen und Dingen versehen hatte. Und ich habe ihn viel jüngere und ihm untergeordnete Leute wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung bitten sehen, indem er sie so herzinnig umarmte, daß die ihm Übelgesinnten sich sehr oft in seine eifrigsten Freunde umwandelten.

Der in seinen Gedankenoperationen wie in all seinem Tun und Lassen einfache, mehr auf Werkthätigkeit

und schon vermöge seines Berufs auf Wirklichkeit hingedrückte Mann, war wohl nicht mit dem modernen Begriff des Absoluten in der Metaphysik und ebenso wenig mit vielen anderen Begriffen der immanent-dialektischen, sich begrifflich selbst überkletternden Neuzeit vertraut; aber in ihm und aus ihm handelte ein Absolutes, eine ungeteilte und unentzweite Kraft, denn er war friedfertig und zorneseifrig, langmütig und kurz angebunden, flüchtig und fest, zart und derb zugleich, voll Liebe und Charakterenergie, voll Saft und Kraft, naturwüchsig und gleichwohl bis zur Pedanterie präzise in allen Formen und Begriffen, die zum Räson des Geschäfts gehörten und zum Verkehr mit der Welt. Er war billig und streng, vernünftig und mutterwitzig in einem, über den Widerspruch der Einzelercheinungen und Partikularitäten hinweggetragen durch die Tiefe seines Gemüts, durch einen herzlichen Glauben an eine ideale Weltordnung. Er war über die Scholle und jede spießbürgerliche Trivialität hinweg, nicht durch eine moderne Weltbürgerlichkeit, wohl aber durch eine religiöse Weltanschauung, die ihn jeden Augenblick auf die Ewigkeit beziehen und alles Irdische im Himmlischen bewegen ließ, und dabei wußte der Mann doch mit praktischem Sinn und Verstand alles aus dem Leben und aus der Mitte zu greifen; war er doch ebenso rasch von der Wirklichkeit zu dem Prinzip seines Glaubens und Wissens orientiert wie von seiner idealen Lebensfühlung und hehren Grundstimmung zu dem jedesmaligen gegebenen Punkt der Wirklichkeit, mochte es im Geschäfts- oder sonst einem anderen Lebensverkehr sein.

Aus solcher absoluten Lebens- und Charakterkraft, aus solcher Unverletztheit, Unmittelbarkeit und Totalität eines Daseins, das alle wesenhaften Gegensätze und Lebensfaktoren in sich begriff und nicht minder polarisierte, als zu höherer Einheit zusammenfaßte, entsprang meines Vaters erbaulicher Humor als ein

Produkt der persönlichen Freiheit und einer natürlichen Notwendigkeit zugleich.

Der Humor dieses originellen Mannes war ebensowenig eine triviale Jovialität oder ordinäre Ressourcengemüthlichkeit mit der obligaten Portion von Grobheit angemengt, als etwa umgekehrterweise ein gewisser ins X sublimierter Literatur- und Novellenhumor, der sich so lange die Sporen gibt, bis ihm der Witz zum Aberwitz und das Göttliche zur Fratze wird, sondern ein von der unzweideutigsten Sentimentalität getragener, in einem natürlichen Wechselprozeß von Verstand und Seele, von Ironie und Liebe, von Idealismus und Realismus gezeugter Gemütswitz, den jedermann sofort als Macht empfand und freiwillig honorierte, da er aus dem Leben hervorgegangen, überall auf das Leben zurückwirkte und mit der Vernunftbewegung um den Himmel auch die Arrotation des Herzens hatte.

Mein Vater war kein Pedant und doch überall ein Mann auf dem Fleck, präzis mit sich und nachsichtig gegen andere, falls sie ihre Unmacht nicht für Witz ausgeben wollten. Ein ängstlich prompter Zahler war er und ein vergeßlicher Gläubiger, der niemand mahnen und keinem Menschen etwas abdingen oder in den eigenen Profit abtaxieren konnte; ein Mensch, der seine Sachen und Verdienste so gering und anderer Leute Ehr' und Eigentum so hoch wie möglich veranschlagte und in Ehren hielt. Einem armen Handwerker oder Tagelöhner was abzuhandeln und abzuzwacken hielt er für eine Todsünde. Vor Witwen und Waisen brach ihm der Angstschweiß aus, wenn er ihnen nicht zu helfen und bevor er ihnen das Verlangte abzuschlagen vermochte. Mit Gesindelöhnungen und Trinkgeldern knauserte er keinen Augenblick; denn es war seinem Herzen alle Arbeit und Dienstleistung zu wohlfeil. Jedem Bettler, auch dem zweideutigsten und schlimmsten, gab er mit gutem Willen und mit verschämter Art, mit einem hastigen Griff in die Tasche, ohne viel

nachzusehen, ohne Redensarten und Kummer um kleines Geld. Heruntergekommene, zerlumppte und hungernde Leute irgendwie zu ermahnen, zu bevorzugen und zu bemäkeln, hatte er nie ein Herz; denn er war seiner Natur nach so demütig und wahrhaft bescheiden, wie ich in solcher Stellung und bei solchem Verdienst in meinem Leben kein Menschenkind gesehen habe. Darum hatte er denn auch kein sonderliches Geschick und Gelüst zum Befehlen, und es fiel ihm so sauer wie das Gehorsamen. Er legte durch nichts an den Tag, daß er sich für was Rechtes oder für besser und bevorrechteter halte, als seine Mitmenschen; in ihm war der biblische Ausspruch lebendig: „Wir sind allzumal arge Sünder und entbehren des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen.“ Er übte nur die Autorität und Überlegenheit, die ganz notwendig und natürlich in seiner amtlichen und hausväterlichen Stellung und Berufspflicht, die unabsichtlich in seiner angeborenen Würde lag. Mein Vater zitierte und liebte die Bibel wie ein altgläubiger Theolog; aber er war kein Frömmler in gottseliger Zerknirschung und Schwächlichkeit. Ein Lieblingspruch von ihm waren Hiobs Worte: „Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber“, und er durfte das sagen, er hatte recht. Der Mann war uneigennützig und gleichgültig gegen Geld und Gut bis zur Naivität. Er forderte für seine Arbeit immer nur die Notdurft und selbst diese mit geniertem Gefühl. Er nahm nur richtige und rechtliche Sache zum Prozeß und ließ sich nur ungern ein bloß freundschaftliches Geschenk aufdingen, das weder durch seinen Belang noch durch die Art, mit der es verehrt ward, den Anschein einer Bestechung und Abfindung haben konnte. Er hatte überhaupt eine förmliche Antipathie gegen Geldgeschäfte und gegen Geld. Er mochte es niemand aus den Händen nehmen, nicht bei sich tragen, nicht abzählen, nicht zuzählen, nicht nachzählen, nicht einstreichen und verwahren, nicht

Buch oder Rechnung darüber führen, sich nicht berechnen, nicht nachfragen, nicht nachrechnen, nicht den Kostenpreis erörtern, nichts in der Welt von all dem; es genierte, es ängstigte, widerte und peinigte ihn, es war ihm in der Seele zuwider. Dies ist so wahr, daß die Mutter mit dem Gelde schalten und walten durfte, wie sie es immer für gut und angemessen fand, und daß sie meinen Vater keinen Augenblick gestimmt fand, ihm das Nähere und Bestimmtere über eine bedeutende Erbschaft auseinanderzusetzen, die ihr von einer Großtante zugefallen war. Alles was er sich bei dieser Gelegenheit als Vorteil dringend auserbat, war dieses, daß die Mutter sich einen anderen Sachwalter zur Regulierung dieser Erbschaft für ihr Geld annahm; denn er wollte keinen Groschen davon sehen, und dabei blieb es bis an sein Ende. O du güldener Mensch, du! wie rein, wie heilig stehst du vor meinem Sinn, wenn dieses dein Tun und Lassen mich gemahnt! Das Geld hat mir's auch nicht angetan; aber lieb hab' ich es doch wie du, und ich darf mich nur einen Nachgeborenen, ein Lump fühlen im Vergleich mit dir. Verzeih' mir's Gott, verzeih' es mir dein gewaltiger Schatten, und Gott sei Dank, daß ich mir's selbst nicht vergeben kann!

Auch darin hatte mein seliger Vater einen heiligen Takt, daß er von sich und seinen Feinden nicht ein Wort sagte und daß er seinen Schmerz tief in der Brust verbarg, wenn er zunächst seine Person anging. Aber als einer seiner Klienten, ein ihm durch vieljährigen Verkehr befreundeter Güterbesitzer, dessen Rechtsangelegenheiten er leitete, dem Bankrott entgegenging, da vergaß er die Sorge um das Geld, das er ihm dargeliehen hatte, und ging nächtelang in seinem Zimmer auf und nieder, weil ihn der Kummer um seinen Tobias, so nannte er seinen Freund, nicht schlafen ließ, und gleichwohl hatte er demselben Manne einmal im Zorn und Eifer zugerufen, als dieser ihm ein neues Projekt zu einem Gutskauf plausibel machen wollte:

„Mache Er, daß Er fortkommt; möchte Er nicht noch im Monde Güter an sich bringen, denn auf Erden hat Er doch schon nicht genug!“

Jeder Zug, auch die unscheinbarste, unwillkürlichste Äußerung in Worten wie in Werken, war natürlich, herzlich und wahrhaftig an dem durchaus unverstellten, unverhaltenen Manne; er selbst aber kannte die sittliche Macht nicht, die aus seiner ganzen Erscheinung jedermann unwillkürlich entgegentrat und zur Rede stellte, der nur irgendwie mit ihm zusammenkam. Er selbst war zu geistig verschämt, seine Tugenden und Verdienste irgendwie zu reflektieren oder das Heiligtum seines inneren Menschen zu analysieren, und welch einen natürlich schönen Takt hatte der Mann, mit jungen Leuten, mit Vorgesetzten und Untergebenen umzugehen, und wie herzlich gescheit waren hinwiederum die jungen Leute, die Auskultatoren, die Referendare und jüngeren Assessoren, daß sie die absonderliche, ungenierte und mitunter derbe, wenn auch immer herzliche und mutterwitzige Art des alten Herrn so aufnahmen und erwiderten, wie es wirklich geschah. Mein Vater redete die jüngeren Leute seiner Bekanntschaft fast ohne Ausnahme mit „Du“ und „mein Jungchen“ an, aber in so herzlich spaßiger, vorsorglich väterlicher, so schön menschlicher Art und Weise, daß diese nie als ein ungewöhnliches *sans façon*, sondern wie die allernatürlichste und ansprechendste Lebensart, ja als eine herzehrende Umgangsweise empfunden und nie ohne die schuldige Rücksicht und Pietät zurückgegeben ward. Man konnte dem Manne nicht böse sein, selbst wenn man sich mitunter von seiner unwillkürlichen Sicherheit und von seiner Originalität pikiert fühlen mußte. Und wo der gutmütige Alte dergleichen augenblickliche Mißstimmung bemerkte, da klopfte er seinem Manne so väterlich auf die Wange und sein: „Jungchen, das hab' ich nicht so gemeint,“ gab sich als eine so ehrliche und ehrenfeste Abbitte, daß man

ihn noch lieber gewann als zuvor. Gewiß des Mannes Gebrechen entsprangen aus ebensoviel Tugenden und darum lösten sich die Dissonanzen seiner Art und Weise zuletzt immer in der absoluten Harmonie und Schönheit seines Charakters. So herzlich und natürlich war die alte Welt, selbst im Geschäft mit Vorgesetzten und Untergebenen. Wie ist das heute geworden? Wie hat die leidige Form und der Hochmut so alle Gemütlichkeit über Seit' gebracht! Ein Herr Rat und Präsident ist gegenüber seinen Unterbeamten im Geschäfte selbst mit seinesgleichen eben nichts, als was seine Charge und das Geschäft eben mit sich bringt. Ob dabei auch nur die Sachen sonderlich besser fortkommen, das werden diejenigen am besten wissen, die ihre Angelegenheiten in solch kühler und kahler Geschäftspedanterie verhandeln gesehen.

Ich muß zuweilen lächeln, wenn ich moderne Größen so selbstgefällig und so weise seh', versteht sich weise in tugendwohlfeilen Manieren und immanent-dialektischen Argumentationen, die airs und das à plomb nicht zu vergessen, falls die Leute Personen von Ex-traktion sind.

Hier laufen ihre Manöver, ihre Männchen und ihre abstrakten Redensarten, dort sacken sich ihre malproper-kompakten Lebensarten, und noch ein Anderes und Apartes ist es wiederum mit ihrer unsterblichen Seele und mit ihrem eigentlichen Ich.

Wenn's nun harmonisch zugeht, so laufen die Redensarten den exekutiven Lebensarten parallel; denn andernfalls durchkreuzen sie sich auch beide und die liebe Seele folgt dann ihrem Manne wie ein Schatten hintennach, bald größer und bald kleiner, wie es eben am Tag oder bei Mondschein ist; und wenn gar kein Licht scheint, so ist auch nicht einmal ein Schattenspiel von einer Seele und Herzlichkeit, und je weniger man's in solcher dunklen Periode inwendig hat, desto besser weiß man es auswendig, und wenn die Leute

selbst ihres Schatten überdrüssig ihn in den Hades verkauft haben, in den sie ja doch zuletzt mit Leib und Seele hinabfahren, so merkt das niemand.

Mein Erzeuger war nicht dies und nicht das und er wußte eben nur, was er zum Leben und Sterben gebrauchte. Er studierte kein philosophisches, kein Staats-, kein Weltverbesserungs- und kein Kindererziehungssystem. Er erräsonierte, erhärtete, hantierte und ventilierte kein Prinzip und keine Parole, kein vorwärts oder rückwärts, kein oben oder unten, keinen Rationalismus oder Supernaturalismus par préférence, weder für den allgemeinen noch zu seinem eigenen Staate; aber ihm war in jeglichem Augenblick Zeit und Ewigkeit, Sein und Nichtsein, Gott und sein Herz zugleich gegenwärtig; sein Gewissen und sein Wissen, sein Können und Erkennen, Seele und Vernunft, Seele und Leib bei ihm aus einem Wuchs und Schoß; alles an ihm aus einem Guß und Stück, die Redensart und die Tat.

Am vollständigsten aber und am nachdrücklichsten konnte man den Mann in seiner immanenten Rechtlichkeit begreifen. Sie war zugleich der Gipfel und die Wurzel, die Blüte und die Frucht seines Wesens, der Herzpunkt und die Peripherie seines Lebens, seiner ganzen Erscheinung; sie war seine Kardinaltugend und Poesie, seine Religion, sein Witz und sein Gewissen. In ihr erweiterte und konzentrierte sich, in ihr kulminierte seine Persönlichkeit; sie war sein absoluter Punkt. In demselben erschloß und beschloß sich sein natürlicher und sein übernatürlicher Mensch für sich selbst gleichwie für andere, mit ihr orientierte er sich zu jeder Erscheinung in jeder Lage und in allem Lassen und Tun; sie war ihm Steuerruder und Magnetnadel und der absolute Begriff. In der Rechtlichkeit ging sein ganzes Wesen auf.

Dies alles ist wahr und wahrhaftig in all' der Nachdrücklichkeit, in jedem Akzente, mit dem es in kind-

lichem Stolze meine Worte gesagt haben; und so mißdeute und mißgönne man mir diesen Stolz nicht; ich habe überdies nicht viel, das ich mein nennen konnte. Ich bin ein vereinsamter, auf mein bißchen natürlichen Witz gestellter Mann und so bemakle man mir nicht meine Pietät und den öffentlichen Ausdruck, den ich ihr gegeben habe; denn das Recht dazu liegt, meine ich, allein in der sich selbst beglaubigenden Wahrhaftigkeit und Originalität der Darstellung, nicht aber in der vorzugsweise distinguierten bürgerlichen Stellung des Menschen, dessen Verdienst man zur Sprache gebracht hat, oder in seiner zeitgemäßen Berühmtheit und in einer welthistorischen Bedeutung allein, die nur zu oft eine sehr geringe und verlorene, vor Gott und vor dem Genius der Menschheit sein kann. Ruhmredig darf auch ein Kind nicht von seinem Erzeuger sprechen; aber die Wahrheit darf es verkünden: und wenn es sich zum Literaten gebildet, mit seines Vaters Konterfei und Grabrede seine schriftstellerische Laufbahn eröffnen, nach einer direkten und ausschließlichen Vorbereitung von einem Vierteljahrhundert. Das ist's nun, was ich getan habe, und die rechten Väter, die guten Söhne werden das nicht für unberechtigt und tadelnswert halten, auch wenn sie Kritiker von Profession sind.

Bei seinem Leben faßte ich den Mann nicht nach seinem ganzen Werte, nach seiner sittlichen Bedeutung, in der Kolossalität seiner Rechtlichkeit; aber die Welt, die seine Wunderlichkeiten kannte, hatte auch das Wunder dieser seiner Rechtschaffenheit erkannt, in der eine Welt von Wahrhaftigkeit und Güte, in der der allerbeste Menschenwitz, eine unvergleichliche Charakterschönheit, eine Poesie und Religion abgefangen war, und in diesem Anerkenntnis der Welt kam unser kindlicher Sinn und Instinkt so weit zu Hilfe, daß sich in meiner und der Geschwister Seele eine Vorstellung, ein Glaube und ein Gewissen von dem

Wert und der Würde unseres Erzeugers bildete und befestigte, wodurch sich mehr Pietät und mittels derselben mehr Erziehung, d. h. mehr herzgeborene, anschauende und gläubige Erkenntnis von einer sittlichen Welt- und Lebensordnung, dazu von der Art und Weise, wie diese Welt in einem Menschencharakter Leib und Seele gewinnt, entwickelte und verwirklichte, als je durch tausend kluge Redensarten und zärtliche Ermahnungen, oder mit zehntausend herausgeklügelten und sublim komponierten Prozeduren einer vergleichenden Experimental-Pädagogik und weltbürgerlichen Erziehungspolitik zum Vorschein gekommen wär'.

Wie wir alltäglich und stündlich gewahrten, welcher Art und Weise unser Vater von den Leuten geehrt und geliebt ward, so blieben wir hierin als sein Fleisch und Blut nicht zurück; und wie wir heranwuchsen, fühlten wir uns in solcher Geltung unseres Erzeugers selb-ander, und unsere Pietät gegen beide Eltern trug uns über das Gemeine und Profane und über so manchen Stein des Anstoßes auf dem Lebenswege hinweg. Das war unsere Erziehung. Solche Erinnerung und An-mahnung ist heute noch unser guter Stern. Das ist der Segen und die Nachwirkung eines Lebens, das werktüchtig und gewissenhaft von Anfang bis zu Ende, das unverletzt und heilig, das jeden Augenblick und überall in Worten wie in Werken, in Tun und Lassen wahrhaftig war!

Charakterzüge und Anekdoten.

Es ist eine falsche, wenigstens eine einseitige Theorie, welche überall nur Harmonie, Versöhnung und Weltklugheit als ein Letztes hinstellen will. Für ein Erstes und Letztes hielt mein Vater dagegen die Wahrhaftig-

keit, nämlich die Wahrheit der Person, des Charakters. Er konnte darum nichts Falsches und Halbes, nichts Überklebtes und Gemachtes ertragen und forderte vor allen Dingen von jedem Ding und Verhältnis nur dasjenige zu scheinen, was es in Wirklichkeit und mit Naturnotwendigkeit sei.

Alles Vertuschte und Maskierte, aller übermalte Quark, alle präventöse Impotenz war ihm so sehr ein Greuel, daß er nichts leiden konnte, was auch nur entfernt ein solches Schein- und Lügenleben vorbildete oder daran erinnerte.

So riß er ein kleines Loch in einer dünn gewordenen Stelle seines Kleidungsstückes auf eine malitiöse Weise recht weit auseinander, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß rundherum alles mürbe und Lumpenzeug sei, und so brach er auch ein eingeplatztes Geschirr bei nächster Gelegenheit vollends entzwei, wie wenn es ihn verschnupfte, daß eine Scherbe als Topf renommieren sollte.

Eine untereiterte Wunde in jeglichem Verhältnis operierte mein Erzeuger unbarmherzig mit dem Kreuzschnitt und jedes Halbwesen machte er, so weit sein Witz und seine Machtvollkommenheit reichte, mit der innersten Genugtuung zuschanden. Das Ärgernis vor Gott und vor der Wahrheit bestimmte ihn dabei unendlich mehr, als das vor der Welt, der er nur soviel Raum gab, als sie Fug und Recht hatte; aber diese neunundneunzigkluge, feine und galante Welt konnte ihn empören, in Ingrim verzeihen und rasend machen, wenn er machtlos zusehen, wenn er selbst sich's gefallen lassen mußte, wie das Wesen durch den Schein übertragen, das Zeichen für die Sache verausgab und honoriert, wie nur die Fassung und die Balance konserviert, wie von der Null geborgt, der Quark parfümiert oder dem Stank aus dem Wege gelaufen ward, nachdem man ihn selbst zum besten gegeben hatte. Seine für Wahrheit glühende Seele ließ ihn

darum alle Konvenienzrücksichten mit Füßen treten, wo man seiner Geradheit und Wahrhaftigkeit zumutete, einen Ekel da mit Worten zu affektieren, wo man ihn nimmer in Werken offenbarte, da eine Säuberlichkeit mit Formen zu verführen, wo die Sache selbst zum Himmel aufstank. Und es war seine stehende Indignation, daß und wie dieselben Leute, deren Gewissen einem Straußenmagen ähnlich alle Steine des sittlichen Anstoßes verdaut, so spröde und geschmackseitel mit den nichts bedeutenden Verstößen gegen die leidige Tageskonvenienz und mit ein paar Sandkörnchen so giftig tun, die ihnen der keckliche Mutterwitz eines guten Gewissens in das falsche Gebiß wirft, mit dem sie ihrer Mitmenschen unbequeme Ehrlichkeit durch die Zähne ziehen.

Bei all solcher geschmacksekelen Affektation und Lügenunmacht mit Worten wie mit Werken sagte mein alter Vater: „Quark soll stinken, man soll ihn nicht schminken.“ Gewiß, wer die schlimme Sache nicht scheut, der hat nimmer das heilige und jungfräuliche Recht, vor ihrer natürlichen Benennung zu erröten. Es ist was köstliches um die Verschämtheit, um eine Delikatesse in Formen und Worten, die der Seele entstammt; aber sie ist eine Grimasse, eine Lüge und Prätension von solchen Leuten, die nimmer in Werken und zur Sache zart und gewissenhaft sind.

Wer mag wohl die wahrhaftige Unschuld und Verschämtheit mit einem unheiligen, unzüchtigen, oder nur mit einem zu derben und natürlichen Ausdruck verletzen und schamrot machen wollen? Eine Ewigkeit fern lag das dem heiligen und verschämten Sinn, dem jungfräulichen Geiste meines ehrenfesten Vaters; aber den geschmacksverbuhlten Ästhetikern, den gestanksparfümierten, distinguierten Schreib- und Lebensarten prätendierenden Leuten mit und ohne Extraktion, fuhr der derbe Alte mit den allernatürlichsten Redensarten durch den Sinn und mit dem pikantesten

Extrakt unter die Nase, der ihm eben in den Griff kam. So war mein Vater. Er brach lieber entzwei, als daß er sich durch eine Verbeugung gerettet hätte, die wider sein Gewissen verstieß, und ich möchte wohl wieder eine Probe von so einem Manne antreffen, die keine Karikatur und kein wohlfeiler Nachdruck ist; denn der Klugheit und affektierten Säuberlichkeit, die alles mit Handschuhen anfaßt, ist bald zu viel in der Welt. Aber mein Vater pflegte auch zu sagen: „die Grobheit muß sich auf ein gutes Recht gründen und nur ein ordinärer Grobian bricht sie vom Zaun.“ Mein Vater war aber kein ordinärer, sondern ein extraordinärer, ein herzlicher, liebenswürdiger Grobian im schönsten Sinne des Wortes; denn er war zu den Leuten nur grob in ihrem eigenen Interesse, und er konnte selbst Anstandsdamen hart anfahren, wenn sie seinen Rechtsbeistand haben und gleichwohl weder Räson annehmen noch Ordre parieren wollten, bloß weil diese Ordre gegen ihren distinguierten Geschmack, gegen ihre Dameneitelkeit, Damenkaprice und Frauenzimmervernunft verstieß, von welcher letzteren ihnen der alte Rechtsmann sagte, daß sie das unvernünftigste und inkonsequenteste Uding unter der Sonne sei. Dafür war der alte Mann aber auch wieder um den Finger zu wickeln, wo er wahrnahm, daß mit seinem allgemeinen Vorurteil gegen Frauenzimmervernunft einer bestimmten Dame in caso concreto Unrecht geschehen sei. So hatte einmal eine Offizierswitwe, die den vielbeschäftigten Mann zur ungelegensten Zeit mit ihren Angelegenheiten überließ und die er darüber sehr unwirsch anließ, den Mut ihm zu sagen, daß sie seiner berühmten Grobheit mehr herzlichen Takt zugetraut habe, als der sei, mit dem er einer verlassenen Witwe undelikat begegne, bloß weil sie weniger Geschäftsverstand beweise, als bei einem Advokaten verfluchte Schuldigkeit sei. Da diese Worte von Tränen der Verzweiflung bewahrheitet wurden, so widerstand ihrem Rechts-

grunde der sonst so heftige Mann keinen Augenblick, küßte der Dame vielmehr für ihre Strafpredigt zur Abbitte die Hand, bat sie höflich und herzlich, einen Augenblick in meiner Mutter Zimmer zu verweilen, machte, was er außer der festgesetzten Stunde nie tat, Hals über Kopf Toilette, lief mit seiner Schutzbefohlenen so aufmerksam und diensteifrig wie ein junger heiratslustiger Vormund mit seinem schönen Mündel überall umher, wo es nottat, und wußte sich so sanft und liebenswürdig zu gebärden, daß die von seiner Art und Weise und von dem so schnellen wie erwünschten Erfolg der Operation entzückte Dame beim Abschiede feierlichst erklärte, meines Vaters gefürchtete Unart habe sie tausendmal förderlicher und artiger gefunden, als die liebenswürdigste Feinheit und Artigkeit, die ihr bis jetzt vorgekommen sei, und sie gedenke von nun an, in allen Verlegenheiten zu den größten Leuten zu gehen.

Von meines Vaters wahrhaft liebenswürdiger Art, einer irgend berechtigten oder auch nur zu entschuldigenden Unart zu begeben, selbst wenn sie gegen seine eigene Person und die Achtung verstieß, die man seinem Charakter und seiner Stellung, gleichwie seinem Alter, schuldig war, will ich noch eine erbauliche Kleinigkeit erzählen, weil ich zufällig ihr Zeuge war. Ich mußte als junger Mensch eine Zeit lang meines Vaters Schreiber abgeben, weil dieser zu seinen Eltern auf Besuch gereist war, was der herzengute Mann seinen Untergebenen von selbst antrug, im Fall er sich zu einem Urlaubsgesuch zu blöde und bescheiden fand. Während wir nun eines Morgens beide mit Eifer unseren Skripturen obliegen, wird mit Hast die Tür aufgetan und ins Zimmer tritt mit unternehmendem Schritt und zornfunkelnder Gebärde ein Schneider, und gleichwohl hieß eben dieser sonst sehr gelassene und gutherzige Mann Leisegang. Mein alter Vater, der ihn schon kannte und das Recht erworben hatte, alle

guten Bekannten und Pflegebefohlenen mit einem herzlich spaßigen „Er“ zu titulieren, sagte in bester Laune und indem er sich einen Augenblick auf seinem Schreibsessel herumwendete: „Für einen Leisegang tritt Er ja viel zu hastig auf, was ist Ihm denn so früh über den Weg gelaufen?“ Der Schneider schien aber viel zu aufgebracht, um sich diesmal auf Scherzreden einzulassen und haranguierte den Alten, der seinerseits wieder ruhig weiterschrieb, nach Art geschäftsunkundiger Leute, gleich aus der Mitte heraus mit dem Lieblingsanfang „Und“ ungefähr folgender Gestalt: „Ja und das sag' ich Ihnen, Herr Justizdirektor, die Vormundschaft übernehme ich nicht! Nein, das tu ich nicht! Ja, da müßt' mich ja der Teufel holen, wie soll dabei meine Profession bestehen, und das sag' ich Ihnen auch, Herr Direktor, wenn das einmal sein soll, so jag' ich mir die Kugel durch den Kopf, ja, das sag' ich Ihnen bloß, tun Sie jetzt, was Sie wollen; denn mir ist mein Leben nicht mehr lieb, wenn ich's mit der Vormundschaft haben soll.“

Bei dem angemeldeten Schluß war mein Vater ganz ruhig aufgestanden, jetzt maß er sich den Sprechenden ganz gemächlich vom Kopf bis zu Fuß, wie man sich eine kuriose Erscheinung so recht mit Zeit und Weile zu Gemüte führt, und als der erbitterte Mann noch mit stummen und zugleich sprechenden Gebärden seinen eben geäußerten Worten das letzte Geleit gab, da klopfte ihm der Papa so unerwartet derb auf die Achsel, daß der Selbstmörder in perspektive zusammenfuhr, wie wenn's losgegangen wär', indem er treuherzig lachend zu ihm sagte: „Na, Leisegang, ich hätt' doch nimmermehr geglaubt, daß ein Schneider so viel Kurage hat.“

Die Wirkung war der herzlichen Ursache entsprechend. Der ehrliche Humor und die gute Art meines Vaters hatten die Unart und die Ungebärdigkeit des verzweifelten Schneidermeisters rasch umgestimmt, durch das

Austoben war sein Trotz und seine Lebensverachtung sowieso gebrochen. Mit den Worten: „Das weiß der liebe Gott, Herr Direktor, Ihnen kann man schon nichts abschlagen, Sie machen mit 'nem Menschen schon immer, was Sie wollen,“ nahm der Mann die verschworene Vormundschaft meinem Vater zuliebe ohne Weitläufigkeit und ohne Widerwillen an und wurde hinterdrein ein sehr diensteifriger und mit seiner erlangten Wichtigkeit vollkommen zufriedener Vormund, statt dessen alles verkehrt, verdrießlich und weitläufig gegangen sein würde, wenn mein Vater der zu entschuldigenden Ungebärdigkeit des Mannes eben nur den in seinem Hausrecht und in seiner Amtsgravität tuschierten Herrn Justizdirektor und nicht den spaßig-treuherzigen Nächsten zu kosten gegeben hätte. So war mein herrlicher Alter überall und immer, im kleinen wie im großen, nicht bloß ein Justizbeamter, sondern zugleich ein natürlicher Mensch, so schlecht und recht, wie er die Herzen anzieht, wie er dem Geschäftspedantismus und dem Hochmutsteufel den Hals bricht, der sich heute überall in der Welt, besonders aber im Geschäfts- und Offiziantenleben, so patent und unausstehlich machen darf.

Infolge seiner herzlichen Lebensart und seines natürlichen Menschentums haßte mein Vater, ein so pünktlicher, rigoroser und gewissenhafter Geschäftsmann er auch im großen und kleinen war, gleichwohl alle überflüssige Förmlichkeit und wichtigtueriesche Pedanterie so sehr, daß die Anekdoten von seiner kurzangebundenen, den Nagel auf den Kopf treffenden, überall im kürzesten Prozeß verfahrenen Geschäftsmanier und prägnanten Lebensart nie ausgingen und daß heute noch des Mannes Arbeiten und Randglossen in Aktenstücken jedem gesunden und guten Menschensinn eine erbauliche Lektüre sind.

Jede Zutätigkeit von Menschen oder von Dingen, daher selbst ein unerwartetes Glück, konnte den selbständigen Mann verstimmen, war ihm unleidlich, erschien ihm aufdringlich, naseweis und unbequem, weil seine Freiheit beeinträchtigend.

Seine unverkümmert ausgebildete Persönlichkeit und sein entschieden ausgesprochener Charakter litten kein anderes Leben und Geschick, keine andere Objektwelt und Umgebung, als die von seinem Witz und seiner Kraft ins Dasein gerufen und beherrscht ward. Kleines Unglück machte ihn verdutzt und so betroffen, daß der alte Mann mitunter wie ein Kind dastand; ein großes Unheil und Mißgeschick fand ihn aber gefaßt und hartnäckiger auf seinem Sinn und Willen bestehend, als je.

Kleine Gunst des Zufalls wies er barsch zurück, wie ein alter brummender Ehemann die kleinen zärtlichen Liebkosungen der Eheliebsten, oder er nahm sie halbverschämt, schmäland, blöde und verlegen an, wie etwa die Zärtlichkeit eines jungen, hübschen Weibes. Sentimental von Natur, zerstörte er eben drum jede Rührung, die ihn selbst und die Seinigen überraschen wollte, oder vollends seine Umgebung in aller Unschuld mit ihm förmlich beabsichtigte.

Menschen, Dinge, Verhältnisse und das Geschick selbst mußten sich durchaus passiv gegen ihn verhalten, wollten sie wohlgelitten sein und ein Geschäft mit ihm machen. Die Charakteristik HERMANN's, des Freundes JEAN PAUL's (siehe das Werk von SPAZIER), paßt durchaus auf meinen Papa. So widerhaarig, so spröde und ungalant, so halsstarrig und barsch gegen die größeren und kleineren Liebkosungen des Glückes hab' ich nie einen Menschen gesehen. Kaum zeigte sich eine günstige und leichte Gelegenheit, eben das zu erlangen und zu verwirklichen, um dessentwillen der unausgesetzt tätige Mann eigentlich arbeitete, seufzte und alles um sich her ins Zeug setzte, so trat auch schon

der entschiedenste Widerwille gegen die sichtbarste Gunst des Zufalls ein und er erwehrte sich ihrer mit beiden Händen, wie einer Hure oder Kupplerin, wo möglich schreiend, fluchend, tobend und erbost. Das zeigte sich bei den geringsten Dingen auf eine tragikomische Art. Kaum stand ein Lieblingsessen auf dem Tisch oder es hatte ein Freund vom Lande bei dem schönsten Wetter einen Wagen für ihn zur Stadt geschickt, so daß eben nur losgegessen und resp. losgefahren werden durfte, so sah man dem wunderlichen Manne die Seelenangst an, daß alles so ohne Anstoß und wie von selbst vor sich gehen solle. In solcher Verlegenheit um einen ordentlichen Anlaß zu Spektakel und Fatalität war's denn kein Wunder, daß sich der gesuchte Artikel alsbald vorfinden oder vom Zaune brechen ließ; und wenn nun solchergestalt erst ein kleines Elend und Donnerwetter voraufgegangen war, dann ward auch der Sonnenschein gut getan, früher aber nicht. Hatte dem schroffen Manne aber das Glück wiederum den Rücken zugekehrt, so schien er ganz verduzt und beklagte sich sehr leidend und naiv, fast mit der Art eines Kindes, das bedauert sein will, aber doch nicht recht sicher vor Schelten ist über sein Malheur oder auch über seine Ungebärdigkeit und dann war auch der Zeitpunkt gekommen, wo man ihm unverblümt die Wahrheit sagen konnte. Genug, der Mann konnte keine Gegenwärtigkeit und keine Verwirklichung seiner Poesie und Wünsche, keine schöne Fassung finden und keinen Himmel auf Erden sehen. War das langersehnte Glück einer Stunde und eines Augenblicks wirklich da, trat es dicht vor ihn hin und sollte er es in seine Arme fassen, so stieß er es von sich, wie wenn er in der schönen Erscheinung eine Trug- und Lügengestalt erblickte und einem Laster verfallen sollte.

Er konnte und mochte sich einmal in nichts finden, was plötzlich, unmittelbar und fertig vor ihm stand,

so daß es seinerseits nur eines Zugreifens bedurfte. Selbst was er von Speisen genießen sollte, mußte still vor ihn hingesezt und er dabei von niemandem mit den Augen fixiert oder irgendwie in Aufmerksamkeit genommen sein. Ganz entschlossen verschnupften ihn aber vollends Dinge, Menschen und Verhältnisse, die ihn sans façon und schlechtweg zu irgendeiner Art von Tätigkeit, Replik und Wechselwirkung herausnötigten oder auch nur ins Gewehr zu rufen schienen. In solchem Falle konnten die Leute und die Verhältnisse sicherlich nicht so lange auf ihn passen und warten, als der Herausgeforderte obstinat an sich hielt. Jede Art und Weise, die nur im entferntesten und augenblicklich die Freiheit und Willkür dahin beschränkt, daß sie uns zu einer kleinen Entschließung zu einem bestimmten Tun und Lassen nötigt, war meinem Vater schon so sehr eine Widerwärtigkeit, daß er z. B. selbst von Personen, die er sonst leiden mochte, keine förmlichen Bedienungen annahm, daß er ungeduldig wurde, wenn man ihn zum Essen und Trinken nötigte, sich angelegentlich und wiederholentlich nach seinem Befinden, nach seiner Familie erkundigte oder ihm irgend einen Gegenstand darreichend und nahebringend, von ihm erwartete, daß er ihn aus der Hand und mit Dank an- oder abnehmen werde. So einer konnte lange stehen oder er ward mit ironischer Höflichkeit sofort ersucht, ihm schönstens drei Schritte vom Leibe zu bleiben.

Wer ihn nur ein wenig kannte, der präsentierte ihm sicherlich keine Tasse Tee oder Kaffee, sei's mit oder ohne Affektation; denn wenn er nicht bei Laune und schlecht gesattelt war, schlug er der aufdringlichen, in ihre unnützliche Courtoisie verliebten Dame, wenn er sich ihrer nicht anders erwehren konnte, die dargebotene Labung womöglich aus der Hand. Denn der alte Herr hatte einen unvergleichlichen Takt und Scharfblick, überall sogleich herauszufühlen, ob die

Leute eigentlich mehr mit sich selbst schön tun wollten oder mit seiner Person, und wo er nur eine mit sich selbst kokettierende Konvenienz zu blamieren vermochte, da ließ er nicht lange auf sich warten. Mit wohlfeiler Lockspeise trieb ihn keiner ins Garn; wo er sich aber mal überlistet sah, da riß er ähnlich einem Walfisch jedes Netzwerk entzwei und teilte ringsum Schläge aus, daß die Leute, die ihn zu fangen und zu harpunieren gedachten, mitsamt ihrem Schiffelein um und um kegelten.

Am schlimmsten fuhren aber sicherlich diejenigen mit ihm, die bei einer solchen Affäre dem derben Mann mit ihrer Delikatesse und überlegenen Bildung zu imponieren versuchten. Dieser Sorte wußte der im Gewissen sichere Mann mit einer Charakterüberlegenheit und einem Mutterwitz durch den Sinn und durch den feinen Haarpuder zu fahren, daß sie, Perücke und Toilette im Stiche lassend, das Weite suchten und nicht so leicht wieder Delikatessen affektierten.

Was aber vollends mit seinem unbändigen Wesen und seiner rauhen Außenseite versöhnen mußte, das war die Konsequenz, mit welcher er sich selbst zum mindesten ebenso quälte und mit Ironie traktierte, wie dies seine Umgebung von ihm erfuhr.

Er ertappte sich kaum auf einer sentimentaln Glückseligkeit, als er auch schon mit einem erfinderischen und malitiösen Witz das eigene Herz verwundete und quetschte bis es blutete, und dann setzte er seine Angriffe als echter Fakir eben an der Stelle fort, welche die verwundbarste und schmerzhafteste war. Er konnte die Personen am meisten kränken, die er am innigsten liebte, und mit dem Unrecht und den Schmerzen, die er jemand zufügte, wuchs nicht selten eine Unbarmherzigkeit, von der er selbst am meisten erlitt, bis endlich, wenn alles menschliche Maß überschritten war, die Reaktion eintrat und all' die Scheinhärten sich in Reue und Schmerz auflösten und zum

weichsten Gemüthe bildeten. Allen Bäumen kann nicht dieselbe Rinde wachsen und mein Vater hatte nun einmal eine rauhe und harte Rinde, gewiß aus dem richtigen Instinkt, daß er ein nur zu weiches Herz behüten mußte.

Alle Situationen, und mochten sie durch die vornehmste Konvenienz geboten sein, in denen man irgend etwas mit sich vornehmen, geschehen und machen lassen muß, ohne sich dabei seinerseits aktiv und rückwirkend zu verhalten, also: Feierlichkeiten, Anreden, Komplimente, lange Relationen, Eröffnungen, Lobhudeleien, Schöntuereien, Zeitungsfirmelungen und Nachweihen, Publikationen und alle Ostentationen waren ihm aufs äußerste verhaßt, und es dünkte ihm nicht minder unanstehlich, der Gegenstand einer besonderen Verehrung und Feierlichkeit oder auch nur einer auszeichnenden Aufmerksamkeit, als der einer Lächerlichkeit, eines Tadels oder irgend einer zweideutigen Beobachtung zu sein.

Ein richtiger männlicher Takt und Stolz ließ ihn bei aller Gelegenheit alles vermeiden und bekämpfen, wodurch seine eigene Freiheit oder die seines geringsten Nebenmenschen, ja selbst eines Untergebenen im mindesten beeinträchtigt ward. Der Mann mochte sich ebensowenig irgendwie imponieren und genieren lassen, als er dies von anderen für seine eigene Person prätendierte oder nur irgendwie litt.

Was im mindesten nach Schaustellung, Effektmacherei, nach leerer Illusion und Komödie, nach Lüge und Prahlerci, kurz, nach eitlen Schein schmeckte, wo sich irgend eine Art von pretiöser Unmacht und Unverschämtheit auf fremde Kosten, auf Unkosten des bescheidenen, werktätigen Verdienstes der niederen Klassen geltend machen wollte, da war mein alter Papa, wie schon gesagt, der erste, der das aufgeblasene Monstrum demaskierte, indem er ihm Wind oder Wasser abzapfte. Bei ihm galt kein Maulspitzen; es mußte

gepiffen werden. Falschen und wohlfeilen Ruhm honorierte er nicht.

Solchen Grundsätzen blieb mein Vater getreu, auch wo ihm die geringfügigste Abweichung und Nachgiebigkeit einen entschiedenen bürgerlichen und weltlichen Vorteil gewährt hätte. Als ihn daher, da er noch Justizdirektor in Warschau war, bei einer schicklichen Gelegenheit ein sehr hochgestellter Mann nicht ohne Mäzenaten-Air merken ließ, er wolle ihm zu dem Prädikate eines Geheimrats behilflich sein, so replizierte ihm der würdige Mann, der sofort das Unschickliche und Unwürdige der ihm zugemuteten Schützlingsrolle, gleichwie des hohlen und sublimen Titels für sein grades, festgepacktes und offenes Wesen begriff, mit dem ihm ganz eigentümlichen freisinnigen Humor:

„Wie Ew. Exzellenz ersehen, so habe ich nichts Geheimes an mir und will also auch nichts Geheimes werden!“ Und dabei verblieb es denn auch bis an sein End’.

Die herzbrechenden Feierlichkeiten, welche die Jubilargreise aller Grade und Sphären in allen Takt- und Tonarten zumal jüngst mit sich vornehmen und hinterdrein stillschweigend in allen Zeitungen ausposaunen und in allen Konversationen nachweihen, nachschwächen und widerkäuen lassen, erschienen meinem Papa immer als ein so ärgerlicher Verstoß gegen die persönliche Würde, als eine solche tragikomische Profanation¹ des Heiligtums, der Verschämtheit und der Selbstgenugtuung eines echten Verdienstes, als eine solche Beleidigung des erlaubten Charakterstolzes, der keinem Fürsten und keinem Publiko eine Gnade oder Zensur und Belobigung zugesteht, als ein so abgedroschenes Dutzendzeremoniell, als eine so prätentöse, eitel ostensible und verletzende Aufdringlichkeit von Seiten der Gratulierenden gegen den par ordre de mufti kreierten Jubilar, daß er seinerseits sich zu dem leidenden Gegenstand einer solchen affektiert forcier-

ten, selbstgefälligen und sich selbst traktierenden Begeisterung nicht hergegeben haben würde, und wenn es eine hundertfünfzigjährige Dienstfeier gegolten hätte und Serenissimus ihn in allerhöchsteigener Person zur Prozession abzuholen gekommen wär', oder es müßte denn gerade ein „Friedrich Wilhelm“ gewesen sein.

Es verlohnt sich auch in der Tat, einen dergleichen Jubel mit seiner Wandelleiche vornehmen, sich vom jubellustigen Bataillon herausvexieren, angratulieren, ansingen, andeklamieren, antrinken, mit Champagner anknallen und totschießen zu lassen, um hinterdrein, wenn man das dumme Vehikel für anderer Leute halberzwungene Extase und Jubellust abgegeben hat, sich mit den ausgetrunkenen Champagnerbouteillen und den verbrauchten Transparenten in die Rumpelkammer geworfen zu sehen! Mir steht der alte Herr heute noch vor dem Sinn, wie er bei dergleichen Jubiläums- und Zeitungsspektakel, wenn derselbe eben seine Freunde anging, mit kuriosem Ingrimme und nimmer zu kopierendem Gebärdenspiel folgendes, bei Gelegenheit der Vermählungsfeier einer braunschweigischen Prinzessin, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gereimtes Hochzeitskarmen und im Rezitativ zum besten gab:

„Eitler Wahn, Dummerjahn!
Siehst du denn die Königskronen
Nur für leere Vizebohnen
Und für Puppenkränze an?
Horch, die schmetternden Kanonen
Brummen freudig ihr Bumm, Bumm!
Und die Infant'rie von hinten
Löset die geladnen Flinten
Um das Schloß herum, Bumm, Bumm!“

Solchergestalt akkompagnierte mein alter Papa — Gott hab' ihn selig — die Jubiläumseitelkeit seiner Zeit und er konnte es mit gutem Gewissen tun, denn

er ist, wiewohl in königlichen Diensten und Privatinteressen und in noch viel wichtigeren vieler seiner Nebenmenschen, viele Jahre hindurch gebraucht und verbraucht, gleichwohl ohne Dekoration und ohne andere Betitelung oder Gratifikation zur Grube gefahren, als welche die dankbaren Herzen seiner Freunde und Klienten ihm stillschweigend gezollt haben und die ihm von Amts- und Rechtswegen zugesprochen worden sind.

Des Vaters Art mit den Leuten und mit uns.

Die Leute, die Honoratioren insbesondere, sind dermalen so neunundneunzigmal klug, sie haben den Takt und den Geschmack und alle sublimste Lebensart mit Löffeln mediziniert und hinterdrein noch im Magen rektifiziert; wenn aber die Sachen zum Klappen kommen, so wissen diese superklugen und geschmackvollen Sackermenter gleichwohl nicht ex tempore und auf dem Fleck, was schicklich ist, was sich in casu concreto und eben für ihre Personage und Visage, für ihre Uniform und Kleidage, für ihre Hantierung und Apanage, für ihre Feigheit und Kurage, für ihre Ökonomie und Menage recht schicken will. Diese Allerweltsleute setzen ihr Tun und Lassen auf mathematisch berechnete Walzenstifte, um es sodann im höheren Leierkastenrhythmus herunterzudrehen. Sie verschneiden ihr bißchen Witz und Instinkt nach Schablonen, sie schlagen ihre unsterbliche Seele über den Leisten einer künstlerischen, einer wissenschaftlichen, einer sozialen, und politischen Konvenienz, sie piepen ihre Piepspoesie und Prosa nach Noten, und resp. nach stereotypierten Redensarten, nach einer längst abgeschwächten Gemeinplätzigkeit, sie stecken ihr Krümelchen Genie in die gelehrte Rocktasche zu dem übrigen Welt-

absoluten, das darin weilen mag. Also ad vocem Schicklichkeit und Geschmack, so wissen diese Leute aus der Ästhetik, wie das zu dispensieren. „Recipe“: zum Abführen, nämlich des wilden Genies und einer unbändigen Natur, so stellt sich das Schickliche als der Rückstand von selbst wieder heraus.

Das Genie ist nämlich originell, erfinderisch und überbrausend; die Schicklichkeit aber und der beste Geschmack bequemt sich der Schule und Konvenienz, dem Modell und dem Trommelfell, auf welchem aller Welt Feinheiten gleichsam in einem Wirbeltanze versammelt werden. Es ist rührend und heroisch zugleich.

Die Leute von altem Schlage hatten von dergleichen aber ein anderes Glaubensbekenntnis. Zu ihnen gehörte auch mein Vater. Er war in praxi sein eigener Geschmacksrichter, insbesondere bei herzhaften Gelegenheiten. Gefühlvoll und delikate in seinem Innersten, ließ er sich auswendig nichts davon merken, erschien er vielmehr kurz angebunden, körnig und ein bißchen grob, am liebsten jedes Ding beim natürlichen Namen benennend, und so nannte er mich denn auch für ordinär und in guten Humoren: „Er Schlingel“; „Herr Sohn“ aber nur, im Fall ich für Maulschellen reif war. Im Komplimentierbuch, im Katechismus der Pädagogik, in der Kathedermoral sind solche Titulaturen und Lebensarten freilich nicht als schicklich und normal rezipiert; wer aber ihren Autor nur einen Augenblick gesehen und gesprochen hatte, der mußte überzeugt sein, daß zu des alten Herrn derber Person, zu seinen mittelalterlich modellierten Gesichtszügen, zu seiner gesamten Art und Weise aus antidiluvianischem Schrot und Korn ein: „Lieber Sohn“ nimmermehr so gut passen wollte, als ein bloßer Schlingel, und daß nichtsdestoweniger beide Prädikate in des rauhen Mannes weichem Herzen zugleich ihren Anklang hatten, wenn sie auch nicht eben mitsammen über die

Zunge gingen. Diese biographische Reminiszenz will aber für andere Leute so viel bedeuten: Ein Mensch von richtigem Takt, und das war mein Vater, muß nicht nur wissen und fühlen, welche Redens- und Lebensarten, welche Manieren und Coiffüren der obengangbaren Konvenienz konvenabel, sondern welche zu seinem Geschlecht und Lebensalter erklärend, bedeutungsvoll, passend und notwendig sind und welche nicht. Die schicklichen muß er dann rezipieren, ob es nun die Konvenienz, die Politik, die Ethik und Ästhetik erlauben wollen oder nicht. Das ist der rechte Takt und Geschmack.

Mein Vater hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Gegen seinen Präsidenten verstand er, wenn's eben nottat, grobkörnig zu sein; aber seinen Barbierjungen traktierte er dafür mit Langmut und herzlichem Spaß. Moderne Herren hören die Klatschgeschichten aus und dann schneiden sie dem armen Subalternen ein desavouierendes Gesicht. Ist das wohl ein Dank für rasierende Rhapsoden? Mein Vater war ein guter Christ, aber er nahm die Leute in der Vorstellung nie viel gescheiter und besser, als sie in Wirklichkeit waren, und das brachte ihm Respekt und Praxis zuwege. Mein Vater war ein gemütlicher Mann, aber er stand nichtsdestoweniger mit Bewußtsein und Kritik über dem Augenblick und seiner Person und war eben nur gemütlich wie ein alter Advokat, der er war, nicht aber wie ein deutscher Dorfpastor von August LAFONTAINE, Der Alte schmauchte seine Pfeife, aber nicht ganz mit dem Komfort, wie wenn er mit der ganzen Welt die Friedenspfeife rauchte. Er hatte sein apartes Gesicht und Mienenspiel, seine Persönlichkeit umschrieb sich nur mit ihrer eigenen Existenz. In Worten war sie nimmer abzufangen, auch wenn man ihn selbst als illustrierende Zugabe zu dem Text hatte.

Er war sein eigener Musterheiliger und wenn man ihn an einer Stelle wegzuhaben glaubte, so war er an einer

ganz anderen von neuem da und malitiöser als je, wo er irgendwie annahm, daß man ihn zu studieren, zu behandeln, oder bloß zu fixieren gedachte. Herz und Witz, Idealismus und Realismus, Liebe, Charakter, Energie und Sentimentalität waren in dem alten Manne zu einem unergründlichen Humor gemischt. Er war ein alter origineller, deutscher Ehrenmann, aber ohne von seiner Originalität Späne zu drechseln und irgendwie über seine eigene Tugend gerührt zu sein.

Zu den Eigentümlichkeiten meines Erzeugers, die heute von vielen, selbst gebildeten Leuten gar nicht mehr verstanden werden dürften, gehörten auch die, daß der äußerlich streng und herb scheinende Mann nie zugehen mochte, daß und wie ihm eben etwas an die Seele rührte und das Herz zerschmolz. Sei es nun, daß er wohl fühlte, wie ihm der entsprechende schöne Ausdruck für schöne und weiche Empfindungen versagt, oder wie es dem Manne und dem Hausvater vor den Respektsbefohlenen überhaupt nicht ganz zuständig sei; genug, wir Kinder wenigstens bekamen das nie zu sehen und durften es günstigstenfalls eben nur erraten, wenn nur unserem Papa irgend etwas mal eine Illumination und eine Herzenssatisfaktion zuwege brachte, aber auch wenn er in Person irgend wem imponierte und genugtat, so war es ihm peinlich und widerwärtig, sich das irgendwie zu reflektieren und auf diese Weise gleichsam mit seinem inneren Menschen auf die Ausstellung zu ziehen. Dem Manne wohnte ein Prinzip inne, das heute kaum dem Namen, geschweige denn der Sache nach bekannt ist: geistige Jungfräulichkeit, Verschämtheit im Bekenntnis und Interesse eines Weltheiligtums. Wie jeder keusche und unverdorbene Mensch die körperliche Entblößung in tiefster Seele als eine Profanation der leiblichen Schöne empfindet, die ein Heiligtum und ein geweihter Tempel der Gottheit und Natur sein und bleiben soll; so zeigte mein Vater überall eine Scham, das innerste Heiligtum

seiner Gefühle und Empfindungen und seiner zartesten Gesinnungen ohne dringende Not und so für gewöhnlich aller Welt Augen bloß zu legen. Und diese verschämte Natur, dieser heilige Geist einer hehren Sittlichkeit in ihm war auch wohl der tiefere Grund jener verschlossenen Liebe und Zärtlichkeit, die auf den flüchtigen Anschein als bloße Wunderlichkeit und Härte erschien.

Wie in allen Dingen, so war der Vater auch in dem Umgange mit uns Kindern ein absonderlicher Mann. Sein Grundzug war Liebe und Zärtlichkeit, die er in dem unablässigen Eifer, uns zu tüchtigen Menschen zu bilden, betätigte; aber weil er sich eben einer so zärtlichen Empfindung für uns bewußt war, mochte und konnte er sie sich nicht gut gegen uns merken lassen, da unsere natürliche Lebhaftigkeit und die damit in der Regel verknüpfte Unbändigkeit und Hartnäckigkeit einen Rigorismus erforderten, hinter dem die Zärtlichkeit nur ausnahmsweise und gelegentlich ihre Gestus machen durfte. In diesem System unterstützte den alten Herrn zum Glück für uns auch noch sein jach beschworener und ebenso verfliegender Zorn. Außerdem hätten wir seiner natürlichen Weichheit zu viele Vorteile, aber nicht zu unserem wahren Heil abdividiert.

Wenn wir den Alten erst so weit gebracht hatten, daß er uns beim Kopfe nahm und es zum Handgemenge kam, so ward groß und klein abgetan und wer ihm unter die Fuchtel kam. Wenn er dann solchergestalt Feind und Freund hatte über die Klinge springen lassen, so tat ihm die Massaker leid und es kamen hinterdrein die Schmerzgelde und Heilpflaster in allerlei Geniebegünstigungen, Extrafreiheiten und Patenten auf dumme Streiche für die nächste Zeit, eine gewisse Zärtlichkeit selbst nicht zu vergessen, die aber so sonderbarer Natur war, daß sie mehr einer kleinen Abstrafung als einer Liebkosung ähnlich sah. Nach sol-

chen Haupt- und Staatsaktionen, nach solcher Generalexecution in Bausch und Bogen galt eine Art leicht an der Backe oder gegen das Ohr ausgeführter Schlag immer noch derb genug, daß man im Zweifel blieb, ob Ernst oder Spaß gemeint sei, und ziemlich bittersüß drein sehen mußte für das Versöhnungszeichen und ein: „Er Rekel, er Galgenstrick, geh er“ war der stehende Begleitschein und der Schluß der Pazifikation.

Der alte Papa schimpfte uns, wenn er gereizt worden war, auch vor Fremden als die allergottloseste Brut unter der Sonne; aber er würde jeden häßlich angesehen haben, der solche väterliche Herzensergießungen für eine Aufforderung hätte nehmen wollen, die eigenen Kinder herauszustreichen oder auch nur beifällig in den Tadel einzugehen.

Die Nachbarn und Bekannten verstanden sich in dieser Beziehung mit dem alten Herrn gar zu wohl, um nicht stumm oder entschuldigend zuzuhören. Aber auch mit allen zutätigen und verbindlichen Exküsen blieb es bei solchen Affären ein mißlich Ding, denn der alte Herr nahm es dann wieder für Dummheit und für einen Tusch, wenn man im Ernste dasjenige widerlegen und vertuschen zu wollen schien, was gescheiter und höflicher Weise gar nicht für bare Münze genommen werden sollte. Aber auch so war's nicht recht, wenn man sich etwa lächelnd merken ließ, der Herr Justizdirektor meine es ja doch nicht so schlimm.

Der Herr Direktor nahm solche Weise dann wieder so, als halte man ihn für einen Renommisten oder ergötzlichen Komödieonkel. Kurz, es blieb ein schweres und höchst verfängliches Stück, bis man das rechte Manöver und alle Nuancen bei leidenschaftlichen Expektorationen über seine Familie eben traf.

Im Beginn des tobenden Ausbruchs war es allein geraten, ziemlich eingeschüchtert und ganz passiv still, wiewohl nicht unaufmerksam oder vollends apathisch

dazusitzen, — allmählich konnte man hier und da ein begütigendes, sänftigendes Wort versuchen; aber das durfte nicht den Gegenstand des Ärgers, sondern nur den Herrn Direktor und dessen Verdruß betreffen. Im dritten Stadio konnte man schon, aber immer nur im vollen Gefühl und Ausdruck des Wagnisses, etwas zur Entschuldigung der Inkulpaten einfließen lassen, wenngleich nur mit Beziehung auf den vorliegenden Fall und nicht überhaupt; denn im allgemeinen blieb jeder ein Schlingel, wenn er auch zufällig in casu unschuldig erfunden war. Zuletzt aber ließ sich der Alte sofort auf eine Umstimmung und Versöhnung ein, wenn der Zuhörer und Besänftiger gleichsam wie aufs äußerste gebracht, durch allzu ungerechte Urteilsfassungen die Angeschuldigten mit dem Affekt der Gerechtigkeitsliebe und Billigkeit nachdrücklich und auf Unkosten fremder Rangen verteidigte und dabei die größere Solidität der letzteren auf ihre größere Dummheit schob, unsere in Rede stehende Dummheiten aber als eine Art von Geniestreichen und als Früchte zu bezeichnen wußte, die nicht allzuweit vom Stamme gefallen seien.

Die so bei ihrer schwächsten Seite angegriffene väterliche Eitelkeit konnte sich dann nicht länger verstellen und es gab ein ganz unbeschreiblich wunderliches Gebärdenspiel, wenn so in den stark markierten Gesichtszügen des erhitzten Alten der Groll, obschon vorläufig ab officio suspendiert, doch noch gleichsam das Allerheiligste der vollen Versöhnung und inwendigen Vaterliebe maskieren und so ungebührliche Schwachheiten nicht dem profanen Völkchen der im Hintergrunde zusammengekauert auf besser Wetter lauernden Verdammten verkünden sollte.

Kurios war es auch, welcher Gestalt die neue Versöhnung seiner Umgebung signalisiert ward. Man bekam gelegentlich einen Wink in einer kaum zu entziffernden Pantomime, gewöhnlich aber in irgend einem Puff und

Knuff, oder einem Ruck am Ohrläppchen, dem ein freundlicher Handkuß folgen mußte, zum Zeichen, daß man in dem neuen Witterungswechsel orientiert sei. Wehe aber dem Taktlosen, der auf solche Gunst und Signale alsogleich hätte Freiheiten wagen, oder sich auch nur so ungeniert benehmen wollen, wie wenn er die neue Lebensordnung für die alte nehmen dürfe. Er ward dann zum Erschrecken eines anderen belehrt, und das war uns ersprießlicher, als wenn uns der Lebenstakt und die Menschenkenntnis in fremden Häusern mit noch größerer Beschämung und bei reiferem Alter hätte beigebracht werden müssen. Wir mußten auf das gute und böse Wetter im Hause Sinn und Verstand richten. Heute ignoriert dies die Jugend und damit zugleich die Autorität und die pflichtschuldige Pietät.

O du seelenguter, du kreuzbraver und grundehrlicher Mann! Du warst ein Geschäftsmann, ein Justizmensch, wie du zu sagen pflegtest! Das warst du freilich in deinem Kopfe; aber in deinem Herzen warst du ein Kind. Ein vollwichtiger, ein unverletzter und heiliger Mensch warst du in deiner Seele, deinem Charakter, deinem ganzen Gemüt, und die Art und Weise, wie dieser kernige Justizverstand, der alles heil und praktisch aus der Mitte griff, mit diesem Herzen in eins gebildet und doch wieder über den Bogen gespannt und polarisiert war, so daß der Mensch überall hinter dem Juristen seine Gestus zum besten geben durfte; das machte deinen absonderlichen Humor aus, einen Witz des Herzens, der in REMBRANDT'schen Lichtern und Effekten auf deinem echt deutschen Antlitz spielte, daß die Menschen, die dich einmal gesehen hatten, dich nie wieder aus dem Sinn ließen, noch bevor sie deine fabelhafte, deine am Ort zum Sprichwort gewordene Rechtschaffenheit im Geschäfte erprobt und für ihre leibliche Wohlfahrt in Profit genommen hatten!

Wie oft hat dich dein rücksichtsloses Zutrauen betrogen, wovon haben alle deine Manualakten zur guten Hälfte Zeugnis abgelegt, wenn nicht von dem Wortbruch, der Lüge und dem unehrlichen Sinn der Welt? Du legtest aber immer deine eigene vollwichtige Ehrlichkeit in die aufschnellende Wagschale der Nächstenschwäche, so daß dir in deinem Herzen ausgeglichen blieb, was bei den weltklugen Leuten immer ein Bruch bleibt, weil ihnen der Generalnenner im eigenen Genius fehlt, der all die Brüche schwacher Mitmenschen und ihrer Lebensgeschichte hebt.

Deine Juristerei schwamm wie Eisen und Blei auf dem flüssigen Golde deines echt menschlichen Charakters. Dein Welt- und Geschäftsverstand hatte nirgend deine kindliche Seele und das Heiligtum deines sittlichen Charakters angerührt. So lebstest und so endetest du! So hast du deinen Kindern, deinen Freunden, so hast du deinem Lieblinge vertraut; von allen das beste entnommen und geliebt. Lebe wohl, habe Dank! „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Als er noch lebte, da erkannte ich des Mannes Herz und seinen Wert nicht von ganzem Herzen, nicht so wie heute, nachdem er länger denn zwanzig Jahre in der Erde ruht. O könnt' ich ihn von den Toten aufwecken, wie lustig und guter Dinge wollt' ich noch einmal und bis zu meinem Ende sein „dummer Junge“ sein. Mit meinen Nägeln wollt' ich den teuren Erzeuger aus der Erde graben, aber sie hält ihre Toten fest bis zum jüngsten Gericht!

O höret mal auf eine altmodische Mahnung, ihr Jünglinge vom neuen Glauben: Liebet eure Erzeuger, liebet Vater und Mutter mit der vollen letzten Kraft eures Herzens denn es kommt eine Zeit noch vor den grauen Haaren wo das Gemüt wieder stärker spricht als aller Verstand der Welt und der Politik und wehe dann dem Herzen, dem Gewissen, das nicht vor der wieder erwachten alten Liebe besteht.

Die Kunst und das Leben

Ob die Kunst ein Zufälliges oder Notwendiges, ob sie etwas Ewiges oder Vergängliches sei, das ist eine Frage, deren Beantwortung wir nicht von der Mehrzahl der heutigen Gesellschaft verlangen wollen. Denn wo schon Künstler im Unmute über die Nüchternheit heutiger Lebenszustände, deren vom Dampfe der Industrie geschwärtzter Gott Mammon die Welt beherrscht, sich und ihren heiligen Beruf verlästern, als sei die Kunst nunmehr eine Chimäre, ein Luxusartikel und höchstens nur dann ersprießlich, wenn sie, wie das Handwerk, einen goldenen Boden habe, d. h. sich bezahlt mache, was soll da von dem Laien erwartet werden?

Die Gründe für die Mißlichkeit und die unleugbare Gefahr, in der sich heutzutage die Kunst befindet, liegen in der Stellung, welche sie dem Leben gegenüber und in ihm einnimmt. Und dies zu entwickeln, ist die Aufgabe dieser kurzen Betrachtung.

Natur und Geist sind die beiden Formen alles Daseins. Die Natur ist die immer gleiche, mütterliche Macht, die aus der „Flucht der Erscheinungen“ beständig in ihren Kreis zurückkehrt. Ihre Systeme ändern sich nicht, wie sich die Mittelpunkte, die Sonnen ihrer Systeme, nicht ändern. Die Rose von Schiras, welche der göttliche HAFIS besang, duftet noch so prächtig und glüht noch so purpurn, wie ehemals; und das blaue Meer von Hellas, das den größten aller Dichter zur Begeisterung entzückte, schlägt noch heute seinen glänzenden Bogen um die Gestade Attikas und Joniens. Es reihen sich die einzelnen Gebilde der Natur in ewig

gleichen Harmonien um die höchste Form ihrer Gattungen, je nach den Arten und den Gliederungen. Und alle geordneten Systeme des organischen und unorganischen Lebens liegen wieder in dem prächtigsten Kranze um den Menschen herum, nach dessen geist-erfüllter Gestalt sie konzentrisch hinstreben und in welchem die formbildende Natur ihre eigene Apotheose feiert.

Die Natur entläßt den Geist aus sich als den Freien, dem sie sich unterwirft und von dem sie gleichsam neue Belebung empfängt. Der Mensch tyrannisiert die Natur. Er bannt ihre elementarischen Dämonen mit den Fesseln seines Willens und seiner Gedanken, die wirksamer sind als die eisernen Ketten des Xerxes. Aus den eigenen wilden Gewalten der Natur, aus Dampf und Feuer macht er sich Flügel, mit denen er des Raumes und der Zeit spottet, und die unterworfenen Natur wird dem Herkules des 19. Jahrhunderts nicht wehren, wenn er die Weltteile voneinander reißt, Asien und Afrika abtrennt, Amerika mitten durchbricht, seinen Schiffen kürzere Bahnen zu geben.

Der Geist findet keine andere Grenze als am Geiste selbst. Und dies ist seine ewige Tragödie, daß er nur frei sein kann, indem er sich beständig frei macht. Denn von der Natur entlassen, tritt er nun in das schrankenlose Reich seiner Freiheit ein, wo er sich selber abhandeln kommen müßte, wenn er sich nicht Maß und Begrenzung suchte. Dies geschieht dadurch, daß er sich begreift. Die Naturmacht ist jene tiefsinnige Sphinx der Griechen, welche dem Menschen das Rätsel aufgibt, dessen Auflösung der Mensch selber ist. Sobald der Geist sich begriffen hat, ist er von den elementarischen Banden befreit; die Sphinx stürzt sich herab.

Erkenne dich selbst! das ist der tiefste Spruch des Lebens und mit dieser Erkenntnis beginnt das Schaffen des Geistes, Tat, Gestaltung, Ideal, Kunst. Denn wie

die Natur eine feste Ordnung von Systemen ist, so bestrebt sich der Geist gleichfalls in Systemen sich zu ordnen, und was dort die Zentralsonnen oder die vollendetsten Formen einer Gattung waren, um welche sich die Arten reihten, werden hier die Ideale.

Unter Idealen aber denken wir uns nicht jene rosigen Träume von Glück und Vollendung, nicht jene süßen Trauben, nach welchen das verschmutzte Tier der Fabel springt und die es um ihrer Unerreichbarkeit willen sauer sein läßt. Das wahre Ideal ist immer das erreichbare, weil es der in angemessenster Form verwirklichte Geist der Menschheit selber ist, wie er sich zu einem klaren Bilde und vollendeten Ganzen zusammenfaßt, das uns entweder aus der Form des Staates oder der Religion oder der Kunst im allgemeinen, endlich gar in der Erscheinung von großen Individuen, welche ihre Zeit beherrschen und deren Inhalt in sich vereinigen, sichtbar entgegentritt.

Das Ideal ist der Geist Gottes, welcher mit dem des Menschen eins ist, und wie zu jeder Zeit der Mensch beschaffen und entwickelt war, so war auch der Gott beschaffen und entwickelt.

Die Idee Gottes nun in der ganzen Größe des Sinns ist zu allen Zeiten die Sonne gewesen, um welche sich der menschliche Geist geschwungen und von der die bildenden Prometheus das Feuer entnahmen, womit sie alle Gestalten der Kultur belebten. Aber jene Idee hat sich innerhalb der Geschichte in die mannigfachsten Formen und Bildungen auseinander gelegt und also jede Stufe der Menschheit ihr besonderes Ideal aufgestellt.

Das Ideal der Natur ist ewig dasselbe, sich gleiche, wandellose, denn sie schafft nach den ein für allemal gegebenen Mustern und Urbildern. Anders der Geist, der ewig rastlose, ewig suchende, bildende und reformierende. In immer neuer Erscheinung erschließt sich ihm das Wesen, und seine Perspektive ist unendlich;

was er aber ergründet und gefunden hat, muß er jedesmal als eine Schöpfung für sich anschaulich darstellen. Die Kunst oder die Poesie, im weitesten Sinne des Platon, welche alle schöpferische Darstellung begreift, ist die Schöpfung nach der Schöpfung. Sie ist ewig wie der Menscheng Geist selber und niemals untätig, mag sie auch in gewissen Zeitaltern zu ruhen scheinen. Denn sie ist mit dem Menschen selbst gegeben und schon die Sprache allein muß hierfür ein genügender Beweis sein. Der Menscheng Geist, in freier Tätigkeit in die Welt gesetzt, als deren Mittelpunkt wir ihn betrachten müssen, spiegelt in sich eben dieselben harmonischen Verhältnisse ab, die wir im Leben als gegeben und bestehend vorfinden. Aber wenn die Welt, als das vollendete Ganze, als das befriedigte volle Leben in sich selbst schön und glücklich sein darf, ist es die Tat des Geistes, sich erst zu dieser Harmonie des Schönen zu machen.

Dies Bedürfnis eines vollendeten Daseins läßt ihn nicht ruhen, es treibt den einzelnen wie die Nationen; und so arbeiten sie unaufhörlich an dem Bau ihrer Vollendung, welche die Freiheit ist; und weil der Lohn der Arbeit Genuß ist, kann der Geist diesen, den höchsten, nur darin finden, daß er sich selbst und was er geworden für die ruhige Betrachtung versinnlicht und veranschaulicht. Die Kunst, diese Tat der Harmonie, bemächtigt sich daher, sobald sie eine selbständige und sittliche Macht geworden, des lebendigen Inhalts der Welt und gestaltet ihn zum wirklichen Ideal, worin der feiernde Mensch seiner ganzen Göttlichkeit bewußt werden soll.

Jede Epoche menschlicher Entwicklung faßt sich gleichsam wie eine im Schönen körperlich gewordene Philosophie der Geschichte in eins zusammen und stellt ihr Werk als Denkmal der Zeit hin. Von den indischen Pagoden also bis zur Peterskirche, von den Pyramiden Ägyptens bis zu den Palästen von Paris, von den ho-

merischen Gesängen bis zum Faust GOETHES führt eine unendliche Reihe solcher Denkmäler hin, die, von der Kunst geschaffen, jedes zu seiner Zeit das Ideal seiner Welt und den Geist der Menschheit verwirklicht haben.

Die Geschichte des Schönen bei jedem Volke ist daher auch ein sicherer Beweis dessen, was es gewesen sei. Je vollendeter und sittlich entwickelter eine Nation lebte, desto herrlicher blühte in ihr das Schöne; denn wo sich der Mensch an seiner Würde begeistert, da immer schafft er sich Schönes. Und so gibt es keine Periode in der Weltgeschichte, die nicht bestätigte, daß die Kunst mit dem Zustande der Völker gleichen Schritt gehalten.

Aber welche unendliche Reihe, welche Wanderungen von Ideal zu Ideale, um das ganze System zu überschauen und eine große Galerie des Schönen zu errichten! Doch treten uns wenigstens drei große Gruppen der Kultur entgegen, die orientalische, die antike und die christlich-romantische Welt mit ihren Idealen.

Man erinnere sich hierbei, daß wir von der Natur ausgingen. Ihr Verhältnis nun zum Geiste ist es zunächst, welches für die Gestalt jener drei Geistes- und Kunstformen maßgebend sein muß.

Der Orient ist das weite Reich des anfänglichen Geistes, wo die Natur die purpurne Fahne des Morgens siegreich entfaltet. Das später entwickelte Abendland sehnte sich zu seinen Wundern hin von ACHILL bis auf COLUMBUS und VASKO DE GAMA. Aber die Menschheit wird dort im ersten Aufblühen mit magischen Banden gleichsam traumwachend gehalten und mit dem poetischen Grauen einer Märchenempfindung blicken wir in jene uralten, fabelhaften, erstarrten und verzauberten Reiche, um welche die Natur die ewigen Zyklopenmauern himmelhoher Gebirge zog und ihre Riesenströme und Meeresarme geschlungen hält.

Die Natur malt im Orient im großen mit allen ihren Elementen, selbst mit dem Wüstensande, die ungeheueren Landschaftsgemälde und Phantasiestücke und verstrickt den Menscheng Geist in ein wunderliches Arabeskenwesen von Tiergebilden und Vegetationsformen. Nirgend drängt sie sich dem Menschen so ursprünglich mächtig auf, wie dort. Sie reißt ihn zur Ekstase und zum Unmaße hin mit ihrer funkelnden Tropenschönheit und leidenschaftlichen Glut, verwirrt seine Sinne durch unzählige Blendwerke, wie sie ihm als herrschende Macht auch durch ihre Zudringlichkeit im Schwarme der Moskiten und giftiger Insekten unabwehrlich bleibt. Der orientalische Geist muß sich daher der Natur gefangen geben und mit ihr selbst zu einer wunderlichen Arabeske sich verschlingen. Aufstrebend und seine Freiheit suchend, halten ihn ihre Mächte wie Lianen den Baum nieder und so sinkt er ewig in die Tierwelt und das Pflanzenleben zurück.

Aus dieser natürlichen Bestimmtheit des Geistes ergab sich denn die eigentümliche Gestalt der orientalischen Kunst, welche die phantastische Wunderfülle und die erhabene Majestät der Natur in den abenteuerlichsten Zusammensetzungen von Pflanze, Tier und Mensch, wie in den Götterbildern oder in den kolossalsten Skulpturen und Bauwerken auszudrücken suchte, während die sinnlich erhitzte Einbildungskraft in den üppigsten Märchen und Heldensagen sich erging und der Verstand die Tierfabel und die symbolische Philosophie kultivierte oder als notwendiges Extrem den abstraktesten Formalismus des Denkens und die naturabtötende Mystik der sinnlichen Leidenschaft gegenüber setzte.

Der unfreie Geist brachte es daher nur zu einer Symbolik, in welcher er sich äußerlich darstellte und wie ein Rätsel aufzulösen suchte. Er blieb eine Hieroglyphe. Die schöne Menschlichkeit konnte nicht in klarer Gestalt erscheinen. Der Geist hatte sich nicht

begriffen und seine göttlichen harmonischen Maße sollten noch erst gefunden werden.

Die Aufgabe übernahm das schönste und größte Volk der Weltgeschichte, das der Hellenen, von deren Leben noch fort und fort alle Jahrhunderte zehren werden, welche immer der alternden Erde noch geschenkt sein mögen. Die Griechen haben Natur und Geist so glücklich miteinander versöhnt, daß ihre ganze innere Geschichte nur ein großes Vermählungsfest beider genannt werden kann. Sie haben alle Mächte des Lebens zu einer Harmonie verwebt und Staat und Religion und Kunst waren in unzertrennlichem Bunde bei einander. Ihr ganzes Dasein empfing von der Schönheit die Weihe und gestaltete sich auf dem Markt und der Volksversammlung, in der Halle des Hauses und im Tempel zu einer Reihe von Feiertagsgenüssen, welche im olympischen Feste zu einer ganzen und großen Volksfeier sich vereinten, wie sie die Menschheit seitdem nicht gesehen. Denn das Vergnügen im Schönen, der Genuß und die Freude am Leben war die Seele dieser bewundernswürdigen Nation.

Wegen dieser harmonischen Zusammenstimmung aller äußeren und inneren Lebenskräfte war die Kunst das wesentliche Eigentum des griechischen Volkes und mußte sein geistiger Inhalt sich in der reinsten und schönsten Form darstellen. Die Philosophen haben das griechische Ideal das naive oder das plastische genannt, eine Bezeichnung, welche nicht passender gewählt werden kann, denn sie drückt aus, daß in der antiken Schönheit das Sinnliche und das Geistige, Form und Inhalt auf eine natürliche Weise vollendet verbunden sei. Wir können es auch das rein menschliche nennen, weil niemals in der Welt die wahrhaftige Menschenschöne sich so hat verbildlichen können, als im hellenischen Altertum. Der Geist scheint hier in göttlichem Lichte aus dem Körper und keiner ist für sich allein berechtigt, sondern die Sinnlichkeit blüht

nur durch den geistigen Funken in unbegreiflicher Grazie auf und die Idee hat ihren individualen Charakter nur durch den Leib. Diese Übereinstimmung von Körper und Seele gilt nicht allein von der eigentlich plastischen Bildhauerkunst und der Malerei der Griechen, welche um ihrer sinnlichen Leibesschönheit und dem vorherrschenden Nackten willen, die edelste und nicht mehr zu übertreffende Form erreichen mußte, sondern von jeder Kunst überhaupt; denn auch SOPHOKLES und PLATON, wie HOMER und der späte HERODOT sind so naiv, plastisch und sinnlich schön in jedem Zuge und in jeder Linie wie die ganze Art zu denken, zu dichten und zu sein bei den Griechen sinnlich schön gewesen war.

Natur und Geist — und dabei bleiben wir immer stehen — waren also bei den Hellenen in der vollendetsten Harmonie. Deshalb erblühte aus solchem befriedigten Leben, welches den Himmel schon auf Erden hatte und ein ergänzendes Jenseits nimmer brauchte, die wahre Kunst, deren Charakter das schöne Maß, die heitere Ruhe und die liebliche Anmut war. Die Menschheit genoß sich in Bewunderung ihrer Herrlichkeit und ihres Glückes und sah ihr eignes göttliches Wesen in den schönsten Schöpfungen verbildlicht, deren Reigen Apollo und Venus als die Urbilder aller menschlichen Vollendung anführten.

Aber der rastlose Geist strebte über die glückselige Beschränkung des schönen Griechentums hinweg, das dennoch immer einseitig, weil noch nicht ganz frei war, und so stürzte er jene Urbilder um und erhob an ihrer Statt zwei andere, einen hoch am Kreuze sterbenden schönen Gottmenschen und die himmlische Muttergottes, die Madonna dolorosa. Das Ideal der Griechen hatte ausgelebt, ein neues, das christlich-romantische, fing an, die Welt zu beherrschen.

Der Übergang von dem Griechentume nun zum Christentume, diese Umwandlung der Menschheit aus der

Harmonie in die Disharmonie, aus der Freude in den Schmerz, ist geradezu die erhabenste und größte Erscheinung, welche die Geschichte aufweisen kann, eine Metamorphose, die ihren Ovid noch nicht gefunden hat und schwerlich finden wird.

Natur und Geist, welche, wie wir oben gesehen haben, die antike Welt innigst verbunden und zu einer plastischen objektiven Gestalt verbildet hatte, gingen alsobald feindlich auseinander und das Leben bekam einen ungeheuren Riß, welchen wieder zu schließen bis auf den heutigen Tag die Aufgabe und das Bemühen aller Geschichte, Religion und so auch der Kunst geworden ist. Und sind wir heute schon fertig? Ist die Sinnlichkeit schon in ihr Recht eingesetzt? Haben wir uns von der romantischen Subjektivität schon befreit? Wohl, wir haben treffliche Versuche gemacht, und werden wie im Jahre 1848 neue machen, bis uns die Versöhnung endlich vielleicht geglückt sein wird. Mit dem katholischen Christentume bemächtigte sich ein wunderbarer Geist der Innerlichkeit der ganzen Welt. Die Seele stritt gegen den Körper und verleugnete gar ihn, seine Heiligkeit und Schönheit. Auf Flügeln der Begeisterung und Schwärmerei flog sie zum Himmel empor, das Banner der Seligen im Elysium des frommen Glaubens aufzupflanzen. Die unheilig gewordene Erde gab man dem Teufel, dem Herrn dieser Welt preis und kasteite und geißelte das Irdische vom Leib herunter. Wer kann an die Zeit der Klöster und der Kreuzritter, an die Scholastik und die Mystik des Mittelalters ohne Verwunderung über die Energie der Menschheit zurückdenken? Der Staat endlich trennte sich als das Weltliche von der Kirche, einer Anstalt nur für die Seelen und nebenbei für die Pfaffenleiber, und die Völker versanken unter der Herrschaft eines unsinnlichen, abstrakten Gottes in die elendeste Knechtschaft. Die Kunst, welche doch im Sinnlichen darstellen muß und deren Lebensprinzip die Göttlich-

keit der Natur ist, ging in jener Kluft zwischen Geist und Natur unter; denn die Kirche des Mittelalters verstieß das schöne Heidentum als Teufelswerk und von dem Gotte des Geistes und der Wahrheit sollte kein Bild gemacht werden.

Und dennoch! sterben durfte die Kunst nimmer, weil sie ewig ist, eine jüngere Schwester der Religion. Die Kirche war es am Ende selbst, welche ihres Irrtums inne ward, und je mehr sie sich vom Evangelium entfernte, sinnliche Symbole brauchte und einen luxuriösen Pomp entfaltete, desto mehr näherte sie sich der Kunst. Sie nahm sie endlich als ihre Dienerin an und so mußte die heilige Cäcilie die Orgel spielen und Hymnen singen und die Muse der Malerei Christus und Maria und die Heiligen malen. Das Schöne fing wieder an zu scheinen. Zugleich gab die Herrlichkeit des Rittertums dem Leben Wärme und Adel, Schwung und Pracht, und der Poesie die Sprache. Selbst die Götter der Heiden fingen an, wieder zu Ehren zu kommen, und das päpstliche Rom baute gar seine christlichen Kirchen auf den Fundamenten der alten Heidentempel, während die Germanen die Erhabenheit des Christengottes in himmelaufstrebenden Domen von Jahrhundert zu Jahrhundert emporwachsen ließen.

Fassen wir tiefer, warum der Katholizismus durch die eigene Hand der Päpste das schöne Griechentum wieder hervorholte; die Schönheit ist das, was im Heidentume christlich, weil rein menschlich ist. Die griechische und die christliche Welt haben ein und dasselbe Prinzip, nämlich den Gott und den Menschen innigst zu vereinen, das heißt den Menschen darzustellen, wie er göttlich sei. Nur im Heidentum muß man es eher so fassen, daß es den Gott darstellte, wie er menschlich sei.

Die Kunst ist endlich das schöne Band, welches Natur und Geist vermählen darf und beide in friedlichen Einklang bringt. Die christliche Menschheit rang in ge-

waltigem Schmerze, sich aus der Disharmonie zu erlösen und das Seelige leiblich, bildlich als die verklärte Natur anzuschauen.

Die Sehnsucht, die verlorene Einheit des Daseins wieder zu finden, und zur Natur zurückzukehren, erzeugte den Hang zum Sentimentalen, welcher das charakteristische Merkmal der christlichen Welt in gewisser Weise noch heute geblieben ist. Dieses und die subjektive Innerlichkeit, die alles Bestehende, nicht wie der Grieche tat, objektiv, plastisch und episch auffaßte, sondern die ganze Welt als ein Produkt des inneren Gemütes und Bewußtseins hervorbringen ließ, sind die eigentlichen Grundzüge des christlich-romantischen Ideals, wonach sich die Kunst bestimmte. Lyrik und Musik waren daher die Künste, in welchem das seelenvolle Christentum die alte Welt weit überragen und in denen es selbständig schöpferisch auftreten mußte, während von den bildenden Künsten die Architektur, um der Größe der Idee Gottes willen, eine eigene und hohe Vollendung erreichte, die Bildhauerkunst aber nur die Alten nachahmte und mehr und mehr aus der Reihe ihrer Schwestern zurücktrat. Die Malerei aber, die es ebensowohl wie jene mit dem schönen Körper zu tun hat und dessen irdische Schwere durch Licht und Farbe verklärt, mußte einen überraschenden Aufschwung nehmen, weil sie die Formschönheit der Alten zu der wesentlichen Offenbarungsidee des Christentums herzubringen konnte, wie Licht und Farbe ja Offenbarungen sind.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erstieg denn das Christentum den Gipfel der Kunst und Italien wurde das neue Hellas der geistigen Blüte Europas. Es war um jene Zeit, als der Katholizismus sich im Kampfe gegen die Reformation, als der Süden sich gegen den Norden in äußerster Kraftanstrengung zusammennahm und endlich in der Entdeckung Amerikas und Indiens, im Bau der Peterskirche, im Tasso

und im Raffael sich das unsterbliche Denkmal seiner Herrlichkeit setzte.

Die katholische Kunst hatte allerdings den Menschen in seiner Einheit mit Gott dargestellt und war durch dieses ihr Lebensprinzip, welches im Gottmenschen Christus und der Maria das Ideal gefunden, zu einer so hohen Vollendung gediehen; weil aber der Mensch in der unmittelbaren Hingebung an den Glauben noch unfrei war und nicht im irdischen, sondern erst im himmlischen, außerweltlichen Leben wahrhafter, vollendeter Mensch sein sollte, mußte sich der Geist von diesen Schranken erlösen und mit Kopf, Hand und Herz, mit Denken, Arbeit und Gefühl wieder zur Natur, zur Sinnlichkeit zurückkehren.

Die Reformation übernahm es, den Menschen in seiner Freiheit zum Bewußtsein zu bringen; die Kunst verlegte also auch ihren Sitz aus dem Süden in den Norden. Doch tat sich alsobald ein Bruch kund; denn die bildende Kunst, welche wegen des Formenreichtums und der Nacktgestalt des Südens nur hier ihre eigentliche und bleibende Heimat haben kann, konnte nur als ein kümmerliches Reis vom Süden in den Norden eingepflanzt werden und mußte am Ende doch alle Befruchtung von dorthier empfangen. Die Poesie dagegen, welche im Reiche der unsinnlichen Gedanken zu Hause sein darf, entfaltete sich in neuer Pracht, in dem sie die Freiheit und die Selbstbestimmung des Menschen dem antiken Schicksal und dem katholischen Glaubensdogma gegenüber kräftig entwickelte.

SHAKESPEARE und der goethische Faust sind die beiden äußersten Punkte, zwischen denen sich die lange Reihe der Dichtung des Nordens auf und nieder bewegt.

Im Faust zumal ist die ganze sittliche Entwicklung, welche die europäische Menschheit seit der Reformation und durch die Kämpfe der französischen Revolution hindurch durchgearbeitet hat, zusammengefaßt

und die Summe der reformatorischen Jahrhunderte und ihrer Resultate in ein Gedicht niedergelegt worden, welches das Gegenbild der Danteschen Komödie und gleichsam ihre kulturhistorische Fortsetzung ist. Denn Faust ist nun kein anderer, als der Menscheng Geist, welcher mit dem Dogma und dem Autoritätsglauben gebrochen hat, aus der dumpfen Schulzelle der theoretischen Grübeleien und Wissenschaft verjüngt in das Leben wieder eintritt und mit dem Teufel, d. i. dem Herrn dieser sinnlichen, materiellen Welt einen Vertrag schließt. Zugleich ist ihm die ganze Seligkeit des Lebens aufgetan und mit entwöhntem, dürstendem Herzen stürzt er sich da hinein, um die verlorengegangene Totalität des Seins in einem Brennpunkte des Genusses zu sammeln und im Menschen die unendliche Fülle des Gottes zu empfinden. Eine solche Einigung der Säfte, Triebe, Blüten und Früchte des gesamten, zertrennten Lebens strebt allgewaltig in das Schöne hin und so ist es derselbe Faust, welcher in das Jahrtausend des schönen Hellenentums zurückgeht, den Kreis seiner Seelenwanderung zu vollenden; und Helena und Faust, Griechentum und Christentum, feiern die Vermählung.

Es ist ein bedeutsamer Wink des nach Einheit strebenden Geistes, daß BYRON, dieser wirkliche Faust der christlichen Welt, in Griechenland starb, wie auch GOETHE, der ihm im Euphorion seine Stelle innerhalb des Weltlebens angewiesen hat, mitten unter den Geistern der Hellenen gestorben ist, da der zweite Teil des Faust seine letzte Tat gewesen.

In diesem Gedichte also hat GOETHE in der prophetischen Inspiration eines TIRESIAS den Zyklus des Christentums zusammengefaßt und die Bahn vorausgesagt, welche der Geist weiterhin zu nehmen hat, um den Zwiespalt, die Zerfahrenheit und unendliche Zerklüftung des Lebens wieder in die volltönenden Akkorde der Harmonie aufzulösen. Diese Bahn ist aber nicht

die der Romantiker, nicht die des NOVALIS, WACKENRODER, TIECK, SCHLEGEL und OVERBECK, welche die nüchtern gewordene Menschheit in das mystische Helldunkel des katholischen Münsters zurückführen wollen, denn die frei aufstrebende Vernunft hat die purpurne Hülle des Mysteriums ein für allemal abgetan. Sie ist vielmehr die Bahn der sich ausgleichenden und verbrüdernden Gesellschaft, welche den geläuterten Inhalt des Lebens in eine neue schöne Form umgießen soll, sobald der riesige soziale Kampf der Materie mit dem Geiste vollendet sein wird. Denn Natur und Geschichte, reinmenschliche Vernunft und historisches Recht sind in aller Welt zum Vernichtungskriege gegeneinander entbrannt und was die christlichen Jahrhunderte an unterdrückter Sehnsucht nach harmonischer Ineinsbildung des Lebens durch die Freiheit aufgehäuft haben, schlägt jetzt in vollen Flammen aus. Die Menschheit ist jener Heros der Arbeit gewesen, von den Erfindungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an bis auf den heutigen Tag; aber im schreiendsten Mißverhältnisse dazu stand der Genuß. Beides, Arbeit und Genuß, muß gegeneinander abgewogen und in Einklang gebracht werden, wenn das Leben von dem Jammer der abstrakten Pflichten und Rechte, von der Illusion und dem Scheine erlöst und zur vollen schönen Wirklichkeit des Friedens und der Freude für alle umgewandelt sein soll.

Die Menschheit strebt demnach infolge jener eingeborenen ewigen Gesetze des Einklanges in die Natur zurück und begegnet auf diesem Wege dem Hellenentume wieder, welches in höherer und sittlicher Weise, durch den Prozeß von Jahrtausenden vermittelt, von neuem aus ihr soll herausgeboren werden.

Ein Beweis hierfür sind alle jene Resultate demokratischer Institutionen, welche wir aus den neuesten Umwälzungen gewonnen haben, ein Beweis endlich der unaufhaltsame Zug der Geschichte nach der republi-

kanischen Staatsform, der einfachsten und vollendetsten Form der Gesellschaft, weil sie die Totalität des Daseins in der Gemeinschaft und im Gemeinwesen praktisch, vernünftig und naturgemäß zur Darstellung bringt. Der wahre Organismus des Volkslebens ist auch kein anderer, als welcher alle Teile und Kräfte des Ganzen in ihrer gleichen Berechtigung tätig sein läßt, um so ein System zu erzeugen, welches zu gleicher Zeit die Individualität frei gibt und doch ein bewußtes Zusammenstimmen aller in einem hervorrufen muß.

Von dieser Umbildung der Gesellschaft zu einem be-seelten Leibe wird es abhängen, ob es der Welt gelingt, aus der Gebrochenheit der sozialen Zustände und dem Widerstreite des Selbstbewußtseins mit der Tradition endlich herauszukommen und sich mit dem Schönen wieder zu erfüllen. Die Kunst aber hat einen wesentlichen Anteil an dem Kampfe selbst und seinen Resultaten. Denn weil sie die sittliche Macht ist, welche das Göttliche in die Materie bannt und den Unfrieden in den Frieden versöhnen soll, muß sie den schöpferischen Trieb des Geistes zum Schönen hinüberleiten und endlich dem Leben den symbolischen Ausdruck geben, in welchem es sich als das befriedete, versöhnte und gottmenschliche wiedererkenne. Sie muß aus dem privaten Charakter des Vergnügens heraustreten; denn ihre bisherige Stellung war ebenso wohl eine unfreie und zufällige, als die der Gesellschaft selbst es gewesen ist. Die Kunst soll nicht überhaupt bloß im Künstler existieren, der irgend etwas Schönes darstellt und dem Publikum dann preisgibt, damit der Reiz an dem Erhabenen und Anmutigen inmitten der Prosa sich abarbeitender Werkeltage wenigstens hier und da noch wach gehalten werde, sondern sie soll der lebendige Ausdruck des Volksgeistes sein, welcher seiner Wirklichkeit in schöner Form gewiß wird. So war die Kunst bei den Hellenen das Medium, in welches ihr ganzes Empfinden und Tun, mochte es häuslich oder politisch

oder religiös sein, zusammenströmte, und überall manifestierte sich der Geist auch äußerlich in Tracht und Sitte, Umgang und Gebräuchen des Tages, als der schöne Sinn eines zur Natur gewordenen ästhetischen Triebes.

Freilich war das hellenische Volk ein Volk des Glückes und der Freude; freilich lebte es nicht in dieser unglückseligen Hast verworrener Zustände und sich abjagender Bedürfnisse, von denen, was wir heute begehren, dem Morgen nichts mehr bleibt; freilich war das Gesetz des Schönen nicht erst durch den Stempel einer launischen Mode gültig; sondern die Kunst ruhte auf den unerschütterlichen Grundlagen der Volksnatur selber und war nichts anderes, als die innerste Seele aller wie des einzelnen, von der PYTHAGORAS das schöne Wort gesprochen, sie solle unablässig ausgemeißelt werden, wie eine schöne Statue.

Was aber bei uns der glücklicherweise immer und selbst in der Zeit des traurigsten Mühsals lebendige Bildungstrieb des Menschen im Schönen geschaffen, auch die trefflichsten Kunstwerke des Genies, blieb vereinzelt, vom Leben der Gesellschaft oft genug gewaltsam entfernt, oder war nur den Eingeweihten, den Großen und den Reichen wahrer Genuß oder scheinseiger Luxus. Von der bildenden Kunst zu schweigen — denn wo gibt es eine selbständige nationale Architektur? Wo ist die Bildhauerkunst hin, welche Markt und Straße und Haus mit herrlichen Gestalten füllte? Und welchen Einfluß übt heute noch die Malerei auf das Volk, die sich nur hier und da in die Museen verschließt? — Die Musik ist es allein, welche noch die Massen bewegt; denn sie wirkt unmittelbarer als die Poesie, deren volle Kraft mit dem volkstümlichen Drama und dem Epos verloren ging. Sie ist die allgemeine, populäre Kunst, die nicht spezielle Kenntnisse von diesem und jenem, vergangenem und gegenwärtigem zur Voraussetzung macht, sondern an das

Gefühl appelliert. Darum begleitet sie den Menschen von der Wiege bis zum Grabe und läutet und singt alle Abschnitte und Erscheinungen des Lebens ein und hat für jeden Affekt, mag er in Kirche oder Ballsaal oder auf dem blutigen Schlachtfelde spielen, eine verständliche Sprache. Aber die alleinige Herrschaft der Musik ist ein trauriges Zeichen für die lyrische Abmattung entnervter Geschlechter und wo sie nicht im Bunde mit den stärkeren energischen Künsten zusammenwirkt, bleibt sie eine gar einseitige und gefährliche Erziehung zum Schönen.

Alle jedoch zu einem Chore vereint, geben sie den wahren Vollklang des organischen Volkslebens, in dem das tiefe Geheimnis der ewigen Harmonie der Welt und der Einheit des Geistes mit der Natur offenbar wird. Diese Vereinigung und dieses Sein im Schönen, in der Harmonie und im Gesetz, das mit den goldenen Zügeln des Maßes die feurigen Leidenschaften des Lebens lenkt und die Freiheit zur schöneren, züchtigen Sitte umgewöhnt, hoffen wir, sei's auch nur für die Nachgeborenen, als das Erbe unserer aufopfernden Kämpfe zu erobern.

Die Insel Capri

Votum fecit, gratiam recepit.

Einem ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meeres. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen. JEAN PAUL hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt TIBERIUS. Und so reizte mich dies klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düsteren Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinübereudern. Das Meer war so still wie der Himmel und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen wild und schartig, in den Äther hinaufgreifend und von Seefalken über-

flattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie ÄSCHYLUS sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereichte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer war zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Tor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit vor sich. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei

einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Prozession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Buße zu tun war, denn die Prozession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bachuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Bruderschaft gingen. Vor allem fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Prozession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden sind, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: *Votum fecit, gratiam recepit.*

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern *Caprea* oder *Caprea*. Man will den Namen aus dem Lateini-

schen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Caprain Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneiland und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des HOMER, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Kaps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhalten hat. Vielleicht waren es Osker vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wohl schon vor Zeiten zwei Orte; STRABO sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine.“

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stammes, wie TACITUS und VIRGIL sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird TELONE genannt.

In jener Zeit, etwa im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meeres. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heu-

tigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haares noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwohl auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch AUGUSTUS erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen klassisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst hier am Strande aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volkes behagten AUGUSTUS; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des TIBERIUS nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen AUGUSTUS das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des TIBERIUS und des Sterndeuters THRASYLL vier heitere Tage zu, wie SÜETON erzählt. „Als er zufällig an dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; Reisende und Mannschaft legten weiße Ge-

wänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu anderen Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Übungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Äpfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterem Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtstuns derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, MASGABA, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, KTRISTES zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses MASGABA, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisierten (griechischen) Vers:

„Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.“

Er wandte sich dabei an THRASYLL, den Begleiter des TIBERIUS, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von welchem Dichter er wohl glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, fügte er einen zweiten hinzu:

„Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?“

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. AUGUSTUS aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über.“

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies hat SÜETON von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen AUGUSTUS, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird seine menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu TIBERIUS. Denn nun folgt: der greise TIBERIUS auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greis geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtnis der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier TIMBERIO, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des TIBERIUS. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des TIBERIUS“, wie jener vom Vesuv „Tränen Christi“ heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mann wie TIBERIUS geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Ortes bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franziskaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche MANGONES über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das

Volk die Wiederkehr des TIBERIUS ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst anderen herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als TIBERIUS tot war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht Capri's verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tibers Capri besuchten. CALIGULA war noch mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier zum erstenmal den Bart abgelegt und die Toga genommen und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger VITELLIUS lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des COMMODUS sein Weib CRISPINA und seine Schwester LUCILLA die Verbannung auf diesem Eiland, wie DIO CASSIUS erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzfliehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Los der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im neunten Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser LUDWIG erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapferen ROGER von

Sizilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous und Aragoniern besetzt und durch Kapitäne regiert.

Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs FERDINAND von Sizilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Kommandanten jenen HUDSON LOWE, welcher später als Kerkermeister NAPOLEONS in Sankt Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtsschreiber COLETTA, damals Ingenieur unter MURAT, welcher Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. Oktober 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, HUDSON LOWE aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capri's aufzuklären. Eindruckslos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volkes vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtnis an den grausamen TIMBERIO und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu vernehmen. Allerorten hört man ihn, weil er mit dem Lokal verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für dunkle Szenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Kontrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die

Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des finsternen Despoten TIBERIUS.

Die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größeren Flächen den Eindruck trostloser Öde hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün, und so stellt sie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form bezwungen ist. Die Berge, Klippen und Täler umfassen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Capri's mit der von Sizilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Insellandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden. Brombeeren und Efeuranken, wie die Gewinde

der Klematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Auch der schönste Strauch Capri's, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Capri-folium oder Geisblatt, sondern der Kapernstrauch; er hängt sich hier an alle Gemäuer und Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Kampaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeer-bäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Zypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet und deren Früchte oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Kampanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siziliens verleiht, ist die Fülle von Kaktusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Kastello aufreihet, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen und dort sitzt man in der

Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des TIBERIUS. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und schöne Blumen, zumal blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Türe die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; da sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Die von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines Tempels; sie erinnern mich an die kleinen Häuser in Pompeji. Hier und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts PAGANO, dessen Haus unter den übrigen Capri's der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint das Asyl der Glückseligkeit und des Friedens zu sein.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der Tat das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emsig tätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer und nur diese besitzen im allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die anderen sind in der Regel Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Dukaten Zins, die er samt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Öl und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so

muß er verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der unglücklichen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist ein Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe seinen Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, so daß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capri's ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus und werden dann in Scharen ergriffen oder in Schlingen gefangen. Capri hat sonst keine Jagd und kein jagdbares vierfüßiges Tier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche nachts aus den Felsenritzen hervorstüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allem die Sardine und den Kalamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Tier krallt sich dann in die vielen

Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolltes Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Karlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vordem Wogenschlage nicht sicher, und gibt nicht Raum genug. Deshalb werden die Kähne beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Treiben auf dem Ufer, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um dasjenige in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Tauen und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da einer nach dem andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zu fieberhafter Tätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumen-

strauß von Napoli wird mitgebracht und manche neu gedruckte Kanzone vom Kai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus demselben Boote ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern in Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capri's und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im Oktober wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Dukaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Dukati als Erfordernis zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Dukati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Dukaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Dukati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tages an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwicheltes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden“. Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfeffnige.

Auch an den Strand Capri's treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh

und tun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, so daß du es wohl kaufen wirst. Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidenkultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowohl droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort tätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Tun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri. Ihr Stübchen ist der Gesellschaftsalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tages bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstuhl geheftet hatte. Es war eine Efeuranke darauf gemalt und der Vers des SOPHOKLES darein geschrieben, mit welchem der „Ödipus Tyrannos“ beginnt:

„Ω τέκνα Καδμος του παλαι νεα τροφι“
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre dagewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilikum, und des Nachts bist du mein Stern.“ Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivität des Volkes erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein nai-veres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Zivilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Tätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch und wahrlich, einen grelleren Gegensatz als den zwischen der Welt in Capri und jener Neapels kann es nimmer geben.

Die Mädchen in Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstuhl in der dunklen Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten PERUGINO's und PINTURICCHIO's ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen

silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mukadore wie einen Fez auf und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capri's und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen in Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen in Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor vierzehn Tagen ein neapolitanisches Schiff und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa dreißig an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächeren nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu heben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechszehnmal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notierte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Konstanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war zehn Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Kontrakt gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Karlin täglich, oder Brot von Kastellamare für ebensoviel. Sonntag wird die Zahlung sein.“ In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herkulanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mukadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Ägyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut geschen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf der Erde sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaumes ihre Mahlzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie

diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Konstanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Tür ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosa auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenenkantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lachten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Konstanziella ihr Konzert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Kaktusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Konstanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Öl. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische

Diana, und keine war heiterer und mit dem Brumm-eisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran“ oder Bajokko oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria“. Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tages in die Schule zu Ana-Capri trat, rief die ganze Schulkinder von den Bänken: „Signore, la butiglia“, und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilikum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausierer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man sich die Schätze nur eines Freigelassenen des TIBERIUS, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wohl beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandeln sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen napoleonischer Zeit, andere datieren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lasttiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stabe sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Prozession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben“. Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Los, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt. Hier ohne Sehkraft umherzugehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tales Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tores, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und auf den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Konzert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartieres; der eine spielt die Gitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klageönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Gitarrenspieler und dem Kammläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit und selbst in den schönsten Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben und obwohl sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größeren eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet; man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie tot sind. Man trug das Kind ohne Zeremonie in die Gewölbe der Kirche, wo hier noch alle Toten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Christiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgendeiner schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk in Capri; und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach

wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Öffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnislosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Reisenden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wohligh rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wohl bin ich hier zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazener zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen Ana-Capri's plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Über-

rest der alten Stadt, die Kirche San Kostanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem 10. Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stuhl nicht mehr besetzt, sondern die Kirche Capri's unter Sorrent gestellt.

San Kostanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben worden ist. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste, theils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, theils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, theils heimlich beiseite gebracht.

Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen in Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, LUIGI GIRALDI von FERRARA im Jahre 1777, dann folgten ihm HADRAWA und im Anfange dieses Jahrhunderts ROMANELLI, dann GIUSEPPE MARIA SECONDO und der Graf della TORRE REZZONICO, welche alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde FEOLA mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen

wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capri's und in Ana-Capri auf der Ebene Damekuta. Auch findet sich hier und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an Haustüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Überrest.

Nicht weit von San Kostanzo stand eine der alten Villen des TIBERIUS hart am Meer. HADRAWA ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Zipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Kapitäl, welches heute im Museum Neapels steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin WORONZOW kam, endlich einen Altar der Kybele, welchen der Ritter HAMILTON an das britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbzirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht war. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Kastell Capri's, ein kleines Fort mit krenelierten Mauern und Türmen, welches der Insel

einen mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub HADRAWA im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, fand Fußböden, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den TIBERIUS opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des Germanikus und andere Figuren von Marmor und Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an HAMILTON, an den Maler TISCHBEIN, an den Fürsten SCHWARZENBERG, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Kastello in das Meer Siziliens, in den blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capri's. Auch die schroffen Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein schmaler Strand auf der südlichen Seite, in wüste Klippen eingebogen, deren schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capri's. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern, Wild und schauerlich ist alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Höhlen hoch im Ufer selbst,

zur Rechten das Kap Marzellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Kap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Die eine ist wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höhle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwancken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser und es sitzt dort die Möwe oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge ühend.

Wenn du hier sitztest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus“ des ÄSCHYLUS einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranzitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Akkorde der Äolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne. Es waren auf den Faraglioni, wie ich wohl weiß, auch Möwen zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen getan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen oder in den schönen Orangen-

wald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche und unter welchem der Marchese BOYL seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina in Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferszenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Höhlen schlüpfend Welle auf Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunklen Kaps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sterngleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Kap wieder eins um das andere.

Man sieht die Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarrten Öde hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnisvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volkes wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Lokal und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier stundenlang wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittichen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Zikade,

deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Höhlenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt *La grotta dell' arsenale*. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöhle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höhle wohl richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für die Galeeren des TIBERIUS, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingange sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt *L'unghia marina*. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Kap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monakone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wohl befand sich hier zur Zeit des TIBERIUS ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Berges Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Insel schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Kap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklettern. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capri's. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und

in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernrohre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Türe aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sizilien, ob und welche „segelbeschwingten“ Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Kastellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Kastell Sankt Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sankt Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon“ von ÄSCHYLUS ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme Iliums melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πένων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstrahl wie eine Sonne auf die Warte von Makistos und so weiter eilt der Feuerstrahl über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstrahl auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigioplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Äschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues“, sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem äschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch

hat auch auf ihm eine Villa des TIBERIUS gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Ölbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein jetzt verlassenes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arkaden, geschnörkelten Glockenstühle und Terrassen, und die Reihe gewölbter Dächer heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrunde des blauen Meeres so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capri's, welches ein gotisches mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arkaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleineren Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrinth.

Die Certosa wurde im Jahre 1363 von einem edlen Capresen, GIACOMO ARCUCCI, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig tat dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Martino, welche auf dem Vomero Neapels steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Äcker Capri's fielen ihm zu. Aber die parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf und ihre Güter fielen an den Fiskus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen und so erleidet die arme Bevölkerung Capri's das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capri's

war das Kloster das Hauptquartier HUDSON LOWE's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazarett aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche AUGUSTUS zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des TIBERIUS verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem SÜETON erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indes was jene Trümmer bedeuten weiß man nicht und selbst von den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Kamerelle, wie einen ähnlichen Überrest in der hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereichte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung RASARIO's MANGONE, die Kamerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tibers hinaufführte, mag wohl richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Über den Kamerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Über sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel San Michele einer der schönsten Paläste des TIBERIUS stand, sagt schon die Lage dieses Ortes. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten

Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf der Fläche stehen Gärten und Vignenhäuser auf hohlem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und von ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassiert und mit Ölbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, so daß man vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf und stürzt senkrecht ins Meer, so daß auf dem höchsten Uferand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Kaps

der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich auftut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer und im Inneren hängt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob TIBERIUS hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eins jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, kniend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capri's wohl geeignet; sie schaut gen Osten und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglügen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höhle machte man einen geheimnisvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen,
 bewohnt,
 Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt
 in den Hades,
 Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrscher-
 gewalt nur
 Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer
 ich's ahnte.
 Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so man-
 ches der Cäsar,
 Aber er hat nun mir und den Eltern vernichtet
 die Hoffnung.
 Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig
 der Jahre,
 Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des er-
 leuchtenden Tages.
 Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an,
 mein Bruder,
 Eltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger,
 ihr Armen!

Von welcher schrecklichen Tat spricht in so mysteriösen Worten diese Grabinschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Los ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte TIBERIUS seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höhle, hier vor dieser Zelle. So opferte später HADRIAN den schönen ANTINOUS dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höhle den Mund aufthun und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Überlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des TIBERIUS verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand

höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiberius, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Überlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit SÜETONS als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei SÜETON heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“ Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen. Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Türe das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des TIBERIUS. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen und so bietet er den Fremden das Gräßliche gleichsam auf dem Präsentierteller dar. Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro Capri's zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den oberen Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst

ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro zu Alexandria, mit den Türmen in Ravenna und Puteoli. Der Dichter STATIUS nennt ihn in einem Verse den Nebenbuhler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach SÜETON stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des TIBERIUS ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn STATIUS nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete HADRAWA auch neben dem Leuchtturm Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach SÜETON war sie der eigentliche Wohnsitz des TIBERIUS und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung SEJANS aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Überlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palastes, dessen Ruinen die größten Capri's sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben, Galerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Kapitäle, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern zeigen Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihr Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hier und da sind die Stiegen zu den unteren Sälen gut erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den vollkommen erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwenglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe NERO und HADRIAN bauten, alle anderen Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah TIBERIUS alles, was auf der Insel vorging, er sah auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika, in den Golf einliefen oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Kap der Minerva und betrachtete dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn TIBERIUS sah auf jenem Vorgebirge, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva, der Sirenen und des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arkaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines römischen Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren des TIBERIUS, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngeren Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herkulanum und Pom-

peji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatikan steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden ist, aufgestellt in der Galerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie CÄSAR BORGIA zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden, von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur AUGUSTUS an klassischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des TIBERIUS nicht mehr, wenn man ihn einmal gesehen hat; man erwartet das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner Züge, die einem Sardanapal so wohl entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Kapitol.

TIBERIUS war der erste eigentliche Monarch nach Augustus, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbt eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zugrunde. CALIGULA wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlüpfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach AUGUSTUS trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete.

AUGUSTUS war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß des Herrschens wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. CALIGULA überbrückte im Wahnsinn das Meer, CLAUDIUS ward ein Bücherwurm, NERO steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode des antiken Weltschmerzes finden wir hintereinander TIBERIUS, CALIGULA, CLAUDIUS und NERO, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des TIBERIUS Unrecht tun, würde man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. TIBERIUS, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers AUGUSTUS. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommeneren Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort TALLEYRANDS, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem TACITUS, welcher Art die Kunst des TIBERIUS im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat TIBERIUS erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, klassischen Despoten Herrscher der neueren Geschichte, Abenteurer,

die sich auf einen Thron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. TIBERIUS würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln.

Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er tun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des SEJAN.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des TIBERIUS warm verteidigt und gegen die Urtheile des TACITUS und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun TIBERIUS die Diplomatie AUGUSTUS zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebenskel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig angelegt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des TIBERIUS: Efeu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Zinerarien, Granatbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um TIBERIUS getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum

Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des TIBERIUS, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon TIBERIUS, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch JESU, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsternis.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmutzigen Franziskanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißem Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich TIBERIUS als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Das ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit TIBERIUS las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephan-

tis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. SÜETON erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indes auch Laszivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Kopie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ätlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Ähnlichkeit des Reiters mit TIBERIUS ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Szene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier tragen, sie paßt also nicht für TIBERIUS. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten kopiert; es gehört nämlich zu seinem Lokal, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zweimal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahre 1804 von HADRAWA, von FEOLA 1827. Man fand schöne Fußböden von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capri's vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapislazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum in Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klausen gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sankt Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, mit

Kulissen eines ungeheuren Theaters. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Kastell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das strahlende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Kaps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen symbolischen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß TIBERIUS hier eine Lieblingsschlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der geheimnisvolle Mensch auch Schlangenzauberer sei. Er erzählte mir, daß er Schlangenfänge und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie“, sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stille zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel zum Apotheker.“ — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, stille zu liegen.“ Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sankt Paul, dann liegen sie gleich still.“ — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben“, fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?“ — „Nein“, sagte er, „ich habe ihn von einem anderen Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben.“

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sankt Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus

der Patron der Schlangen sei und daß alle Tiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von allem, was da krecht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für die ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf die allerliebste Weise. Sankt Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der oberen Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte und so entstand mit der Zeit diese

Kolonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstuhle sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der unteren Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem unteren Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Weges steht heute die kleine Kapelle des heiligen ANTONIUS, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuren Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospekt in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauem Gestein

überdeckt, noch einige hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Kastells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte. Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange steht hoch über dem Meer unter grünen Bäumen und blühenden Gebüsch Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Ölbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meeres in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewohl sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Türe am Webstuhl sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Korsika gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern nach Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilikum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilikum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen in Anacapri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie auf die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webstuhl und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Zisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren

tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Zypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste von Altertümern hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden in's Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafelos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capri's, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater GIUSEPPE, AUGUST KOPISCH, der Maler FRIES und der Schiffer ANGELO FERRARO, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun tot, nur MICHELE weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel PAGANO's, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höhle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in

ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also ANGELO auf einer Wanne ein, KOPISCH und FRIES schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie in der Grotte waren, und zumal, sagt er, war FRIES wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. AUGUST KOPISCH hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so tat er ab und zu. PAGANO bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat KOPISCH unter dem 17. August 1826 folgende Entdeckungsurkunde hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts GIUSEPPE PAGANO mit ihm und Herrn FRIES entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtbarer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wohl, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach TIBER Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höhle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höhle im Umlauf sind. Ich rate aber jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt,

welchen ich seiner Kenntniss der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt.“

Der treffliche KOPISCH hat sich auf diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigenthum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an TIECK, an NOVALIS, an FOUQUÉ, an ARNIM, an BRENTANO, die nun alle heimgegangen sind bis auf EICHENDORFF. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener toten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hohepriester NOVALIS sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines toten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der niemand weiß, wie das Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte auf Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings TIBERIUS. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. GOETHE hat es ihnen prophezeit in dem

„Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n“. Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wohl, daß TIBERIUS hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umher schwamm, wie SÜETON erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorglut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerglut herauf, schlagen die

Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als fünfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffekte der Grotta azurra zeigt. In anderen findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreszierend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capri's durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Höhlenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, samtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, so daß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst lohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser

Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Höhlenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Kaps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich furchterregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostkap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Höhlenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Heideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klausen des Eremiten von Ana-Capri und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Türen offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Ölzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die weinende Madonna dolorosa, gerade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Freskogemälde von AMBROGIO und PIETRO LORENZETTI, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Über seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capri's und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Herkules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Pozeinseln, Ischia, das Eiland Vivara, Prozida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Kap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß TIBERIUS ermordet wurde, die elysischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter

ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Kap Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sankt Angelo, weiterhin die sirenischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge Kalabriens, der Ufersaum von Pästum und Kap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, so daß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größeren Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Kultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an HUMBOLDT. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an PLINIUS dachte ich hier, den Humboldt der Römer, weil ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an ARISTOTELES, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Mere im Westen von dunklem Purpur und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer anderen Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wohl, du schönes Eremiteneiland Capri.

Aus den Römischen Tagen

Rom. Am Rafaelstage, 24. Oktober 1864.

Rom sollte man wie das Meer und die Alpen zuerst allein sehen. Alles Erhabene hat etwas Einsames und Feierliches; es fordert zur Sammlung und zum Schweigen auf. Die allgemeine Klage, daß diese Stadt ohnegleichen den Reisenden zuerst enttäusche, ist mir unverständlich geblieben. Ich habe unter ihrem Zauber gestanden von der ersten Minute, wo ich die Kuppel der Peterskirche am Horizont erblickte, bis zur letzten, und durch mein ganzes Leben wird sie das Ziel aller Sehnsucht für mich bleiben. Was Italien an Widerwärtigkeiten und Entbehrungen mit sich bringt, mag sich aller Orten zu einer gewissen Geltung bringen: in Rom vergißt es sich, weil es zum Nichts einschrumpft neben all' dem Unerhörten, Riesenhaften, das die Seele vollauf beschäftigt. Hier begreift sich's, wie die einzelne Existenz nur die kleine Facette an einem mächtigen Kristall ist, an und für sich nichts, nicht einmal problematisch, sondern nur im Sinne des Ganzen wesentlich und bedeutungsvoll.

Hier erfährt sich's: es gibt keinen falschen Ruhm, den die Zeit nicht nivelliert, und keinen echten, den sie nicht ausgräbt, und wär's nach Jahrtausenden. In allen anderen Städten der Welt lebt man als Fremder, man sieht sich um, genießt, gefällt sich oder mißfällt sich. Rom erlebt man. Wehe dem gedankenlosen

Schlendrian, welcher hierher reist, wie man nach London oder Paris geht. Rom ist, was die ungeheuerste Phantasie des Gebildeten sich in verwegenster Stunde träumt. Wer hierher kommt, muß sich belehren, sich ergänzen und erhöhen wollen. Nur Genuß im edelsten Sinne gibt es hier, oder besser gesagt: Erziehung. Es sollte das Letzte sein, was ein gereifter Mensch an seine Bildung wendet.

Die Römer nennen jene dämonische Luftstimmung, welche wie Blei auf den Nerven liegt, sciroccaccio. Mit sciroccaccio war ich von Civita vecchia abgefahren. Es war schwül wie bei uns nur in Träumen. Eine Stunde vor Rom löste sich die verderbliche Spannung in einen jener leidenschaftlichen Regen auf, wie sie nur der italienische Himmel bringt. Die Decken unserer Kupees ließen die Fluten mit schauerlicher Bereitwilligkeit durch, so daß wir genötigt waren unter Regenschirmen zu sitzen. Man nennt das „zweite Klasse“ im Kirchenstaate. Mitten in aller Not tönte es plötzlich „ecco S. Pietro“. So hat mich mein Lebtage nichts durchzuckt. Da lag sie am Himmel, die riesige Silhouette M. Angelo's. Ich fühlte nur eins, daß ich in Rom war. Wie ich nach der Minerva gekommen bin, weiß ich nicht. Eingequetscht in den fürchterlichsten aller Omnibusse huschten, eingetaucht in Regenfluten, Paläste und Fontänen an meinen eingeschüchterten Augen vorüber. Es hat etwas so Unwahrscheinliches, zum ersten Male in Rom zu sein. Wäre Polizei im Wagen gewesen, ich hätte mich rekognoszieren lassen, so wenig glaubte ich an meinen irdischen Menschen. Aber ein Gasthof bringt jeden, auch den Verwirrtesten, zur Besinnung. Dem französischen Kauderwelsch eines cameriere und der Prellerei zweier facchini verdankte ich meinen ersten Glauben an römische Erde. Die Minerva, ein hauptsächlich von Katholiken besuchtes Hotel, liegt mitten in der Stadt, unweit der Post und dem Pantheon auf einem kleinen Platze, den

die Kirche sopra Minerva zierte. Mein erster Gang galt der Rotonda, wie man jetzt das Pantheon nennt. Der Himmel blickt wie ein großes blaues Auge unvermittelt hinein. Das Allergrößte ist immer einfach wie der Himmel und das Pantheon. Wieviel Nachbildungen desselben hatte ich nicht schon gesehen, und wie ganz anders wirkte das Original in seiner hinreißenden Genialität auf mich. Ich kann das Gefühl von Kleinheit nicht beschreiben, das mich beim Anblick dieses gewaltigen Raumes beschlich. Sie haben eine Kirche daraus gemacht. Natürlich. In Rom dringt die Religion mit dem Regenwasser in alle Monumente des Heidentums. Haben sie doch selbst ins Kolosseum ihre Kreuze und Wunder geschleppt. Alles Altersschwache und Überlebte höhnt den großen Tod mit Schein des Lebens. Aber die erhabene Wölbung der Rotonda blickt antik ruhig auf jenen Mummenschanz herab, der nicht einmal mehr magisch, geschweige denn würdevoll ist.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen leitete mich der Hunger. Das Lächerliche sind die *tre ladroni*, eine von deutschen Künstlern vielbesuchte Trattoria, welche in einer Nebenstraße des Corso liegt und mit einer Mördergrube eine für Auge und Nase bedrohliche Ähnlichkeit hat. In Rom habe ich es am tiefsten bewährt gefunden: wen Gott züchtigen will, dem gibt er eine feine Nase. Ich wäre ein ganz glückliches Geschöpf, wenn ich mit meinen Augen riechen und mit meiner Nase sehen könnte. In den *tre ladroni* kann man erfahren, inwieweit der Mangel sinnlichen Abstraktionsvermögens beim Einnehmen einer Mahlzeit verderblich werden kann. Wein, welcher durch den gänzlichen Mangel aller Kultur nach geheimnisvollen Alkalien schmeckt, Gemüse, die durch eine gewisse Treuherzigkeit der Behandlung eine schöne Natur heucheln, Suppen, welche durch Kühnheit der Kombination und Frechheit der Entlehnungen an Birch-Pfeiffer'sche Brühen erinnern,

Braten, deren gekreuztes Wesen die Vermutung in allen Darwinschen Theorien irreführt, ein Geruch von hundert verbrannten, versottenen, fettigen Substanzen, eine Beleuchtung, die zwischen Sonnenuntergang und Mondaufgang unheimlich einerschwankt, ein Lärm, der in kein mathematisches Verhältniß mit den vorhandenen Kehlen zu bringen ist — dies alles fordert den Humor der Magennerven auf eine schwer zu verantwortende Weise heraus. Aber über dem ganzen liegt eine gewisse fettige Heiterkeit und das Unglück schlecht und unbehaglich zu speisen ist nicht schlimm, wenn man aus dem Pantheon kommt. Man ißt eben nicht, man füttert.

Draußen blitzten die Sterne am Himmel, große, römische Sterne. Es quoll ein stilles, heimliches Licht hernieder, anders wie bei uns, der Himmel fast schwarz dahinter. Die Luft ging weich. Es war wie Kinderschlaf, so süß und warm. In solcher Stunde hatte ich mir immer gewünscht, die Trümmer der Vorzeit zuerst zu sehen, nicht im schneidenden Sonnenlicht, sondern gehüllt in die vermittelnden Schauer der Dämmerung. Wer keine sehr starke Seele hat, der hüte sich, vor die Ruinen des alten Roms hinzutreten am nüchternen Tag. Der Geist einer zweitausendjährigen Geschichte blickt mit zu furchtbarem Ernste aus den zerbröckelnden Ruinen seiner Monumente herab. Schwindel erfaßt dich und der Tarpejische Fels ist nicht fern.

Womit vergleiche ich den ersten Eindruck dieser fremdartigen Welt? Die bloße Zauberei einer geschichtlichen Vision reicht hier nicht aus. Mehr ist es, als wandelten sich alle Jugendideale plötzlich zu Gestalten, als würde dem, der sich ein halbes Leben nach einem bestimmten Glück, zugleich mit dem Bewußtsein es nie umfassen zu können, gesehnt hat, dieses Glück ganz unverhofft, rein und unmittelbar zuteil. So zog an diesem Abend durch das holde Medium des Sternenlichts das alte Rom in seinen äußersten Umrissen an meiner Seele

vorüber, und ich sage es ohne Scheu — ich habe gezittert am ganzen Körper, als ich an dem Reiterbilde Marc Aurels vorüber das Kapitol wieder herunterschritt mit dem Gefühl, daß dies nun alles für Monde mein sei, und daß ein gütiges Geschick mich wert gehalten hatte eine Welt zu betreten, von der mit Recht gesagt worden ist, daß wer sie einmal gesehen, niemals mehr ganz unglücklich werden kann.

Am 25. Oktober.

Wer jemals einen bedeutenden Berg in den Alpen erstiegen hat, wird das rhythmische Entzücken kennen, welches atmen und schreiten zu einer neuen, fremden Luft macht. Leicht beflügelt hebt sich die Sohle vom Boden, es ist als wollten alle Glieder zu jauchzen beginnen. Was sich unten im Tal nur vereinzelt begreift, dort oben wird's beglückender Zusammenhang; nicht nur die Sinne fühlen sich genießend als Einheit, uns wird zumute, als schlössen sich die tausend Linien unseres Lebens zu einem herrlichen Bilde zusammen, das wir mit Verwunderung zum erstenmale überblicken. Ein erster Gang durch Rom an einem stärkenden Herbstmorgen wirkt ähnlich, nur noch dramatischer. Es ist eine Art von tragischem Spaziergang, den man durch die halbe Welt- und Kunstgeschichte macht. Wunderbar war mir eine Art Heimatsgefühl, welches mir bis zum Schlusse meines Aufenthaltes treu geblieben ist und welches sich nicht ganz aus dem Wiedererkennen so vieler Monumente erklärt, die durch Bild und Beschreibung schon früh zu unseren Vertrauten geworden. Ich möchte eher glauben, Rom ist jedem Menschen als immanente Heimat eingeboren; mit irgendeinem Lebenstrieb, mit irgendeinem Teile unseres Wesens gehören wir alle ihm an. So habe ich denn das Gefühl des Fremdseins, das mich in Florenz keinen Tag verlassen hat, hier nicht gekannt. Ja man

darf es aussprechen: wie hoch oder niedrig der einzelne auch stehen mag, Rom sagt jedem, was an ihm sei, mit unerbittlicher Wahrheit, und wie es jeden Hochmut mitleidslos zerbricht, so erhebt es die Verzagten und Kleinmütigen durch den Trost der Geschichte und den unversieglichen Quell höchster Kunstgüter.

Womit man in Paris die Reihe der Monumente beginnt, ist fast so gleichgültig, als ob man seine Handschuhe bei Jouvin oder Privat kauft. In Rom wird es unter tausend Fremden kaum einen geben, der seine Schritte nicht zuerst nach der Peterskirche und dem Vatikan lenkt. Der gewöhnliche Weg, den man aus der Mitte der Stadt, etwa von der Via Condotti und dem Corso einschlägt, ist, wenn man den Palazzo Borghese ausnimmt, etwas düster und verengt sich, ehe man den Platz vor der Brücke des Kastell S. Angelo erreicht, bis zur unbehaglichsten und schmutzigsten Gorge. Die Brust atmet auf, so wie man den Ponte S. Angelo vor sich hat. Das alte Grabmal HADRIANS gibt die ersten Begriffe von römisch-antiken Dimensionen. Nur ein römischer Kaiser konnte den kolossalen Gedanken fassen, seinen Gebeinen ein Mausoleum zu bauen, dessen Unterbauseiten 253 und dessen Rundbaudurchmesser 183 Fuß mißt. Der Fremde überschreitet hier den Tiber (der Römer sagt *il tevere*). Vom Kastell aus, nach einer kleinen Biegung, führt eine gerade Straße mitten durch den Borgo in wenigen Minuten auf den Petersplatz. Da lag sie denn vor mir, die merkwürdigste und gewaltigste Kirche der Erde, an der Jahrhunderte gebaut haben, sie selbst eine steinerne Geschichte des Katholizismus. Die prächtigen Arkaden BERNINIS machen den symbolischen Effekt, als breitete die Kirche ihre Arme aus, die ganze Erde in ihren allein seligmachenden Schoß aufzunehmen. In der Mitte des Platzes die ewig rauschenden Bronnen, als wäre des Heils, das hier quillt, kein Ende. Über der breit aufstrebenden Fassade MADERNAS hebt sich die

Himmelskuppel empor, mächtig und doch leicht, ein Gebilde wie von Götterhand. Breite bequeme Stufen führen zur Vorhalle, in welcher MADERNA einigermaßen die Sünden der Fassade wieder gutgemacht hat. Der Eindruck olympischer Heiterkeit, den der Peter mehr als irgend eine andere Kirche der Erde macht, wird hier schon durch den gefälligsten Stuck und wahrhaft fürstlichen Glanz der Dekoration vorbereitet. Öffnet man zum erstenmale die Türe und tritt in die Kirche selbst, so drängt sich freilich ein anderes Gefühl in den Vordergrund. Das ist weltgeschichtliche Luft, die hier weht. Schauer der Ehrfurcht schütteln die Seele wie Fieber: ich war nahe daran in die Knie zu brechen. O nur allein, allein in solchem Augenblick, nur nichts sagen müssen, wenn es wie ein Krampf die Lippen schließt. Nein, so zumute war mir nie im Leben. Festgebant stand ich da, als hielte die marmorene Erde mich mit Klammern. Mir schien in diesem unglaublichen Raum alles unheilig, was nicht unendlicher Andacht voll. Alles Körperliche war mir geschwunden und ich selbst nur noch ein Schauen. Ich weiß nicht, wie lange diese Verzückung in mir gedauert hätte, wäre mir nicht England zu Hilfe gekommen. Dieser schwer zu schätzenden Nation habe ich in Rom zweimal mein Leben zu verdanken, das erstemal in der Peterskirche und das zweitemal vor dem Apoll von Belvédère. Und was mich rettete, war eine Phrase von zwei Worten. „Very nice“, sagte jener Gentleman, als er zum ersten Male den Peter sah, und „very nice“, sagte auch jene lakonische Miß, als sie mit ihren wasserblauen Blicken den Apoll bespülte. O du ewige Ordnung der Dinge, welch tödlichen Humor treibst du! Aber wie gesagt, mir verhalf es zum Leben; ich konnte meine vom heiligsten Schreck gelähmten Glieder wieder bewegen und weiterschreiten. Ich hatte mir vorgenommen, heute nur einen allgemeinen Eindruck zu gewinnen und ich habe den Stoizismus gehabt mir

keine Einzelheit zu erlauben mit einer Ausnahme, weil ich fühlte, daß dies über meine Kräfte ginge. Die Pietà des MICHELANGELO steht gleich rechts in der ersten Kapelle des Seitenschiffs. Das große Werk ist leider allzu klein beleuchtet. Was ich bei dem heutigen Lichte davon sehen konnte, bestätigte wieder, was ich in Florenz schon gelernt hatte. Jedes Werk dieses Mannes bringt seinen eigenen Maßstab mit auf die Welt, ja jedes von ihnen scheint mir fast ohne allen Zusammenhang mit seinen anderen zu sein. Ich meine dies in dem eminenten Sinne, in dem man es von den großen Tragödien SHAKESPEARES und von den Sinfonien BEETHOVENS sagen kann. In diesen drei Menschen muß in der Tat die Gestaltungskraft bei jeder neuen Arbeit auf eine neue Weise zu Werke gegangen sein. Mit dem Stoff und der Stimmung ändern sie auch die Methode. Der Götterschmerz der Maria hat hier nicht das übermenschliche Maß des Ausdrucks, den die Figuren des Mediceergrabes und des Moses haben; er ist vielmehr durch eine wunderbare Genialität des Instinktes nicht über das Menschliche hinausgehoben. Denn das Göttliche wird uns durch Vermenschlichung näher gerückt, ja geradezu vergrößert, während das rein Menschliche durch Anflug göttlichen Wesens über sich selbst hinausgewiesen wird. Eine umgekehrte Prozedur wird hier also zur Erreichung desselben höchsten Zwecks eingeschlagen. Etwas anderes möchte ich noch gleich erwähnen. Der Wert einer Gruppe wird immer wesentlich durch das Maß der Intensität bestimmt, in dem die Teile derselben zueinander stehen. Es ist gewissermaßen ein sittliches Postulat, daß zwei Gestalten, die miteinander hingestellt werden, auch ein unmittelbares Verhältnis zueinander haben. Nun scheint mir der Grad von Vertiefung, mit dem MICHELANGELOS Maria auf den Erlöser blickt, wohl das erschöpfendste zu sein, was jemals die bildende Kunst geleistet. Für diesen Blick hat die ganze Erde nichts mehr, als nur

das eine. Ob eine Ahnung der Auferstehung durch diese Züge geht, welche so ergeben fromm und doch so menschlich bewegt scheinen, wer möchte es zu sagen, ohne mit unkeuscher Hand an den Schleier dieses marmornen Mysteriums zu rühren!

Hinter dem Peter baut sich phantastisch in schwer faßlichen Maßen der Vatikan auf. Man geht an der mittelalterlich gekleideten Schweizergarde des Papstes vorüber die herrliche Treppe hinauf, welche BRAMANTE gebaut. Wie einem Menschen zumute ist, der mit einigem Kunstsinn begabt, sich sagen kann: in der nächsten Minute siehst du den Apoll von Belvedere, den Laokoon und den Jupiter Otricoli, kann man sich zur Not vorstellen. Aber auch eben nur zur Not, denn so etwas will erlebt sein. Hat man sich zwanzig Jahre lang nach diesen Dingen gesehnt, halbe Bibliotheken darüber gelesen, so bringt einen ein solcher Moment aus aller Fassung. Ich hätte in diesem Augenblick an jedes Wunder geglaubt, und wenn mir jemand gesagt hätte, Pio nono wolle die WAGNERSche Musik kanonisieren, so hätte ich es für wahrscheinlich gehalten. Wer einen Begriff von den vatikanischen Sammlungen hat, wird übrigens die Scheu begreifen, sie zum ersten Male zu besuchen. Gewisse Dinge sollte man überhaupt immer damit anfangen, zum hundertsten Male zu sehen oder zu hören, denn die ersten neunundneunzig Male bringt man mit Verblüfftsein zu. Wenn dies von irgendeiner Sache vollwichtig gilt, so ist es vom Vatikan. Nachdem ich zum dreißigsten Male dreistündige Besuche gemacht, fing ich an mich einigermaßen zu orientieren. Ich hatte mir vorgenommen, heute nur den Plan der Skulpturengalerie an Ort und Stelle zu studieren und nur im Belvedere einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Das Museum beginnt mit der Galleria Lapidaria, einem Korridor, gegen 30 Fuß breit und über 2000 Fuß lang, nur Inskriptionen enthaltend, welche in die Wand gemauert sind. Der für den Nichtarchäo-

logen wenig anziehende Raum wird durch einige interessante Ornamentskulpturen und Sarkophage belebt. Unmittelbar an die Galerie stößt das Museo Chiaramonti, von dem sich links der berühmte Braccio nuovo abzweigt, eine der edelsten Architekturen des Vatikans, ein auf 14 antiken Säulen ruhender gewölbter Saal mit Oberlicht, der von einem kurzen, in eine Tribüne auslaufenden Querschiff durchschnitten wird. Es steht in diesem Raum wohl kein mittelmäßiges Stück. Blickt man den Saal hinunter, so hat man den Apoxyomenos gerade zu Füßen, den Nil links in der Mitte, wo das Seitenschiff einmündet, die Pudicitia, die Diana, welche den Endymion erblickt, den Augustus mit dem Amor (die letzte große Errungenschaft des Vatikans), die verwundete Amazone und den Demosthenes zur Rechten, links die Minerva medica, den Praxitelischen Faun, die flechtenhaltende Venus, in der Mitte eine der schönsten schwarzen Basaltvasen. Biegt man aus dem Braccio nuovo wieder in das Museo Chiaramonti links zurück und verfolgt dasselbe, vorübergehend an dem berühmten Gewandfragment der Niobidentochter, an dem bogenspannenden Amor, der kleinen Büste des jugendlichen Augustus, dem Reiterrelief, welches den Stil des Parthenon trägt usw., so führen einige Stufen in das Museo Pio-Clementino und von da ins Belvedere. Im ersten Zimmer steht der Belvedere-sche Torso; aus dem Vestibül daneben tritt man auf einen Altan mit entzückender Aussicht auf die Stadt. Die Halle der Meleager schließt sich unmittelbar daran. Durchs Vestibül zurück tritt man in den achteckigen Hof des Belvedere, welcher unter seinen Arkaden die weltberühmten Gemächer enthält, welche den Belvedereschen Apoll, den Laokoon, den Hermes (früher fälschlich Antinous genannt) und drei Skulpturen CANOVAS einschließen.

Genug des trockenen Herzählens. Als ich vor den Apoll trat, flog eine Fledermaus durchs Fenster herein. Sie

umschwirrte den Gott, aber nahte ihm nicht. Ich gebe die Allegorie preis, obschon der phantastische Zufall nicht ohne eine gewisse naiv dramatische Wirkung auf mich blieb. Der Marmor, aus dem der Apoll gemeißelt ist, leuchtet wie Sonnenschein. Die lichtgetränkte Gestalt hat etwas alles Irdische unter sich lassendes. Man kann sich die Venus von Milo und den Laokoon aus einem guten Abguß ganz deutlich machen, den Apoll nicht. Bei jenen gibt die Übertragung in einen gemeineren Stoff nur etwas von ihrer Schönheit, aber nichts Charakteristisches verloren. Zu diesem gehört die Transparenz und Idealität des Marmors; der göttliche Zorn, welcher die Gestalt bis zur Durchsichtigkeit durchdringt, verkalkt sich im Gips zu öder Stofflichkeit. Ich möchte den Belvedereschen Apoll das ewig Männliche nennen. Es ist oft gesagt worden, daß die antike Kunst Vollkommeneres in der anatomischen Wahrheit und Schönheit des menschlichen Körpers geleistet hat. Für mich steht der Hermes des Belvedere und der Apoxyomenos in dieser Hinsicht über ihm. Was den Apoll von Belvedere aber zur berühmtesten Statue des Altertums gemacht hat und wodurch er ewig in der unmittelbaren Wirkung auf das Gemüt die erste Stelle behaupten wird, das ist der geistige Ausdruck der Figur. Ich habe das Glück gehabt in meinem Leben viel zu sehen, aber ich weiß aus dem ganzen Bereiche der bildenden Kunst nichts, was mich so tief erschüttert hat. Ich kann das Maß von Seligkeit, von völligem Rausch nicht beschreiben, das mir alles Blut zum Herzen trieb. Mehr zu sehen war ich heute nicht imstande. In meiner Natur liegt nicht das Unersättliche der meisten Reisenden, welche von Genuß zu Begierde jagen. Zu einem Kompendium fühle ich wenig Hang in mir und begnüge mich lieber mit einem vollen großen Eindruck, als daß ich ihn durch Vermischung mit anderen der Gefahr aussetze, an seiner spontanen Kraft einzubüßen. Galerien sind

notwendige Übel; aber sie sind Übel, weil die wenigsten Kunstwerke die Bestimmung haben, in Gesellschaft mit anderen zu erscheinen. Um so mehr gilt es vorsichtig zu sein, daß die Wirkungen sich nicht gegenseitig aufheben. Wer im Vatikan etwas vor sich bringen will, muß sich beschränken lernen. Und so schied ich denn für diesmal, geängstigt freilich durch die fast unübersehbare Masse des Materials, aber doch mit dem sicheren Gefühl, dem Höchsten, was uns die alte Kunst hinterlassen, ein reines Herz und einen unverdorbenen Geschmack entgegenbringen zu können. Und noch ein anderes Bewußtsein brachte ich mit nach Hause. An den Belvedereschen Torso, den verstümmeltsten Rest des Altertums, lehnt sich unsichtbar, sichtbar die ganze antike Welt an. Und was uns zu ihr hinzieht, mit so magischer Gewalt, ist unsere gänzliche Unähnlichkeit.

Am 5. November.

Gestern abend war ich in der Palombella. Das ist eine Osteria, deren Wein weit und breit bekannt ist. Der Eingang zu ihr, wenige Schritte hinter dem Pantheon, gleicht dem Inferno ohne Dantesche Poesie. Hölzerne Tische und Bänke, überzogen mit einer unheimlichen Lasur, in der Eingeweihte die Zeichen eines ungestörten Naturlebens erblicken wollen, bilden das Mobiliar. Eine Art Gaslicht, welches mit den Dämonen der Finsternis blutschänderischen Verkehr getrieben haben muß, beleuchtet die Szene. Das Publikum besteht aus Kontadini, Bürgern der Nachbarschaft, und Deutschen. Jeder wahre Deutsche hat eine Stelle, an der er sterblich ist, und dieser sterbliche Punkt ist die Kneipe. Diese tiefe Sehnsucht wird nun in der Palombella gestillt und wenn sich einige befreundete Landsleute dort zusammen finden, so kann man den Kampf mit den übrigen Elementen schon aufnehmen. Daß der bott-

hega die Gläser sinnreicher Weise so ergreift, daß die Konturen seiner Finger in ihnen zurückbleiben, macht auf uns keinen Eindruck mehr. Wir sind an diesen Vortrag gewöhnt. Nun kommt der Monte fiascone in seiner Schilfflasche und alle rufen wir wie im Chor „est-est“. Diesen drolligen Namen soll der Wein folgender Anekdote verdanken. Es schickte einmal jemand, der in Rom fremd war, seinen Burschen aus, daß er probieren möchte, wo man den besten Wein tränke. Als dieser nun an den Ort gekommen, wo der Monte fiascone geschenkt wurde, schrieb er an die Türe est-est-est. Es ist ein Wein für Engel. Süß und feurig zugleich, versenkt er die Seele in stilles Träumen. Und wir tranken und tranken der Fiaschetten schwer zu nennende Zahl und es war mir zuletzt, als wäre mein Geist ein feuriger See und darin wüchsen der Blumen allerschönste. Und aus ihren Glockenblüten stieg ein berauschendes Duften, das wurde heißer und immer heißer, und dünken wollte es mir, als wäre alle Schönheit nur noch ein Duft, der betäubend von der Erde zu den Sternen hinaufzöge. Die Menschen nennen das Kopfschmerzen und da sich bei den anderen ähnliche Symptome einzustellen anfangen, so schlug der Nüchternste unter uns vor, unser Bilderleben an die freie Luft zu bringen und lieber noch die Fontana di Trevi bei Mondschein zu sehen. Draußen — trotz des Novembers — war eine Luft wie aus einer anderen Welt. Der Mond hing satt und voll am Himmel. Alles blinkte von silbernem Schein. Wären nicht sichere Daten vorhanden, so würde ich glauben, daß der Mond für Rom erfunden worden sei. Das Pantheon lag wie ein Stück eingestürzter, schwarzer Himmel da. So dunkel ist der Stein, aus dem es erbaut, daß selbst ein Mondlicht, welches so scharf ist wie bei uns das der zwölf Monate zusammen, nur spröde wie ein leichter Lichtschauer von ihm abglitt. Mondschein ist wie Dichtung, welche das Alltägliche

zu höherer Erscheinung verklärt. Wie sich der echte Dichter aber erst am rechten Stoff zeigen kann, das bewies uns die Fontana di Trevi. Sie ist wie eine Romanze in Wasser. Ihre mondbeglänzten Kaskaden rauschen gleich schönen Stanzen, die eine Sage von Neptun und seinen Tritonen erzählen.

Vollmond und Monte fiascone — ich habe es leider öfters erfahren — steigern meinen Humor leicht zu der wunderlichen Neigung, einen sonst gemessenen Gang in bacchantisch tänzelnde Bewegung aufzulösen. So tänzelte ich denn die Treppen zu meiner Barberinischen, vulgo barbarischen Wohnung hinauf, ohne daran besonderen Anstoß zu nehmen, über die Gestalt eines unheimlichen Kerls wegsteigen zu müssen, dessen Gesicht eine frappante Ähnlichkeit mit einem der Räuberköpfe auf dem L. ROBERTSchen Bilde hatte. Heute morgen fragte mich die alte Antonia sehr besorgt, ob ich bei der Heimkehr nicht einen Menschen auf der Treppe gefunden hätte. Auf meine Bejahung erzählte sie mir, wie spät in der Nacht ein italienischer Arzt, welcher primo piano wohnt, zu einem Kranken gerufen wäre und „questo birbone“ schlafend auf der Treppe findend, sogleich die Polizei gerufen, welche in diesem Subjekte einen der gefährlichsten Spitzbuben Roms erkannt hätte. Dergleichen Dinge kommen hier freilich hin und wieder vor und man muß sich namentlich in der Campagna vorsehen. Im ganzen wird die Unsicherheit Roms jedoch sehr übertrieben. Weder mir, noch irgend einem meiner vielen Bekannten ist im Laufe des Winters irgend etwas passiert. Nur in der Villa Borghese hat ein Freund von mir mittags 12 Uhr einen röchelnden, in seinem Blute schwimmenden Menschen gefunden. Die Nachforschungen ergaben, daß er ein Opfer der Eifersucht gewesen. Ein Hieb mit dem Stocke ins Römische übersetzt, gibt eine collettata. So viel heißer ist hier das Blut. Wir prügeln und die Römer ziehen das Messer.

Den Vormittag benutzte ich zu einem Gang nach den Thermen des Diokletian. MICHELANGELO hat eine Kirche hineingebaut, welche den Namen S. Maria degli Angeli führt. Das Deckengewölbe ist antik und von allen erhaltenen das größte. In der Vorhalle zum Schiff liegt SALVATOR ROSA begraben, dieser Dämon unter den Malern, welcher mich immer an E. T. A. HOFFMANN erinnert. Das an die Kirche stoßende Karthäuserkloster hat einen schönen Hof, welcher von hundert dorischen Travertinsäulen eingeschlossen wird. Die prachtvollen Zypressen in der Mitte am Brunnen nennt man gewöhnlich die Zypressen MICHELANGELO's. Sie sollen von ihm selbst gepflanzt sein. Ein schöner Karthäusermönch führte mich. Zu den Gelübden des Ordens gehört wie bei den Trappisten das Schweigen. Um so mehr überraschte mich das reichliche und fließende Deutsch dieses Mannes. Mit Bekümmernis erzählte er mir, daß er sich an Tagen, wo er die Fremden zu führen hätte, für die Grabesstille der anderen Tage zu entschädigen pflege. Die römischen Karthäuser sind übrigens die Aristokraten unter den Mönchen. Jeder von ihnen bewohnt drei Zellen und die Einkaufssumme ist ziemlich hoch.

S. Maria Maggiore von hier aus zu besuchen, muß man an der Fontana de' Termini vorüber. Sie ist eine der größten Absurditäten. Man erzählt sich, daß der Verfertiger der drei entsetzlichen Gestalten, welche Moses, Aaron und Gideon vorstellen sollen, PROSPER DA BRESCIA, aus gekränktem Ehrgefühl über sein mißlungenes Werk gestorben sein soll. Ich wäre schon während der Arbeit verschieden. So schlimme Dinge darf man nicht einmal denken, geschweige denn sie ausführen.

Maria Maggiore, eine der fünf Patriarchalkirchen, ist mir durch die Einheit ihrer Stimmung, welche eine festliche Heiterkeit atmet, eine der liebsten Roms. Ihren Ursprung legt man in eine hübsche Legende.

Im vierten Jahrhundert bat ein reicher Patrizier die Jungfrau Maria, ihm ein Zeichen zu geben, wie er sein Vermögen am besten benutzen solle. Ein Traum riet ihm, der Mutter Gottes an derjenigen Stelle eine Kirche zu errichten, an welcher er den nächsten Morgen Schnee finden würde. Auch der Papst LIBERIUS hatte denselben Traum. Am anderen Morgen begegneten sich beide an demselben Platze, wo in Sommers Mitte, am 5. August, Schnee gefallen war. In demselben wurde der Grundriß zur Kirche sogleich abgesteckt. Am 5. August findet alljährlich ein Fest statt, bei welchem von der Decke ein Regen weißer Rosenblätter herabfällt. Das Kirchenfest dieses Tages führt noch heute den Namen „ad nives“.

Beschreiben läßt sich eine Kirche nicht gut, die mit nichts von dem, was wir uns unter einem Gotteshause vorstellen, die entfernteste Ähnlichkeit hat. Ich kann mir denken, daß jemand, der niemals andere Kirchen gesehen hat als unsere gotischen, im ersten Augenblick den Eindruck eines Festsaaes hat. Drei Längenschiffe sind von 42 prächtigen Säulen getragen und werden von oben beleuchtet. Die Renaissancedecke **SANGALLOS**, die unglaublich verschwenderische Pracht der Konfession und der ganzen Tribüne, vor allem aber die Mosaiken der Apsis mit den reizenden Arabesken **GIOTTOS** — man muß es den Alten zugeben: auf die Poesie ihrer Kirche haben sie sich trefflich verstanden. In unseren Domen ist alles gebrochen, bis auf das Licht: die düstere, himmelwärtsstrebende Architektur stimmt ein: „aus tiefster Not schrei ich zu dir“ an. In jeder römischen Kirche steckt ein Stück des sinnlichen Himmels, den wir fatal wirtschaftlichen Seelen hinter das Grab verlegen, weil wir nicht recht wissen, ob ein voreiliger Genuß desselben nicht unser jenseitiges Einkommen schmälern möchte. Das Mosaik **GIOTTOS** macht den Eindruck einer geistreichen Doppelfuge. Blumen und Tiere spinnen ein phantastisches Gewebe,

dessen Doppelmotiv mit prägnantem Humor hinüber, herüber geworfen wird. Es ist dasselbe bildende Genie, welches im florentinischen Kampanile einen Turm aus Arabesken baute. Die Schwelgerei in Marmor und anderem edlen Gestein, welche die beiden Hauptkapellen der Kirche, Borghese und Sixtus, zur Schau tragen, hat für einen Nordländer, der den Marmor nur aus Tisch- und Fensterplatten und allenfalls aus einem königlichen Treppen Hause kennt, etwas märchenhaftes. Porphy, Lapislazuli, verde antico, Achat, Jaspis, Bronze und Gold — das sind die Materialien, mit denen hier so verschwenderisch gewirtschaftet wird, wie bei uns mit Stuck und Zink. Der Glanzpunkt der Kirche aber besteht für mich in einer kleinen, ganz schmucklosen, der Familie Sforza gehörenden Kapelle, deren Zeichnung von MICHELANGELO herrührt. Mit dem bloßen Gedanken ist hier eine reinere Kunstwirkung erzielt, wie mit dem üppigen Orchesterkolorit der ganzen Kirche. Mir war es, als hörte ich nach einem pomphaft instrumentierten Meßsatze ein edles Saitenquartett, in welchem ein tief menschliches Gefühl mit den keuschesten Mitteln vorgetragen würde.

Am 9. November.

Das Kolosseum, das größte Amphitheater der alten Welt, wurde von VESPASIAN begonnen und im Jahre 70 unter TITUS beendet. Es hat die Gestalt einer Ellipse, deren größter Durchschnitt nahe an 600 Fuß, der kleinere etwa 500 beträgt. Die Travertinmauer, welche das Ganze einschloß, ist etwas über 150 Fuß hoch. Ursprünglich hatte das riesige Gebäude vier Stockwerke, von denen das untere dorische, das zweite jonische und das dritte korinthische Säulen trug. Über dem letzteren lag ein mit Fenstern versehenes und von korinthischen Pilastern gehaltenes viertes Stockwerk, welches jetzt nur noch von der esquilinischen Seite zu

sehen ist. In dem Kranzgesims des letzteren erblickt man Löcher, in welche man Mastbäume steckte, zur Befestigung der Tücher und Teppiche, welche die Zuschauer gegen die Sonne schützten. Das Theater faßte über 80000 Menschen. Die Arena ist 273 Fuß lang und 173 breit. Vier bequeme Treppen gewährten auch dem größten Andrang bequemes Ein- und Austreten. Das unterste Stockwerk, das Podium, umfaßte in seinen auf Arkaden ruhenden Sitzreihen den Platz für den Kaiser, den Senat und die Priesterinnen der Vesta. Die Geschichte des Kolosseums ist eine Geschichte der Wandlungen menschlicher Gesittung und Art. Ursprünglich den Gladiatoren und Tierkämpfen gewidmet, wurde es im Mittelalter zur Burg der Frangipani, im sechzehnten Jahrhundert zu einer Bühne für geistliche Schauspiele, unter SIXTUS V. wäre es fast zu einer Tuchfabrik geworden, und unter CLEMENS XI. wurde es zu einer Salpeterfabrik. Aus dem herabfallenden Gestein wurden die Paläste Farnese, Cancelleria, Venezia, und der Hafen der Ripetta gebaut; BENEDIKT XIV. weihte es endlich durch eine Aufstellung von vierzehn Passionsstationen in der Arena der Kirche.

Als ich eintrat, flog eine Lerche auf. Das kleinste Wunder inmitten des größten. — Augenblicklich treibt hier ein Schatzgräber sein Wesen. Seit altersher geht im Volke die Sage, daß an einer Stelle des Kolosseums ungeheuerere Schätze verborgen liegen. Ein Pseudohistoriker hat, ich weiß nicht in welcher vatikanischen Scharteke, eine Andeutung über die Lokalität gefunden oder zu finden vermeint. Das Governo unterstützt die Ausgrabungen, welche mit Hilfe einer Dampfmaschine betrieben werden. Ich wollte, dem abergläubischen Narren und der römischen Kirche fielen bei dieser Gelegenheit einige heidnische Trümmer auf die Nase.

Unweit des Coliseo steht der Bogen des Titus, von dem der größere Außenteil restauriert ist. Der antike Hoch-

bogen, den Halbsäulen mit Kompositakapitälen einschließen, trägt an seinen Innenseiten die vielgerühmten Reliefs, welche den Triumphzug des Titus und den Tempelraub aus Jerusalem darstellen. Sie haben sehr gelitten und, wenn mich mein Auge nicht täuscht, so hat der siebenarmige Leuchter unserem symmetrischen Jahrhundert einen Arm zum Opfer bringen müssen.

Am 10. November.

In S. Pietro in Vincoli auf dem esquilinischen Hügel steht der Moses von MICHELANGELO. Es geht ein eigen tragischer Zug durch das Leben dieses Mannes, das mir immer wie ein ungeheurer Marmorbruch erscheint. Der Geist einer ganzen Generation, verdichtet zu einer Gestalt, das ist MICHELANGELO. Titanengewalt und Titanengeschick, die Kennzeichen seines Daseins. Seine größten Unternehmungen von kleinen Schicksalen aufgehalten oder zerstückelt. Maler, Bildhauer, Architekt, Politiker, Dichter in einer Person — eine Mannigfaltigkeit des Gestaltungsvermögens ohnegleichen. Durch unebenbürtige Nebenbuhlerschaft gekränkt, angefeindet und verketzert um seiner gewaltigen Ganzheit, seiner trotzig Willenskraft und seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit willen, von ewig neuen, oft über das Maß des Darstellbaren hinausgehenden Plänen im Vollenden des augenblicklich Ergriffenen gestört, die Souveränität des eigenen höchsten Kunstdranges stolz gegen seine mächtigen Auftraggeber behauptend — das ist das Bild des Mannes, den man den Knauf des cinque cento nennen möchte.

Die Uffizien besitzen eine Handzeichnung des gewaltigsten aller Grabmonumente, welches jemals die menschliche Phantasie entworfen. Von diesem Grabmal Julius II., für die Peterskirche bestimmt, ist nichts zustande gekommen, als der winzige Bau, der in Pietro in Vincoli steht. Weder der Papst noch die Gestalten

der Rahel und Lea rühren von MICHELANGELO her. Schüler und Steinmetzarbeiten neben der Figur des Moses. Das ist der Gesetzgeber des alten Testaments in furchtbar dräuender Größe. Im zornigen Aufsprung begriffen über das Götzen anbetende Volk, macht er den Eindruck des höchsten despotischen Affekts. Aber dieser Despotismus ist ein sittlicher. Er personifiziert die Gewalt des alttestamentarischen Gottes, der wie im Wetter daher fährt. Das Wesen des Übermächtigen, Überlebensgroßen ist bis in die kleinsten Details festgehalten. Der gehörnte Kopf, Bart und Hände strotzen von Kraft. Vierzig Jahre arbeitete MICHELANGELO an der Figur. Als sie fertig war, soll er mit dem Hammer auf das Knie schlagend ausgerufen haben: „nun sprich“. Es gibt einen Standpunkt in der Basilika, von dem man die Gestalt zwischen zwei Säulen, losgelöst von der beengenden Architektur des Monuments, erblicken kann. Wer dort einmal gestanden, wird den Namen MICHELANGELOS nicht mehr mißbrauchen.

Am 14. November.

Ich genieße hier den unschätzbaren Vorteil, viel in Gemeinschaft mit bildenden Künstlern zu sein. Namentlich schärft sich das Auge in der Landschaft für das Malerische auch unbedeutenderer Dinge. Ein Stückchen Mauer und ihr Schatten, ein Baum daran, wie Menschen und Tiere gehen und stehen — man glaubt nicht, was Anleitung im Sehen auch hier tut. Für Rom, wo wirklich alles malerisch ist, ist dies vom größten Werte. Nur vor einem hat man sich hierbei zu hüten. Die Männer vom Metier vertiefen sich leicht in ein einzelnes, das sie dann freilich mit außerordentlicher Schärfe aufzufassen wissen. Da mag es denn auch wohl mitunter kommen, daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Hier ist nun ein gebildeter Dilettant gar oft im Vorteil, wenn er sich zunächst

immer bemüht, das Ganze zu erfassen. Ich bin in dieser Beziehung sehr streng mit mir und verfare durchaus grundsätzlich dabei, weil das rhapsodische Genießen ein Erbteil meiner Natur ist. Rom verdanke ich jedenfalls den unberechenbaren Vorteil, mir ein rationelles Sehen anzueignen und jenem unseligen Hange keinen Vorschub zu leisten.

Ich hielt heute Rasttag und tummelte mich auf Straßen und Plätzen herum, römisches Treiben zu beobachten. Es ist viel von der Schönheit der römischen Frauen gesprochen worden. So weit damit die Büste gemeint ist, muß es im höchsten Grade zugegeben werden. Schöne Gestalten jedoch habe ich in Rom nicht gesehen. Man ist anfangs ganz berauscht, wenn man die vielen edlen Köpfe sieht, scharf geschnitten wie Kameen. Welche Schultern, welcher Nacken! SCHOPENHAUER hat recht, wenn er sagt, daß alles, was unmittelbar aus der Natur kommt, hier so ist, wie es eigentlich sein soll, bei uns nur so, wie es nur zur Not sein kann. Bei uns haben oft die hübschesten Frauenköpfe, etwas Fatiguiertes, Abgegriffenes — es ist, als ob sie aus der Leihbibliothek kämen. Römische Schönheit ist frisch und stark wie eine gesunde, reife Ähre. Dauerhaft ist sie freilich nicht. Wie heißt's im Liede? „Ich weiß, das schönste auf Erden, der Frühling und die Liebe, es muß zuschanden werden“. Das Unerbittlichste bleibt die Zeit: sie kennt keinen Vorschub und keinen Ablass. Wo bliebe die doppelte Buchhaltung der Natur, wenn Blühen und Verwelken nicht gleichen Schritt hielte? Wo, wenn die Natur sich selbst wieder spöttisch in ihren Kreaturen auflösen will, leiteten wir ein Recht der Klage her, so lange dieser Spott nur eine Modifikation der Liebe ist und aus dem unerschöpflichen Born immer neue Quellen springen? Man gehe hinauf nach Albano und Genzano und blicke in diese Fülle jugendlicher Schönheit. Um die alternden Knie drängt sich das junge Geschlecht, frisch und geschmei-

dig wie edles Wild. Die Augen glühen im dunklen Brand, der Mund voll weißer Zähne zuckt von Lebenslust, Nase und Stirn, antik rein gezeichnet, sehen keck in die Welt hinein. Sind unsere Leiber nicht Futterale dagegen, in die man eine Seele gesteckt? Muß die Natur nicht bei uns das Expropriationsverfahren einschlagen, wenn sie aus hundert Gesichtern ein einzig vollkommenes zusammenbringen will?

Wie gesagt, die Gestalten sind nicht viel wert. Klein und robust ermangeln sie der scharfen Gliederung und jener elastischen Federkraft, welche die germanischen Rassen oft in so hohem Grade besitzen. Im Alter werden die Römerinnen leicht fett und nähern sich dem bedenklichen Ideal der Kugelform. Die Ehen, welche hier geschlossen werden, sind meist geschäftliche Kontrakte, bei denen die Liebe selten Einspruch erhebt. Die Männer haben oft zu viel vom Blatt geliebt, als daß sie sich in die Ehe finden können. Häusliches Leben in unserem Sinne gibt es nicht. Daher die Ungebundenheit beider Teile. Als ein ungeschickter Verteidiger der Signora . . . a mir einmal sagte: „man kann ihr kein einziges Verhältnis nachsagen“, hatte ich ein vollkommenes Recht, ihm zu erwidern: „gerade das macht ihren schlechten Ruf“. Es ist schwer, über die Sittlichkeit eines Landes oder einer Stadt etwas allgemein Zutreffendes zu sagen. Wohlunterrichtete Personen haben mir Bilder davon entworfen, die ich nicht glauben mag. In solchen Fällen darf nur die Summe der eigenen Erfahrungen den Ausschlag geben, und meine Erfahrungen auf diesem Gebiete sind null. Die wenigen Italienerinnen, die ich kennen gelernt habe und die der besten Gesellschaft angehörten, waren Muster der Sitte und von untadeligem Ruf. Ich glaube freilich, daß eine gewisse einflußreiche Klasse der römischen Gesellschaft nicht eben günstig auf die allgemeine Sittlichkeit wirkt. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert und das Gelübde ist der

Gürtel des Lasters. Der schlechte Ruf der römischen und florentinischen Gesellschaft mag wohl mehr einer Ablagerung fremder Aussatzstoffe zuzuschreiben sein, welche für ihre wilden Zügellosigkeiten ein Asyl im Auslande suchten. Im vorigen Jahr war Florenz ein förmliches Bortany-Bay, und auch hier fehlt es nicht an zweideutigen Gestalten, welche in ihrem reinen Italienisch nach OLLENDORF zu erkennen sind.

Ich lasse mir in einem fremden Lande ziemlich alles gefallen, nur eines ist mir unerträglich, die Heuchelei. Jedes zur Schau getragene Laster mit all seiner Frechheit ist Erlösung dagegen. Wenn man häufig zur Porta Pia hinaus spazieren geht, so hat man Gelegenheit, Kardinäle und Monsignores zu beobachten. Die sauber gehaltene Straße, mit der Aussicht auf die Villa Albani und das Sabinergebirge, ist die Lieblingspromenade der hohen Geistlichkeit. Vergraben in ihre Gebetbücher, fahren sie dort einher; man sollte meinen, die schöne Welt da draußen wäre gar nicht für sie da. Selbst wenn sie aussteigen, eine gar zu weltliche Mahlzeit in Gottesfurcht zu verdauen, sieht man sie gebückt auf ihr Brevier den Gang der Entsagung gehen. Heute belauschte ich nun folgende Szene. Ein hübsches Kind vom Lande ging entlang. Ein Kardinal kommt angefahren, scheinbar ganz vertieft in die heiligen Tröstungen seines Gebetbuches. Kaum ist der Wagen am Mädchen vorüber, was sehe ich? Das Lorgnon auf der Nase guckt Se. Eminenz zum Hinterfensterchen zwischen den Schenkeln der unvermeidlichen beiden Bedienten auf dem Rücktritt heraus. Es war zum Totlachen. Das eben noch so heilige Antlitz ganz plötzlich mit dem konzentrierten Gesichtsausdruck von zwölf Faunen auf den weltlichsten Wegen. Im vorigen Sommer wohnte ich in den Bädern von Lucca, Tür an Tür mit einem Geistlichen aus dem Neapolitanischen. Derselbe empfing häufig den Besuch von jungen hübschen Landfrauen und war so gewissenhaft, seinen

geistlichen Trost immer in so kleinen Diäten zu geben, daß er jede Woche erneuert werden mußte. In einem Lande, wo die Ohrenbeichte noch im Schwange und der Ablasshandel noch gute Geschäfte macht, darf das nicht wundern. In der Kirche S. Agostino sah ich einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Kirchenfeste, ein vollständiges Ablassbüro aufgeschlagen. Die Landleute kauften für einen oder mehrere Monate Ablass ihrer Sünden, bezahlten in Silber, ließen sich den Rest herausgeben — es war, als hätte ein Geldwechsler seine Bude in der Kirche aufgeschlagen. Wie es bei uns Journale gibt, die ihren Abonnenten eine Stahlstichprämie obendrein geben, so existiert in Rom eins, das seinen Abnehmern einen Monat Ablass verspricht. Da die Römer weder Bücher, noch eine Presse haben, so lesen sie fast gar nichts. Für die vornehmen jungen Leute gibt es außer der geistlichen eigentlich gar keine Karriere. Daß Arbeit eine Ehre und Pflicht, davon ahnen sie nichts. In den kultivierten Ländern erleichtert die Geburt das Ansehen, aber sie verleiht an und für sich noch keins. Jeder hat den Ehrgeiz, sich durch Talent und Tätigkeit eine Stellung innerhalb der Gesellschaft zu schaffen. Die Tagedieberei, welche im Kirchenstaat die Regel ist, gehört bei uns zu den Ausnahmen. Es ist bekannt, wie schwer sich dem Fremden die Türen römischer Nobili öffnen. Die Gründe liegen auf der Hand. Sie schämen sich ihrer Unwissenheit und es ist ihnen unbequem, französisch zu sprechen, weil sie auch das nicht einmal ordentlich gelernt haben. Ihre eigene Sprache ist voll der liebenswertesten Wendungen und wird hierin und in den Ausdrücken anmutiger Höflichkeit von keiner anderen übertroffen, auch nicht von der französischen.

Am 16. November.

Ich machte früh einen Besuch bei Herrn v. SCHLÖZER, dem preußischen Gesandtschaftsattaché, den ich einige

Abende vorher beim Baron v. MEYENDORFF kennen gelernt hatte. Er soll eine schätzenswerte Geschichte der deutschen Hansa geschrieben haben und ist gegen seine hiesigen Landsleute von zuvorkommender Gefälligkeit. Die Aussicht vom Balkon des Palastes Caffarelli ist entzückend.

Mittags hatte ich das Glück, bei ganz heller Luft die sixtinische Decke gut sehen zu können. Da die Kapelle fast ganz leer war, so konnte man sich's bequem machen. Es ist sehr schwer, wo nicht unmöglich, die Totalität der Decke zu beschreiben. Die architektonische Raumeinteilung gewährte zunächst eine langgezogene Mittelfläche, welche auf neun breiteren und schmäleren Bildern die Geschichte der Genesis zur Darstellung hat. Die gewählten Momente sind

- I) Gott scheidet das Licht von der Finsternis
- II) die Erschaffung der Himmelskörper
- III) Scheidung der Erde vom Wasser
- IV) Beseelung Adam's
- V) Erschaffung des Weibes
- VI) Sündenfall
- VII) Opfer Noah's
- VIII) Sündflut
- IX) Verspottung Noah's.

In den dreieckigen Gewölbefeldern, die sich hieran schließen, erblickt man die sitzenden Gestalten der Propheten und Sibyllen in folgender Ordnung: Prophet Joel, die erythräische Sibylle, Prophet Ezechiel, die persische Sibylle, Prophet Jeremias, Prophet Jonas, die libysche Sibylle, Prophet Daniel, die cumäische Sibylle, Prophet Jesaias, die delphische Sibylle. In den Lünetten und Gewölbekappen darüber befinden sich Gruppen der Vorfahren Christi, die ich niemals deutlich habe sehen können. Das Ganze wird verbunden durch eine Schar von Gestalten aller Art, Kinder und Männer, grau und bronzefarbig gemalt, deren

Bedeutung ich nicht kenne, die aber wohl nur dem architektonischen Ensemble zur Abrundung gereichen sollen.

Der Himmel der Gläubigen, welcher bis dahin nur eine sittliche Resolution des Gemütes war, ist durch MICHELANGELO zur künstlerischen Erscheinung gebracht. Man lese unmittelbar vor oder nach der Betrachtung der Decke die Genesis. Jedes Wort ein Quaderstein, jeder Satz ein Gewölbe. Eine Gewalt der Unmittelbarkeit, als spielte sich die Scheidung der Elemente vor unseren Augen ab. Nirgends Aufenthalt oder Schwanken, überall notwendige, augenblickliche, klare Gestaltung. Ganz so die sixtinische Decke. Das Wort wird zum Bilde, naturnotwendig weil es nicht anders kann. Die übermenschliche Aufgabe, Gott selbst zu malen, wie im Traum gelöst. Wohin man schaut, die Sicherheit eines grenzenlosen Instinktes Sibyllen und Propheten, das Verhalten des menschlichen Geistes zu den ungeheuren Vorgängen als Vertiefung, Betrachtung, Forschung, Erkenntnis versinnlichend. In den korrespondierenden Räumen die Erlösung Israels in den vier wichtigsten Momenten, der ehernen Schlange, Judiths, Esthers und Goliaths. Die Gruppe der Vorfahren Christi, wie es scheint, von Erwartung des kommenden Messias beseelt.

Man sagt, MICHELANGELO hätte zur Vollendung der ganzen Decke nur etwas über zwanzig Monate gebraucht. Wem ich die Erfindung des größten aller malerischen Werke zutraue, dem glaube ich auch das kleinere Wunder dieser kurzen Arbeitsfrist. CONDIVI erzählt, daß der Meister nach vollendeter Arbeit, so an Augen und Rücken gelitten habe, daß er weder ordentlich sehen, noch stehen gekonnt hätte. Geht es doch dem Betrachtenden ebenso, welcher nur 1½ bis 2 Stunden des Studiums daran wendet. Es gibt nur eine Methode es durchzusetzen: man legt sich auf die Bänke und kapituliert mit Licht und Ort, so gut es geht.

Dem jüngsten Gericht, welches sechzig Fuß hoch und halb so breit die Altarwand ziert, rate ich einen anderen Vormittag zu widmen. Handelt es sich bei der Decke darum, das richtige Licht und den richtigen Standpunkt zu finden, so erfordert dieses die Ausdauer langen Hinsehens auf einen Punkt, weil die meisten Teile der Fresken fast bis zur Unkenntlichkeit nachgedunkelt und von Lichter- und Weihrauchduft geschwärzt sind. Die Genialität und Großartigkeit des Werkes außer Frage gestellt, habe ich mich mit ihm trotz wiederholter und angestrenzter Versuche nicht in dem Grade befreunden können, als ich es wünschte. Das liegt offenbar an einem Mangel in mir. Das Gewaltige, das hier fast zum Gewaltsamen wird, erschreckt mich; auch habe ich es nie dahin bringen können, das ganze als Ganzes zu sehen, weil ich zu kurzsichtig bin. MICHELANGELO soll nach dem Schluß seiner Arbeit ausgerufen haben: „welches Unglück wird diese Wand anrichten“. Sein Wort ist in Erfüllung gegangen.

Am 17. November.

Den ganzen Tag ging gestern die Decke MICHELANGELOS über mir mit und ich weiß, alle Rosenstunden meines künftigen Lebens werden unter ihr Gottesdienst halten, wie ich in allen schicksalsschweren des Bildes der drei Parzen in Pitti gedenken werde. Der Enthusiasmus ist vielleicht die süßeste und reinste Empfindung des menschlichen Herzens und ich beklage diejenigen, die ihn nicht einmal wenigstens ganz gekostet. Mir ist immer, als ergössen sich alle anderen Gefühlsströmungen in diesen einen großen Drang der Seele, wie sich Flüsse und Bäche zu einem Strom verbinden, und erst das Gesamtbild all dieser Vereinigungen in einer letzten, entscheidenden Richtung gäbe dem Ganzen Zeichnung und Charakter. Rom möchte ich die Schule des Enthusiasmus nennen. Wer mit der geringsten Nei-

gung hierher kommt, dem Schönen sich hinzugeben, dessen Kunstdrang wird belohnt werden in überreichster Weise. Wir reisen so viel in Bäder, um unseren Leib zu erfrischen und neu anzuregen; wahrlich, ein geistiges Bad, das uns stählt und verjüngt, tut uns ebenso not. Ein großer und reiner Enthusiasmus ist solch ein Bad, welches alle Krankheiten der Seele ausheilt. Die geistige Haut wird wieder glatt und straff und erholt sich von ihren kritischen Sommersprossen. Bei uns in Norddeutschland wird es bald dahin gekommen sein, daß man sich vor Kritik das liebe Leben nicht mehr gönnt. Nicht nur, daß wir uns selbst nichts mehr zutrauen, auch die anderen sollen nichts mehr können und so wird vor Einschüchterung nur die Hälfte von dem geleistet, was geleistet werden könnte. Wenn das so weiter geht, so wagt man bald nicht mehr, mit seinem eigenen Gott allein zu sein. Kritik soll ein Reinigungs-, nicht ein Verwesungsprozeß sein; wo sie zu terroristischer Gewalt ausartet, wo sie sich wie Meltau erstickend über das Keimende wirft, ist sie der Tod alles reinen Schaffens. Wir sind Abendmenschen; es ist zu wenig heller Morgen in unserem Blut. Deshalb tun wir gut, zur rechten Stunde für frischen Luftzug zu sorgen und unsere eingängstigte Existenz aus ihrer dumpfen Atmosphäre herauszuwerfen dahin, wo neue Bedingungen uns wieder den Mut geben, harmlos zu sein. Der Fähigkeit, uns zu begeistern, schadet die trostlose Zufriedenheit, die wir darüber empfinden, an einer tüchtigen Sache einen Makel entdeckt zu haben. Wovor wir die größte Angst haben, das ist, uns zu kompromittieren. Ich habe immer gefunden, daß gerade die geistvollsten Menschen auch einmal eine Dummheit sagen oder tun. Daran ist gar nichts gelegen und nur darauf kommt es an, ein ganzer Mensch zu sein und alle Segel, die wir flott machen können, für jenes höchste Ziel aufzusetzen, das die Natur jedem Menschen gesteckt, nämlich seine einzelne Existenz in

möglichst gesunden und vernünftigen Rapport zum ganzen und allgemeinen zu bringen und die Ideale der eigenen Brust zu verteidigen mit dem letzten Blutstropfen. Dann werden wir auch harmonisch und liebenswürdig werden und jener größten aller Triebkräfte im Leben, der echten und wahren Begeisterung, ein offenes Herz bewahren.

Wer hat den schönen Klang des Namens Dorio Pamphilj nicht einmal vernommen? Die Römer nennen die zauberhafte Villa auch Belrespiro, weil es da gut zu atmen ist: Ja, zu atmen dort an einem Herbstabende, wenn der süße Libeccio weht und die Sonne satt und müde herabsinkt, den Bogen ihres Tages mit wolkiger Spur sanft zu sich niederziehend, wenn es krokusgelb heraufglüht von der Kampagna und die Wiesen noch duftig blühen wie im Lenz — es ist wie ein Gedicht in Landschaft. Ein Stück alter Wasserleitung begrenzt den Park nach der Peterskirche zu. Das Terrain des Gartens liegt so viel höher, daß man von der Kirche nur die Kuppel sieht. Die Wege fassen mannshohe Aloen und japanische Feigen ein. An dem Äquadukt ziehen sich prächtige Orangenbäume hin. Auf dem Sabinergebirge der erste Schnee, der Abendsonne zublinzelnd. Weiter hinauf die sogenannte Anemonenwiese und ein daran grenzender Pinienwald, der schönste Roms. Es war mir, wie wenn ein Leben voll ganz anderer Formen und Farben, anderen Bedingungen und Werten plötzlich über und um mich her geboren würde, und immer mußte ich mir zurufen: schau es tief an und immer wieder, auf daß du es später einmal glaubest.

Als ich heimging, webte die Enharmonik der Dämmerung ihre rätselhaften Akkorde am Himmel. Kalt und kälter wurden die Kronen der Pinien. Endlich stand die dunkle Masse wie ein Orgelpunkt da, über dem das Tonspiel der Farben ausgeklungen. Ein leichtes Frösteln ging über die Wiese, als beugten Gräser und Blumen sich tiefer zum Schlaf. Alle Jenseitigkeit in Ehren,

aber ich fürchte, vor der Erinnerung solcher Stunde möchte ein ganzes Paradies nicht bestehen können.

Am 19. November.

Der Einfluß, den große Zeitgenossen auf einander ausüben, ist eine merkwürdige Seite der Kunstgeschichte. Wer die Raffaelische Freske des Jesaias in S. Agostino kennt, wird unwillkürlich den Eindruck der MICHEL-ANGELOschen Propheten dabei in Rechnung ziehen. Nicht von Nachahmung kann bei einem Manne wie RAFFAEL die Rede sein: wohl aber ist es durchaus denkbar, daß jene bedeutenden Schöpfungen auch dem größten mitlebenden Genie für kurze Zeit oder in einem einzelnen Bilde eine verwandte Richtung geben konnten. Ist der Einfluß kein reziproker gewesen, wenigstens nicht in dem Sinne absoluter Nachweisbarkeit, so lag das einerseits an der außerordentlichen Geschmeidigkeit des Raffaelischen Geistes, welcher sich völlig nach den Gesetzen kunstgeschichtlichen Werdens bildete, andererseits in dem Unnahbaren der MICHEL-ANGELOschen Natur, welche eigentlich ohne Anfang und Ende war. Man kann von BEETHOVEN wohl sagen, daß sich sein Ausgang in den Wolken verlor, und daß wir noch jetzt bestürzt vor manchen seiner letzten Werke stehen; die erste Periode seines Schaffens knüpft aber greifbar an die Traditionen seiner Vorgänger an. Auch SHAKESPEAREs Wiege stand in seiner Zeit und seine ersten Dramen waren durchaus nicht so ohne Zusammenhang mit der Literatur seines Jahrhunderts, als wir früher geglaubt haben, ehe die Forschungen über die vorshakespearesche Zeit uns darüber aufgeklärt haben. Betrachtet man jedoch die Maske im Saal des Hermaphroditen zu Florenz, welche MICHELANGELO als junger Mensch gemacht, so weiß man in der That nicht, von woher man den Bildungsgang dieses Künstlers ableiten soll. Von der Antike? Daß

er sie studiert hat wie vielleicht kein anderer, wissen wir freilich. Aber haben seine Werke die geringste Ähnlichkeit mit ihr, sind sie nicht grundmodern? Ich glaube, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir sagen, das Eigenartige in ihm hatte die unvertilgbare Sprödigkeit eines Elementes, welches schwer oder gar nicht zu Verbindungen mit anderen geneigt war. Die Freske des Jesaias hat nicht getrotzt, sondern wegen ihrer Berührung mit dem Geiste MICHELANGELOS einen eigenen Reiz für mich. Das Erschreckende der sixtinischen Propheten ist bei RAFFAEL durch den Ausdruck tiefer Schwärmerei gemildert. Jene erscheinen mehr in die Offenbarung vertieft, Jesaias von ihr gehoben. Wie malerisch war eine Zeit, welche das Wunder glauben und darstellen konnte. Das Wunder, welches uns geblieben, ist allein noch das Gesetz.

Eine andere Freske RAFFAELs befindet sich in S. Maria della Pace. Auch sie verdankt vielleicht der sixtinischen Decke ihren Ursprung, aber nur in Ansehung des Motivs. Sie stellt eine zauberhafte Verschlingung von Sibyllen und Engeln dar. Die Schwierigkeit, in einen gegebenen, scheinbar nicht günstigen Raum, ein Bild so hinein zu komponieren, daß die räumliche Ungunst in einen malerischen Vorteil umschlägt, ist von RAFFAEL immer mit besonderer Liebe gelöst worden. Ähnlich wie bei den Bildern der Stenzen auf der Fensterseite (Parnaß usw.) war der Raum hier ein Bogen mit quadratisch ausgefüllten Ecken. Das Neigen und Beugen der Gestalten zueinander gibt einen Liebreiz der Linien, der sich nicht beschreiben läßt. Keine Spur des Anklangs an die Sibyllen von MICHELANGELO. Es gehören die Flügelschläge raffaelischer Engel dazu, um in ein Bild solche Atmosphäre von Keuschheit und heiligem Entzücken zu tragen. War uns allen doch, als die Gardinen wieder über dem Bilde zusammenschlugen, als wäre eine himmlische Erscheinung an uns vorübergezogen.

Am 23. November.

Kunstsehen und Kunsthören sind zwei recht verschiedene Dinge. Beim ersten ist alles auf einmal da, beim anderen konsekutiv. Daher übersehe ich bei jenem so oft das Einzelne, wie ich bei diesem leicht das Ganze überhöre. Ich will die Dummheit herschreiben: ich ließe mir gern einmal den Apoll vorspielen, wie ich gern einmal die Neunte Sinfonie als Freske übersähe. Ich möchte dort gern vom Augenblick und hier von der Ewigkeit erlöst sein. Dieser Gedanke ist für die Zwangsjacke reif, aber ein römischer Regentag mit Kopfschmerzen, kalten Füßen und vom Zugwind klappernden Fenstern treibt wunderliche Blasen im Gehirn. Tritt dann abends zur trüben Luzerne ein Freund in die Stube, ein rücksichtslos positives Wesen, in dessen Seele kein Fältchen von Geheimnis munkelt, so könnte ich über mein prismatisches Elend toll werden, das jeden reinen Strahl zu phantastischen Farben bricht. Ach, wir armen Kreaturen, die wir an solchen Gewitterstimmungen laborieren, während die ewige Vernunft da oben im reinsten Lichte spazieren geht!

Am 10. Dezember.

Gestern abend bei Vollmond auf's Kolosseum gestiegen. Ein Fackelträger voran. Wir, in unsere Plaids gewickelt, im unsicheren Doppellichte behutsam die Treppen hinan. Das ist die Stunde des Kolosseums. Da decken die silbernen Schleier alles Vergängliche zu und in schweigender Nacht ruhen Schall und Wiederhall. Nur die Fledermaus rauscht dann und wann aus dem Gemäuer auf, wie ein Gespenst der Vorzeit. Klingt es nicht wie dumpfes Kampfgeheul von unten her? Sind jene Schatten der Arena nicht blutige Gladiatoren, die sich zu neuem Spiele rüsten? Ja, ich sehe sie, ganze Scharen halbnackter Leiber, in gebräunten

Händen die kurzen kräftigen Schwerter. Aber das Kreuz inmitten wird schwarz und schwärzer; zum Ungeheuren schwillt es an, drängt tief und tiefer die Anstürmenden zurück! Jetzt sprengt es die Mauern mit riesigem Wachstum. Ich sehe nichts mehr als eine schwarze Masse da unten. Es war die höchste Zeit, daß mir der Führer mit der Fackel der Aufklärung zu Hilfe kam. Ich stand mit meiner Phantasie hart am Abgrunde. Was ich zu sehen vermeint, war nichts als eine Wolke gewesen, die den Mond verhüllt. So geht es uns Erdenkindern. Unser Geist, von Erscheinungen eingenommen, ereifert sich, die Dinge auf Erden nach seiner Weise zurecht zu legen, während die kleinste Wolke am Himmel unsere Konstellation verrückt und unser Dasein an den Abgrund drängt, wenn wir über seine Schranken hinaus zu phantastischen Visionen greifen.

Am 25. Dezember.

Heute früh zelebrierte der Papst selber die Messe in S. Pietro. Bei der Elevation (Erhebung der Hostie) ertönten Posaunen aus der Kuppel herab. Ein theatralischer Effekt, wenn man will, in der Hand eines geistreichen Regisseurs aber gewiß von höchster Erhabenheit. Nur muß man nicht eine fade Kantilene abblasen. Ich würde einen bloßen Dreiklang in die Kirche hinunter werfen, aber in allen Lagen und mit dem prägnantesten Rhythmus rezitiert. Mit einem Sforzato müßte eingesetzt und gegen den Schluß diminuiert werden. Auch würde ich mir in Ansehung des ungeheuren Raumes erlauben, statt drei, dreißig Posaunen zu nehmen.

Die Prozession war die prächtigste, die ich bis jetzt hier gesehen habe. Der Papst wurde auf der Sedia gestatoria unter einem Baldachin getragen, zur Seite die Pfauwedel, die Kammerherren im altspanischen Kostüm. Alle Spitzen der Geistlichkeit und die Gesandten

nahmen teil am Zuge. Er geht vom Hauptaltar aus durch das ganze Mittelschiff und verschwindet in der Kapelle der Pietà. Beleuchtung fand nicht statt. Neben mir stand ein Kampagnuole, welcher frappant wie Johannes aus der Madonna di Foligno aussah. Dieselbe herrlich gebildete, ernste Stirn, dieselben wilden Haare und der feierlich mystische Ausdruck der Augen. Auch eine Frau sah ich mit einem Kinde auf dem Arm — es fehlte nur der Rahmen und die MURILLOsche Madonna war fertig. Die süßeste, reifste Menschlichkeit. Es ist ein Jammer, daß solche Köpfe so dünn gesäet sind.

Sieht man eine solche Prozession mit ihrem mittelalterlichen Prunk und ihrem enormen historischen Apparat, so denkt man immer, es wäre eine bloße Vorstellung auf der Bühne. Daß der Staub von mehr als einem Jahrtausend darauf liegt, fühlt man freilich, auch wenn man ihre Wirklichkeit zugeben muß. Die Symbole sind geblieben, aber der Geist, der diesen kolossalen Organismus einst belebt, ist längst gestorben. Mir ist's, als läse man dieses Bewußtsein auf allen Gesichtern, selbst auf dem des Papstes. Uns aber, die wir hierher gekommen sind, die merkwürdigste Stadt der Erde in allen ihren Erscheinungen zu studieren, beschleicht ein traumhaft geschichtliches Gefühl, welches uns anregt, in der Summe der Zeiten das ewig Unvergängliche zu erkennen, und dieses Resultat dem eigenen Leben als unendlichen Trost mitzugeben.

Am 31. Dezember.

So wäre denn dieses denkwürdigste Jahr meines Lebens zu Ende. Tausend große Bilder haben meine Seele geläutert: Rom hat, um mich eines GOETHEschen Wortes zu bedienen, die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen. Sind meine individuellen Kräfte dem überschwänglichen Maße auch nicht gewachsen — je

nun, man klettert, wo man nicht fliegen kann. Die Wellen, welche von innen hervorquellend mich einst machtlos zu überfluten drohten, habe ich bändigen gelernt. Der Feinde schlimmster ist die Willkür der eigenen Brust. Der Mensch wie der Staat können nur moralisch gesunden und nach außen wirken, wenn er nach schwerem Kampfe gelernt, die Freiheit des Willens gegen den Willen der Freiheit einzutauschen. Nur dann, wenn wir alle Werte, alle Kräfte unserer Seele an das schöne Ziel setzen, welches wir das Harmonische nennen, können die Konflikte des Lebens im Individuum rein, ohne peinlichen Rest, gelöst werden und die Welt sich in jedem einzelnen Gemüt zum Kunstwerk kristallisieren. Zu solchem Tun bedürfen wir des begeisterten Vorbildes und der Erziehung durch die Schönheit: denn nichts räumt rascher und entscheidender die Hindernisse unwilliger Stimmungen hinweg, nichts reinigt gründlicher den Vordergrund seelischen Lebens, als der Verkehr mit großen Kunstwerken und Denkmälern der Geschichte. Das Beispiel ist die wahre Lehre.

Die Zeiger meiner Uhr decken sich. Draußen schlägt's mezzanotte. Wie vom Flügelschlag der Zeit bewegt, flackert die Luzerne. Müde von 365 Tagen will ich mich zur Ruhe begeben.

Wanderungen am Frischen Haff

I.

Bis Frauenburg.

Es reicht doch nichts an die Seligkeit einer Fußwanderung! — In Braunsberg sollte ich auf den Abgang der Post nach Frauenburg eine und eine halbe Stunde warten! Das vermochte ich nicht über das Herz zu bringen. Wie in jungen Jahren, wenn ich mit meinem Alpenstocke des Morgens auszog, über Matten und Felsgrate, keinen anderen Begleiter als meine vor mir hinflatternden Gedanken, welche mir in der Ferne eine schöne, selten trügerische Fata Morgana hinzauberten, eilte ich durch die Stadt, auf der Chaussee, welche von dem Marktverkehre ungewöhnlich belebt war, dem Städtchen Frauenburg zu. Wohl ist es bis dahin nur eine Meile und eine halbe; aber die Sonne, die im Löwen stand und sich zur fünften Stunde neigte, sandte durchbohrende Strahlen auf mein Haupt und die Straße lag dürr und lechzend vor mir. Nur noch vor wenigen Jahren zeigte dieser Weg eine andere Physiognomie. Da fuhren Posten, täglich mindestens sechsmal, und viele andere Wagen der Reisenden; Kuriere flogen hin und her, bald nach Petersburg, bald

nach Berlin zu; fleißige Arbeiter rupften zwischen den Steinchen das Gras aus und ebneten die vom letzten Regen entstandenen Rinnsale. — Das ist jetzt alles anders! Die Eisenbahn hat den Verkehr an sich gezogen und die alte Straße liegt tot da wie ein verlassenes Flußbette, das man geschlossen, während man für das Wasser einen neuen Kanal gegraben. Nur Marktwagen fahren noch hin und her; und der Handwerksbursche, dem selbst die vierte Klasse der Eisenbahn zu teuer, wandert einzeln oder in Truppen seiner Nachtherberge zu. Braucht er sich doch nicht zu beeilen! Die Welt ist groß, aber seine Geduld ist größer; das hastige Fieber der Gegenwart, der die Zeit Geld bedeutet, hat ihn noch nicht ergriffen, wird ihn nie ergreifen. Eher möchte dieses ganze Geschlecht aussterben. Vielleicht wird einer oder der andere, „von der Lava der Zeiten begraben“, konserviert und gibt unseren Nachkommen ein Rätsel zu lösen.

Nicht weit vor Frauenburg senkt sich die Straße in das Tal der Baude. Da ist gleich allerlei zu sehen, meinen Freunden zum Trotz, die mir zu Hause geraten hatten, doch lieber an den Rhein zu gehen. Es traten nämlich die Sandhügel auf, welche einst das Meer, als die Neherung noch nicht existierte, hier aufgetürmt hat; mächtige Dünenreihen und Wälle, spärlich bewachsen, hier und da vom Sturme zerrissen und zerwühlt. In naher Ferne blickt der Spiegel des Haffs durch den Einschnitt des Baudetals. Die Baude würde nun an und für sich nichts sein als ein unbekanntes Flößchen, wie es hundert andere gibt, wenn nicht dieses Wasserlein die Aufmerksamkeit eines großen Mannes erregt hätte, der sein „*fies nobilium tu quoque fontium*“ gesprochen. Kein Geringerer als KOPERNIKUS hat nämlich oberhalb Frauenburg neben dem Flößchen, das sich mit seiner größeren Wassermasse nordwärts in das Haff ergießt, einen Kanal graben und in demselben das Wasser um einen Berg herum nach Frauenburg leiten lassen.

Da treibt es nun Mühlenwerke und belebt und befeuchtet die Gärten der Stadt.

Aber noch ein Phänomen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Als Kind fuhr ich einmal mit meinen Eltern nach Frauenburg. Wie wir nun an den tiefen Taleinschnitt der Baude kamen und ich sah, wie die Straße sich in die Tiefe senkte und geradeüber fast senkrecht wieder in die Höhe stieg, da ängstete mich die Vorstellung, daß wir so steil hinauf wie auf das Dach unserer Scheune fahren sollten. Als wir aber in die Tiefe auf die Baudebrücke kamen, da kam uns die Straße gar nicht mehr so steil, sondern ganz mäßig ansteigend vor. Diese damalige Erfahrung fiel mir jetzt ein. In der Tat erscheint auf einer Höhe eine jede Straße der Art von einer auffallenden Steilheit, gerade wie das Meer, wenn wir es von einem hohen Ufer betrachten, einen Berg zu bilden scheint; am Fuße der Anhöhe oder am Ufer des Meeres entschwindet diese Täuschung fast ganz.

Frauenburg liegt an den Höhenzug gelehnt, darauf der Dom steht, wie wenn es sich in den Schutz desselben begeben wollte. Die Anschwemmungen der Baude haben nach dem Haff zu auch hier, wie an vielen anderen Uferstellen dieses Gewässers, ein Vorland gebildet, welches nun von den Wassern des Baudekanals durchbrochen wird. Da wo sie ins Haff fließen, erweitert sich das Flußbett und bildet einen kleinen Hafen, der mich recht an die Häfen der adriatischen Westküste erinnerte, wo auch fast immer die Mündungen der von den Appenninen strömenden Fließchen den Hafen bilden, darinnen nur Küstenfahrer und Fischerboote ankern. Den beobachtenden Geist erfreut solcher an flachen Küsten immer wiederkehrende Parallelismus.

In Frauenburg kann man keinen Schritt tun, ohne an KOPERNIKUS erinnert zu werden. Der große Astronom lebte hier vom Jahre 1510 bis zu seinem den 24. Mai

1543 erfolgten Tode als Domherr, und wenn er auch oben im Dome begraben liegt, gewisse Menschen sterben nicht; und wenn sie sterben, im Herzen des Volkes feiern sie ihre Auferstehung und leben ein ewiges Leben. Jedes Kind weiß hier von ihm zu erzählen. Sie führen uns an seinen Turm und behaupten, hier hinauf habe der Schöpfer des Baudekanals das Wasser desselben durch ein Räderwerk gehoben und in Röhren auf die Höhe des Domberges geleitet. Die Historiker zweifeln trotz des noch stehenden mächtigen Turmes an dieser „Wasserkunst“, denn sie finden darüber nichts in den Urkunden. Das Volk läßt sich seine Helden aber nicht rauben; es hält sie fest wie ein teures Besitztum und wo ihm die Geschichte nicht ausreicht, da hilft ihm seine Phantasie. So ist VIRGIL unsterblich geworden als „Zauberer Virgilius“ und der römische TIBERIUS als der grausame TIMBERIO. TELL wird dem Schweizervolke nicht entrissen werden können, trotz des Beweises, daß diese Gestalt dem finnischen Volke angehöre; denn die Mythe ist stärker als die historische Forschung.

Fragen wir nach einem Gasthause, so führt man uns in den „KOPERNIKUS“. Treten wir daselbst in das Gastzimmer, so erblicken wir sofort das Bildnis des großen Domherrn, in seinem roten Gewande, vor ihm einen Globus und Karten. Im Dome zeigt man uns sein Grabmal, und darüber hängt wieder sein Bildnis. Abends, als ich an den Hafen ging, da erzählte mir ein Fischer, daß KOPERNIKUS sich sogar einen Wagen gebaut habe, in dem er ohne Pferde durch die Straßen gefahren. In Danzig, Marienwerder, Graudenz und andern westpreußischen Städten erblickt man manche kolossale Bauwerke, namentlich Wasserleitungen; die hat — so behauptet das Volk — alle der KOPERNIKUS erbaut. In Thorn steht nun seit einigen Jahren seine Statue, in Warschau eine zweite ältere und ein drittes Denkmal in Krakau. Wie ein französischer Gelehrter eine dan-

tische, so könnte man eine kopernikanische Reise unternehmen, zu allen den Orten und Städten, die dieser Unsterbliche geweiht hat.

Vom Hafen habe ich noch etwas zu erzählen. Wie gesagt, er ist klein, fast bekommt man Lust, ihn in die Tasche zu stecken. Zwei kurze Steindämme schützen den Eingang gegen Versandung; auf ihren Spitzen stehen die prächtigsten Weiden, nicht die gekappten, wie sie in ganz Deutschland vorkommen, sondern Weiden in ihrem freien schönen Wachstum. So erscheinen sie ordentlich respektabel. Blickt man durch ihre Zweige landwärts auf den Domberg, so gibt das ein anmutiges Bild. Neben dem Hafen lagen verschiedene Steinplatten und Hölzer. Die ersteren sind vom Rhein aus dem vulkanischen Brohltal gekommen und für den Fußboden des Domes bestimmt. Ich fand grauen und schwarzen Schiefer. Der Küster behauptete, der letztere sei schwarzer Marmor, und bemerkte auf meinen Einwand, schwarzer Schiefer sei doch eigentlich Marmor. Mir fingen die Frauenburger an gefährlich zu werden; daß sie soviel von KOPERNIKUS wußten, war mir schon aufgefallen, nun imponierten sie gar mit ihren geologischen Kenntnissen! — Die lagernden Hölzer waren fast schon alle zu Eisenbahnschwellen zugeschnitten und sollten in Pillau in ein Schiff geladen werden, das in kurzem „nach See“ gehen werde, wie es hieß, nach Ägypten. So erzählten mir ein paar Schiffer. Solche Tatsachen imponieren und geben dem Handel seinen erhebenden Charakter. Hier traf ich auch einen Schiffer, der mir schon von früher her bekannt war. Er hatte nämlich einem guten Freunde einmal eine Ohrfeige gegeben und dieser gute Freund war in der Nacht darauf gestorben. Gerichtliche Sektion an der Leiche ergab eine Verletzung im Gehirn. Natürlich hieß es im Gutachten: An den Folgen der Ohrfeige! Der Mann kam in Gefahr, als Totschläger verurteilt zu werden. Da erschien vor den

Geschworenen ein Arzt aus Königsberg und bewies schlagend, daß der Tod durch eine von der Ohrfeige unabhängige Krankheit herbeigeführt sei. Natürlich erfolgte die Freisprechung. Da ich nun bei letzterer selbst zugegen gewesen, so interessierte mich der Mann. Er stellte sich mir hier am Hafen in seiner Schifferkleidung vor und zwar, als er eben im Begriff war nach Pillau zu fahren. Der Wind blies bald kräftig in das viereckige Segel und die Abfahrenden riefen ihr: Mit Gott! Es dauerte nicht lange und sie waren in der Ferne von der Dunkelheit eingehüllt.

II.

Im Dom.

Der folgende Morgen wurde vorzugsweise der Besichtigung des Domes gewidmet. Er steht, wie schon erwähnt, auf einem etwa achtzig Fuß hohen Berge, einer alten Meeresdüne, und bildet mit seinen Umfassungsmauern und Türmen ein befestigtes Kloster nach Art der Marienburg. Als der deutsche Orden Preußen eroberte und seine Burgen mitten in einer feindlichen Bevölkerung errichtete, da war Sicherheit das Hauptaugenmerk der Erbauer. Daher zeigen die erhaltenen Burgen gewaltige Mauern, mächtige Türme und feste Außenwerke. Selbst die darin befindlichen Schloß- und Kirchenbauten erinnern mit ihren Zinnen und Wandflächen mehr an eine Festung, denn an Wohn- und dem Gottesdienst geweihte Räume, und nach dem Bilde dieser Ordensbauten wurden später selbst die reinen Kirchenbauten errichtet. Es liegt etwas Wunderliches in den aus Granitblöcken erbauten Dorfkirchen des alten Preußenlandes. Roh aneinander gefügt treten diese Steine aus der unebenen Mauer heraus und die schmalen Fenster erinnern mehr an Schießscharten als an Lichtöffnungen. Die großen Dome von

Marienwerder und Frauenburg sind zwar nicht aus Feldsteinen erbaut, ihre Anlage offenbart aber nicht weniger den kriegerischen Charakter des Ordensbaustils. Eine gewaltige Mauer umgibt das Kirchengebäude, das Zentrum in einem Hofe. Ringsum und in demselben stehen allerlei Gebäude, Türme, die teils zu Wohnungen, teils zu anderen Zwecken bestimmt sind, doch freundlich nebeneinander existieren, während nach außen die Mauer dem Angreifenden ihre Stirn weist, und Türme — sogenannte „Ausfalltürme“ — ihre angreifende Bestimmung genugsam erraten lassen. Ein Graben schützte teilweise das Ganze nach der Landseite, während nach dem Haffe zu die Steilheit der Höhe die Schwierigkeit eines Angriffs vermehrte. Gegenwärtig macht die Anlage den Eindruck eines freundlichen Klosters. Der bischöfliche Palast freilich, der östlich hinter der Domanlage steht erscheint als angemessener Wohnsitz eines Kirchenfürsten; während die einzelnen, in Bäumen versteckten, von Gärten umschlossenen Häuschen der Domherren, die jenseits des Grabens, gewissermaßen auf dem Glacis, sich aneinander reihen, den idyllischen Eindruck behaglicher Beschränktheit hervorrufen.

Der Dom selber ist eine sogenannte Hallenkirche, mit drei gleich hohen Schiffen und einer Choranlage im Osten. Sie werden von einem einzigen Dache bedeckt, an dessen vier Ecken je ein Turm steht. Ein fünfter Turm sitzt nach Art eines Dachreiters in der Mitte des Firstes und ein sechster auf der östlichen Giebelspitze. Infolge dieses Turmreichtums gewährt der Dom ein ganz eigentümliches Bild, zumal der Hauptturm ein Ende davon in der Südostecke der Befestigungsmauer steht. Da sich in letzterem auch die Glocken befinden, so erinnert er an die im Süden Europas so häufig von der Kirche getrennt stehenden Campanile.

Das Innere ist einfach und nicht ohne Würde. Sieben Pfeiler teilen den Dom der Länge nach und bilden drei

Schiffe. Daran schließt sich im Osten der Chor, welcher in einem geraden (nicht polygonen) Abschlusse endigt. Die Pfeiler bilden ein längliches Achteck und sind plump; dagegen überrascht der Reichtum des Gewölbes mit seinem Netz- und Strahlenwerk. An den Pfeilern stehen Altäre, die meisten aus der Rokokozeit.

An Sehenswürdigkeiten enthält der Dom eine Menge von silbernen und goldenen Gefäßen und die kostbare goldene Statuette des Apostels Andreas, während die übrigen elf längst „in alle Welt“ gegangen sind. Ermüdend wirkt die Fülle reichgestickter Meßgewänder, die man dem Beschauer vorzeigt.

Wir werfen wohl noch einen flüchtigen Blick auf die an der Decke des Chors hängenden Hüte von fünf Kardinalen und die Tiara eines Papstes (Pius II. — Aeneas Sylvius), welche sämtlich einst dem Frauenburger Domkapitel angehört haben. Vor allem ist es aber doch das Grabmal des KOPERNIKUS, was uns erregt und unser Herz freudiger schlagen macht. Seine Entdeckung gehört der Menschheit an und wird so lange genannt werden, als es eine Astronomie gibt. Mit Recht heißt es auf der Gedenktafel, welche das Domkapitel ihm hat errichten lassen: „Astronomo celeberrimo, cujus nomen et gloria utrumque replevit orbem“, und plastischer noch auf seiner Statue in Thorn: „Terrae motor, solis coelique stator“.

Die wir in einer Zeit der freien Forschung und einer schönen Menschlichkeit leben, wir haben Mühe, uns eine Vorstellung von jenem Kampfe zu machen, „den Götter selbst vergebens kämpfen“, den Kampf mit der Dummheit und Trägheit. Indem wir jede neue Entdeckung mit freudigem Staunen und Entzücken aufnehmen, welches wiederum auf den Entdecker zurückwirkt und zu weiteren Forschungen begeistert, können wir nur schwer jenes Zögern des Weisen durch dreiunddreißig Jahre — so lange hielt er seine Entdeckung

zurück — verstehen. Es mochte die Scheu vor dem Nichtbegriffenwerden sein, wenn auch keine Furcht vor Kerker und Tod, was ihn bestimmte. Vielleicht auch die Neigung, sein System nach allen Seiten hin mehr und mehr auszuarbeiten, neue Entdeckungen sich anzueignen. Da aber die Resultate bei ihm gleich anfangs feststanden und seinen Freunden, auch dem wissenschaftlichen Publikum bekannt wurden — freilich mit dem Erfolge, daß man ihn sogar auf der Bühne lächerlich zu machen suchte — so wird es jene menschliche Scheu gewesen sein, die ihn immer wieder zögern ließ. Als aber endlich der Entschluß zur Publikation seines Werkes gefaßt war, da trat er nicht schüchtern auf, sondern mit einer Sicherheit und Kühnheit, daß ihn schon KEPLER als den „Mann freien Geistes“ (animo liber) bewunderte. In seiner Zueignung an den Papst Paul III. nennt er die unter den Theologen allgemein verbreitete Meinung von der Unbeweglichkeit und Zentralstellung der Erde ein „absurdes acroama“, und greift die Stupidität derer an, welche einem so irrigen Glauben anhängen. Wenn etwa leere Schwätzer, alles mathematischen Wissens unkundig, sich doch ein Urtheil über sein Werk anmaßen wollten durch absichtliche Verdrehung irgend einer Stelle der heiligen Schrift, so werde er einen solchen verwegenen Angriff verachten. Es sei ja weltbekannt, daß der berühmte LACTANTIUS, den man freilich nicht zu den Mathematikern zählen könne, recht kindisch von der Gestalt der Erde gesprochen und diejenigen verhöhnt habe, welche sie für kugelförmig hielten. Um zu beweisen, daß er, von der Richtigkeit seiner Resultate tief durchdrungen, kein Urtheil zu scheuen habe, wende er sich aus einem fernen Erdwinkel an das Oberhaupt der Kirche, auf daß es ihn vor dem Biß der Verleumder schütze, da die Kirche selbst von seinen Untersuchungen über die Jahreslänge und die Mondbewegungen Vorteil ziehen werde.

Hier in Frauenburg hat dieser unerschrockene Mann dreiunddreißig Jahre lang tatkräftig gewirkt und nicht bloß in stiller Zurückgezogenheit sich seinem geist-erweiterndem Studium hingegeben. Denn wenn man uns noch den Raum zeigt, von wo aus er den Himmel beobachtet, so offenbaren andererseits seine vielfach noch vorhandenen Briefe, was er als Arzt, was als Politiker gewesen. Als er nämlich 1510 durch die Gunst seines Oheims, des Bischofs LUKAS WAISSELRODE, zum Domherrn in Frauenburg ernannt war, fand er anfangs nicht die gehoffte Muße für seine mathematischen Studien; er wurde vielmehr öfters in die Händel des Domkapitels mit dem deutschen Ritterorden verwickelt, ja sogar von letzterem, dem er als unerschrockener Verteidiger der Rechte seines Stiftes bald ein Dorn im Auge war, in einer Schmähschrift angegriffen. Gelang es nun auch seiner Klugheit und seinem energischen Auftreten, sich in kurzer Zeit nach dieser Seite hin Ruhe zu verschaffen, so gab doch später gerade seine anerkannte geistige Überlegenheit und das Vertrauen seiner Kollegen auf sein richtiges Urteil noch oft genug Veranlassung, aus der ihm so erwünschten Stille in das geräuschvolle Geschäftsleben herauszutreten. Bei Abwesenheit des Bischofs versah er häufig dessen Stelle; er wurde in wichtigen Angelegenheiten um Rat befragt und mußte bei der öfteren Erledigung des bischöflichen Stuhls mehr als einmal das Amt eines Generalvikars und Administrators der Güter des Bistums übernehmen. Als er letztere Stelle unter anderem auch nach dem Tode des Bischofs HABION VON LOSANGEN, des Nachfolgers seines Oheims bekleidete, legte er ein Zeugnis seiner Unerschrockenheit, Standhaftigkeit und Berufstreue ab, indem er unbekümmert um die Feindschaft der deutschen Ordensritter und polnischen Großen einen Erlaß auswirkte, der die Ritterschaft zur Rückgabe aller von ihnen anmaßlich in Besitz genommenen Stiftsgüter zwang.

Nicht weniger zeichnete er sich durch seine medizinischen Kenntnisse aus. Ohne sich für einen praktischen Arzt auszugeben, erlangte er durch seine glücklichen Kuren dennoch einen solchen Ruf, daß man ihn in dringenden Fällen sogar an den herzoglichen Hof nach Königsberg berief. Den Armen gab er seine selbstverfertigten Arzneien stets unentgeltlich.

Haben wir auf dieser geweihten Stelle eine lange Zeit geweilt und uns unseren Betrachtungen hingeeben, — denn zu sehen ist außer dem Grabsteine und dem Bilde des KOPERNIKUS, sowie der erwähnten Gedenktafel nichts, — so richten wir unsere Schritte vielleicht noch zu dem Grabmale des im Jahre 1841 verstorbenen Bischofs STANISLAUS VON HATTEN. Sein Bildnis hätten wir schon früher in manchen Hütten, wenn wir sie betreten, sehen können. Je mehr in demselben eine sprechende Herzensgüte und Milde interessiert, um so mehr schauern wir, wenn wir hören, daß dieser ehrwürdige Greis am 3. Januar 1841 von einem gewissen KÜHNAPPEL ermordet worden. In der Inschrift seines Grabmals heißt es: *manu nequissima occisus in aedibus suis 3. Jan. 41. hora 6 vespertina.* Ich erinnere mich noch des Entsetzens, das uns erfaßte, als die Nachricht zu unseren Ohren kam. Es ergab sich bald, daß der Täter ein Katholik war. Nicht Rache, nicht Zorn oder Wahnsinn, sondern einfache Raublust bildete das Motiv zu diesem scheußlichen Verbrechen und trug dem Täter außer dem Blutgerüst allgemeinen Abscheu ein.

Sonderbar, daß unser Preußenland noch von einem zweiten Morde an einem Kirchenfürsten zu erzählen weiß. Auch WERNER VON ORSELN, der Hochmeister des deutschen Ordens, wurde im Jahre 1330 in der Marienburg, „als er aus seiner Kapellen gar einig ging, recht unter der Türen erstochen.“ Damals war ein Ritter der Täter, und beleidigtes Ehrgefühl und Rachsucht hatten ihn zu der Tat bestimmt; so bleibt für

JOHANN VON NEENDORPF noch ein Rest von Teilnahme, den Mörder HATTENS können wir nur verabscheuen.

Das Grabmal des letzteren ist von weißem Marmor, sonst von großer Einfachheit. Oben befindet sich sein Wappen abgebildet: ein Horn an einem Bande, darüber drei Sterne. Außer den bereits erwähnten Worten lesen wir noch in dem Latein der vulgata den schönen Spruch aus dem Römerbriefe:

Leben wir, so leben wir dem Herrn,
Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

III.

Im „Gebirge“.

Doch hinaus aus Mauernenge und Todesgedanken zum Rande der Höhe, darauf der Dom steht! Welch wundervolles Bild! Die Stadt zu unseren Füßen mit der neuen evangelischen Kirche und dem Kopernikusturm; das Haff in der Beleuchtung des Morgens, klar und duftig; links die blauen Höhen, die uns an ein Gebirge erinnern (nach so langem Entbehren!); am Horizonte das weiße Band der Nehrung. Die Bienen summen in den Linden des nächstliegenden Domherrngärtchens, die Steinhauer klopfen mit ihren Hämmern unten bei ihrer Arbeit; auf dem Vorlande des Haffs ernten sie den zweiten Grasschnitt und muntern die Pferde an, welche die Decke des fast erst in der Bildung begriffenen Landes oft durchbrechen und einsinken; ein paar Angelkähne mit hohen viereckigen Segeln kehren vom Fischfange zurück. Wohl sind ihre Segel sonnenbeschieden, weiß, aber die Nehrung da drüben ist weißer, mit ihren welligen Bergformen an ein Schneegebirge erinnernd. Und wer dieses für übertrieben halten möchte, dem gebe ich zu bedenken, daß ich die Autorität LEOPOLD's VON BUCH für mich habe.

Als ich hinabging, bemerkte ich, daß man die neue, noch im Bau begriffene evangelische Kirche gegen den ihr im Rücken herabfließenden Sand durch eine steinerne Mauer hat schützen müssen. Das erinnerte mich recht an die Schutzmauern in den schleswig'schen Dünen. Auch habe ich einmal in der Nähe des Chamounitales eine Kirche gesehen, die sich ganz hinter einen gegen die Lawinen errichteten Schutzwall verkroch. Hier in Frauenburg ist zwar keine eigentliche Gefahr vorhanden, wir werden aber doch daran erinnert, daß der Domberg nichts ist, als eine alte Düne. Federleicht war mein Gepäck, etwa so leicht als mein Sinn, als ich nun die Wanderung in „die Berge“ antrat. — Wer am Harz lebt oder am Riesengebirge, wer die waldigen Höhen des Thüringerlandes oder Frankens täglich vor sich hat, der weiß nicht, wie es uns hier zumute wird, wenn wir einmal etwas sehen, was uns an jene schönen Berggegenden erinnert. Dieser Bergzug zwischen Frauenburg und Elbing, vier Meilen lang und etwa halb so breit, ist kaum sechshundert Fuß hoch und reicht obengenannten Bergen nur bis zum Knie; aber es ist doch eine Höhe! Man sieht sie meilenweit sich duftig und blau aus der Ebene erheben, in schön geschwungenen Kuppenlinien und sich allmählich abdachend, zum Haff und zur Elbinger Niederung, oder sich in den Höhen des malerischen Oberlandes (Hockerlandes) fortsetzend. Aber was jene Gegenden nicht haben und was diesen Bergzug so wunderbar macht, an seinem Fuße da lebt es und webt es, da rauschen die Wellen des Haffs, das sich küstenlos nach Norden dehnt, und von drüben weht uns die scharf-salzige Luft des Meeres entgegen und lockt unsern Blick über die weißglänzende Nehrung hinüber auf die Wellen des tiefblauen Meeres, das von einem, auch mehreren Segeln, vielleicht einem Dampfboote belebt wird. Tiefeingeschnittene Waldtäler und Schluchten gliedern den Bergzug; an munteren Fließ-

chen klappern die Mühlen und Buchwälder, so schön wie in dem schönen Holstein, tranken ihre Wurzeln noch in dem Wasser des Haffs.

Es war ein erquickender Morgengang! — Der Weg läuft immer genau auf der Grenze des alten Seeufers und dem neugebildeten Wiesenvorlande des Haffs. So erfreute von links her die schattige Kühle des steilen Ufers, von rechts aber der Duft des frisch gemähten Heues. Später wird der Weg sonniger; bald aber gelangen wir in das eigentliche „Gebirge“, blicken in dunkle Waldschluchten und weit über die blaue Wasserfläche. In Luisental empfing mich lautes Kindergeschrei. Ein Mann, in einem Kasel (ein langer Rock von dicker Leinwand, mit einer Kapuze, vor dem Gesicht ein Haarsieb), hatte eben den Bienen ihren Honig genommen (man nennt das hier: die Bienen brechen) und kehrte reich beladen in das Haus zurück. In der einen Hand hielt er die Honigwaben, in der anderen einen Feuerbrand, um die Bienen zu vertreiben. Die Kinder umschwärmten ihn in respektvoller Entfernung; eine Frau erwartete sie an der Haustüre mit einem Korbe voll Semmeln. Ich stand einen Augenblick hinter einem Baume verborgen und erfreute mich an der lieblichen Szene; dann zog ich weiter.

Jetzt erst geht es wahrhaft aufwärts. Ein Seitenarm des Gebirges zweigt sich nämlich vom Hauptzuge ab und endigt in einem steilen Vorgebirge am Haff. Diesen Arm hat die Straße zu übersteigen. Als ich die einsame Waldhöhe erreicht hatte, begegnete mir ein Arbeiter von verdächtigem Aussehen, eine Axt auf der Schulter; als er mir vorbeigegangen und ich ihm durch eine Waldecke verborgen war, schlug ich mich seitwärts in den Wald, nach dem Haff zu. Ohne diesen Mann wäre ich nicht auf die Höhe des Vorgebirges gekommen, das ich soeben erwähnt habe. Im Walde begraben, ahnt man nicht, welch einen weiten Blick diese Höhe gewährt. Durch spärliche Bäume über-

schaut man das endlose Haff nach Norden, die Küste bis Braunsberg, an der namentlich der turmreiche Frauenburger Dom hervortritt, ähnlich wie Wisby von Högklint aus gesehen; geradeüber aber die Nehrung und dahinter die See. In steil abstürzenden Terrassen senkt sich die Höhe zum Strande des Haffs; Birken, Kiefern, Buchen, Eichen (ein sonderbares Baumgemisch) bedecken sie und gewähren den erquickendsten Schatten. Spinnen hatten ihre Fäden von Baum zu Baum und über das Heidelbeerkraut des Waldbodens gezogen. Unten im Haff aber lagen einige mächtige Steine und ließen sich von den Wellen der leichtgekräuselten Fläche umspielen. Als ich nun im Moose saß und den Südwind hörte, wie er durch die Baumkronen rauschte im gleichmäßigen Strome, da zog ich meinen DANTE aus der Tasche und las jene Stelle, in welcher er das irdische Paradies schildert und dabei des Pinienwaldes bei Ravenna erwähnt. Vor zwölf Jahren gerade hatte ich diese Stelle in jenem Walde bei Chiassi gelesen. Was schloß nicht alles dieser Zeitraum in sich, an Freud' und Leid! In solchen Momenten liegt die Vergangenheit vor uns wie ein ausgebreitetes Stück Erde, das wir von einer Höhe überblicken; nur die Ferne hüllt sich in den Nebel der schwächer werdenden Erinnerung.

Jene Stelle im purgatorio (28. 7 bis 21) ist aber so schön, daß ich sie hier wiedergebe.

Von einem Lüftchen, einem sanften, steten,
Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht mehr, als ob mich Frühlingswind' umwehten.

Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.

Doch nicht so heftig wühlt' er in den Zweigen,
Daß es die Vöglein hindert', im Gesang
Aus grünen Höh'n all ihre Kunst zu zeigen.

Rein wie der Lüfte Hauch ins Dickicht drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen.
Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang.

So klingt's, wenn Zweig' um Zweige sich bewegen,
Im Fichtenwald an Chiassi's Meergestad',
Sobald sich des Sirocco Schwingen regen.

Nunmehr stieg ich die Waldterrasse hinab zum Haffufer. Der Vorstrand (der Raum zwischen Haff und Höhe) ist mit Steinen dicht bedeckt, war es aber früher in einem höheren Grade; denn schon seit Jahren bildete die Küste den Steinbruch für die steinarmen Umgegenden, namentlich für die Nehrung und die Marschen der Weichselniederung. Jetzt ist sie an größeren Blöcken so ziemlich erschöpft. Nur im Haff selber liegen noch einige, darunter der sogenannte Heilige Stein. Derselbe mag achtzehn Fuß lang und ebenso breit sein. Über das Wasser steigt er anfangs mit senkrechten Flächen, dann schrägen dieselben sich in einem Rücken ab, so daß er den Eindruck eines Grabes macht. Wahrscheinlich hat dieser Stein seine Bezeichnung als „heiliger“ davon, daß die alten Preußen auf demselben ihrem Gotte Kurche die Erstlingsopfer des Fischfangs brachten. Vor sechshundert Jahren mag er auch noch nicht im Wasser selber, sondern auf dem Strande des nun mehr und mehr abgestürzten Ufers sich befunden haben. Wie an die meisten Steine von kolossalen Dimensionen, knüpft sich auch hier eine Sage an. In jener Zeit nämlich, als Riesen die Erde bewohnten, von denen nach KASPAR STEIN's (geb. 1592 zu Königsberg) preußischen Memorabilien ein paar Knochenüberreste an der Pfarrkirche der Altstadt Braunsberg aufgehängt gewesen, hauste einer derselben auf der Frischen Nehrung, ein zweiter am gegenüberliegenden Ufer des Frischen Haffs bei Tolkemit. Beide hatten nur ein Beil, welches sie sich zum Fällen des Holzes gegenseitig zuwarfen. Als ein-

mal der auf der Nehrung Wohnende das Beil haben wollte, der andere aber sich weigerte, es ihm zu geben, ergriff jener den mächtigen Stein und warf nach diesem. Der Stein glitt aber an dem Daumen um etwas ab, und so erreichte er nicht ganz das diesseitige Ufer. Bei den meisten Steinen spielt freilich der Teufel die Hauptrolle. So erzählt man von einem Steine in meiner Heimat, einem gewaltigen, oben eine Platte bildenden Blocke, daß Leute einst den Sonntag entweiht hätten, indem sie auf diesem Steine Karten spielten. Der Teufel habe sie dabei überrascht und mit sich genommen. Wir Kinder bewunderten mit großer Andacht die eingehauenen Karten, den Abdruck des Pferdefußes, mit ganz besonderem Interesse aber die Abbildung eines Tellers mit Kuchen und eines Weinglases. Wahrscheinlich hatten die Kartenspieler auch für leibliche Genüsse Sorge getragen.

Der Heilige Stein würde den Mangel seiner Beziehung auf den Teufel längst gebüßt haben und zersprengt sein, wenn nicht die Regierung jede Beschädigung des selben ausdrücklich untersagt hätte. Dafür hat man die übrigen Steine um so weniger geschont, leider zum großen Verderben des Ufers, das nun abgespült und abgeschält wird. Gewöhnlich glaubt man, daß dieses durch die Wellen des Haffs geschieht; dieselben sind aber eigentlich der am wenigsten tätige und schädliche Faktor. Denn die aus dem steilen Ufer quellenden Wasser, welche dasselbe unterwühlen, lockern und Bergfälle verursachen, das Eindringen der Kälte im Winter und das Auftauen des Erdreichs im Frühjahr schaden allein schon mehr als alle Flutwellen. Ganz besonders aber ist es das Eis, welches im Frühlinge, wenn das Haff „aufgeht“, von den Winden zusammen- und an das Ufer getrieben, die auffallendsten Verheerungen anrichtet. Oft wird es in langen Wällen auf das flache Ufer geschoben und zerstört dasselbe durch Aufreißen und Aufwühlen vollständig. Auf diese Weise

sind schon ganze Uferstrecken zerstört und zu Haffboden geworden. Wo große Steine auf der Uferbank liegen, wird der schädliche Einfluß dieser Eiswälle wesentlich gehemmt, indem die aus nicht großen Schollen bestehenden Massen durchbrochen oder ganz zurückgehalten werden. Fehlt dieser Schutz, so nagt dieses Eis alljährlich an den Uferwänden wie eine Säge. — Das ist nunmehr auch hier der Fall. Ausstürzende Bäume, die in der Tiefe liegen, andere, die wie zum Tode geneigt, sich mit ihren Wurzelfasern noch an das Ufer anklammern, beweisen den schädlichen Einfluß des Winters genugsam. Dafür läßt sich das Ufer wie eine geologische Karte von unten bis oben übersehen und man erkennt darin die verschiedenen Lehm- und Sandschichten, zu oberst die Humusschicht des Waldes. Ganz besonders zeichnet sich der feine weiße Quarzsand aus und eine durch Eisenocker zu einem Konglomerat verbundene gelbe Sandschicht, welche auf der Nehrung auch wohl scherzweise Pfefferkuchen genannt wird. Dagegen kommt eine Braunkohlenschicht, die man überall an der samländischen Ostseeküste antrifft, hier nicht vor.

Soll ich nun noch etwas über das Frische Haff erzählen, so bemerke ich betreffs seines Namens, daß derselbe wohl in der Tat ein frisches Wasser bedeutet und weder mit dem Flusse Frising noch mit der altpreussischen Sprache etwas zu tun hat. Im Sommer freilich, namentlich im Juli und August, verdient es diese Bezeichnung selten. Es entstehen dann nämlich im Wasser eine eigene Art von Pflänzchen von fast mikroskopischer Kleinheit, welche dem Haff eine grüne Farbe geben und, am Ufer ausgeworfen und getrocknet, dasselbe wie mit Vitriol überziehen. Zugleich verbreitet sich ein äußerst widerwärtiges Miasma, welches tief ins Land dringt und dem Menschen Kopfweh verursacht. Tote Fische werden in großer Zahl ausgeworfen; Enten aber, die von diesen auf das Ufer ge-

spülten Pflänzchen fressen, sollen gar davon sterben. — Wenn das Haff in diesem Zustande ist, so sagt man: es blüht. Sonderbar ist es, daß auch die Theiß in Ungarn im Sommer sich mit mikroskopischen Tierchen bedeckt und daß es dann gleichfalls von ihr heißt, sie blühe. Nachdem dieses alles am Haff gesehen und bedacht worden, begab ich mich in einem Taleinschnitt durch den noch jungen Wald wieder auf die Straße zurück. Bald verläßt man denselben und kommt durch ein sonderbares Hügel- (Höcker-) Land nach dem Städtchen Tolkemit. Vorher sieht man noch am Haffufer Menschen, welche kleine Steine auflesen und in ein Boot schütten. Es sind diese Kalksteine, die kurz vor Tolkemit gebrannt und demnächst verschifft werden. Tolkemit gehört zu jenen Städtchen, welche das Schicksal haben, wegen ihrer Kleinheit als Zielscheibe des Spottes der Reisenden zu dienen. So erzählt ein jeder gern die Sage von einem Aal, der einst gedroht habe, die Stadt zu verschlingen, und nur mit Mühe und Not an eine Kette gelegt worden sei, „allwo er noch jetzt zu sehen“. Andere wundern sich über die Menge von Scherben, die an ein Scherbengericht erinnern. Und in der Tat, Tolkemit ist ein wahres *κεραμείον* (so hieß die Töpfervorstadt von Athen): denn überall stehen die Töpferwaren vor den Türen auf dem sogenannten Bürgersteige, um zu trocknen und demnächst gebrannt zu werden. Man kann keinen Jahrmarkt tief im Lande besuchen, ohne die Tolkemiter Töpfer anzutreffen, deren Waren sich durch Sauberkeit und Dauer auszeichnen. Überhaupt sind diese verschrienen Tolkemiter fleißige Leute, die sich sogar bis zur Höhe der Selbstironie erheben können; denn von einem dortigen Bürger hörte ich folgendes anmutige Verslein:

O Tolkemit, du schöne Stadt,
 Du bist fürwahr ein Wunder,
 Wenn einer dich gesehen hat,
 So ist Paris ein Plunder.

Im höchst einfachen Gasthause lag eine Elbinger und eine Berliner Zeitung aus, und an der Wand hing ein schöner großer Kupferstich, eine Geburt Christi darstellend. Bedenke ich nun noch, daß Tolkemit die Vaterstadt des Mönches SIMON GRUNAU ist, eines berühmtesten Chronisten, dessen phantasievolle Erfindungen in der preußischen Geschichte eine so heillose Verwirrung angerichtet haben, so wüßte ich nicht, was ich sonst noch von Tolkemit berichten sollte.

Wir machen uns also auf und kommen in einer Stunde nach Cadinen, dem schönsten Punkte dieses ganzen Höhenzuges, wo sich Berg und Ebene, Höhe und Tiefe, Wald und Feld miteinander verbinden; wo uns die Natur mit ihrem Zauber umfängt und die Kunst eine Stätte gefunden hat. Läge dieses Cadinen an der großen Heerstraße, es lebte in dem Munde der Reisenden gleichwie der samländische Ostseestrand oder die wundervolle Umgebung Danzigs. Auch so suchen es Freunde einer schönen Natur von nah und fern auf und erquicken sich in dem geschmackvoll angelegten Garten, darinnen die Springbrunnen rauschen und die Orangen blühen, oder in dem Buchenwalde, der die ganzen Höhen gleich hinter dem Garten bedeckt und daraus das nun verlassene Bernhardinerkloster blickt, oder endlich auf der letzten Waldhöhe, zu der man höher und höher steigt, von wo aus das Haff vor der Größe des Meeres zurücktritt. Denn wunderbar ist es, wie die kleine Fläche des Meeresspiegels so unendlich größer erscheint, als die weite Wasserfläche des Haffs. So wirkt auch die ferne winzige Spitze des Montblanc erdrückend auf alle die Vorberge, welche ihn verdecken.

So schön ist es hier, daß ich nicht einmal das Kloster kritisieren mag, das den wüsten Eindruck des Verlassenseins macht, ohne bereits zu der Schönheit der Ruine zerfallen zu sein. Ein ähnliches verlassenes Kloster sah ich einst auf der Höhe über Sorrent und

empfund ganz denselben Eindruck der Nichtbefriedigung. Ohnehin war die Bauart dieses Klosters so häßlich wie die des unsrigen.

Aber die Aussicht ist bei beiden entzückend. Hier erblicken wir drüben namentlich Kahlberg in seinem Kiefernwalde und ahnen seine überraschende Schönheit.

Das Kloster scheint erst gestern verlassen zu sein. Auch ist es in der Tat nicht so lange her. Am Anfange dieses Jahrhunderts wurde es aufgehoben, und im Jahre 1829 fand der letzte der Mönche, RAPHAEL BOCK, seinen Tod in den Fluten des Pregels. Jetzt wohnt ein Schullehrer darin. — Hunderte von Namen bedecken die Wände, so weit sie der Menschenhand erreichbar; selbst ein großes Ölbild, halb verlöscht, haben die Mitglieder einer Königsberger Studentenverbindung mit ihren Namen beschrieben. Weshalb die Menschen dieses nur tun? Wollen sie einem nachfolgenden Reisenden zurufen: Auch ich war hier! Oder ist es ein Ausdruck jenes im Menschen liegenden Dranges, die Erinnerung an seine schnell vergessene Existenz wach zu halten, etwas für seine Ewigkeit zu tun? Sonderbar ist es wenigstens, daß man solches Schreiben „sich verewigen“ nennt.

Geht man von dem Kloster höher hinauf, so gelangt man zur letzten Höhe bei dem Dorfe Lenzen, von wo man den erwähnten weiten Blick auf die See hat. Bei dem Namen Lenzen denkt natürlich ein jeder sogleich an Frühling, Duft und Sonnenschein; aber man übereile sich nicht. Dieser Name hat mit dem Lenz nichts gemein; er ist einfach eine Verstümmelung des altpreußischen Lansania. So ist es in unserem Preußenlande mit vielen alten Namen gegangen. Braunsberg hängt weder mit braun, noch mit dem Namen des Bischofs BRUN zusammen, denn es ist aus Brusebergun entstanden. Heiligenbeil bedeutet heiliger Berg (pile, peil = Berg, Burg). Mehlsack gar hat weder etwas mit

Mehl noch mit einem Sack zu tun, und ist aus Malsekuce korrumpiert. — Steigt man von dieser Höhe gerade herunter, so gelangt man durch die „heiligen Hallen“, ein mit Buchen dicht bewachsenes Tal, nach Panklau. Von hier ist es nach Kadinen nicht weit, und vielleicht kehrt man dorthin zurück, um die gewaltige Eiche zu sehen, welche im Inneren hohl ist und viele Personen aufnimmt, auch durch eine hölzerne Tür verschlossen werden kann. Vielleicht geht man auch gleich weiter und dann kommt man über Sukase, das wegen seines Obstes berühmt ist, durch Täler und über Hügel ohne Ende nach Reimannsfelde. Ich war recht müde, als ich mit Sonnenuntergang dort anlangte. Wir hatten den ganzen Tag über eine fürchterliche Hitze bei einem glühenden Südwinde gehabt, und da wollte mir nicht weit von Reimannsfelde die Geduld fast ausgehen. Da fiel mir noch beizeiten ein, daß ich vor zwei Jahren, als ich den Vesuv bestiegen, mir vorgenommen hatte, ich wollte, wenn mir einmal etwas recht schwer würde, an diese schwerere Arbeit denken. Das gab mir neuen Mut. Am folgenden Morgen waren ohnehin alle Beschwerden vergessen.

IV.

Die Frische Nehrung und Kahlberg.

Der Name Reimannsfelde hat hier zu Lande einen guten Klang. Wer leidend ist und dem Ausspruche: *ἄριστον μὲν ἴδωρ* beipflichtet, der kommt gern auf ein paar Sommermonate her, um in der weitberühmten Kaltwasserheilstalt zu genesen. Die Temperatur der in einem tiefschattigen Waldgrunde hervorsprudelnden Quelle beträgt nur $6\frac{3}{4}$ Grad, bleibt also hinter der mittleren der Gegend zurück. Die Badegäste empfinden im Sommer diese Differenz zwischen der

Wasser- und Luftwärme ($6\frac{3}{4}$ und 15 bis 20 Grad) als eine besondere Wohltat.

Haben wir noch einen Blick auf die geschmackvolle Villa des Besitzers dieses Landstriches geworfen, die durch die seltene Schönheit ihrer Verhältnisse nicht weniger überrascht als durch ihre erquickliche Lage auf einer Höhe vor dem dunklen Waldhintergrunde, so wird es Zeit sein, an den Haffstrand zu gehen, denn es naht das Elbinger Dampfboot, das uns nach Kahlberg bringen soll.

Fröhliche Gesichter blicken uns von dem Verdeck entgegen, die Neuangekommenen prüfend, den Aussteigenden ein Lebewohl zuwinkend. Heiter fließt die Unterhaltung. Ist es doch ein goldener Sonntagmorgen, das Haff schlägt frische Wellen und die Höhen des Südufers hüllen sich in den feinsten Dunstschleier. Die Spitze unseres Dampfbootes aber ist der Nehrung zugerichtet, darauf wir Prebbarnau entdecken mit seiner einfachen Kirche, einzelne auf Hügeln stehende Kiefern, unter ihnen den dunklen Streifen des Waldes, der sich bis Kahlberg hinzieht. Kahlberg aber, mit den schmucken Villen der Elbinger, blickt aus dem Walde gerade da, wo er endigt und in ein wunderliches Land, die Dünenwüste der Nehrung, übergeht.

Da das Dampfboot Kahlberg noch nicht erreicht hat, so interessiert vielleicht eine Bemerkung über den Namen Nehrung. Das Volk sagt stets Nehring, und das mögen sich diejenigen merken, die an Nahrung denken und etwa so argumentieren: weil dort wenig Nahrung, drum heiße die ganze Landzunge so. In Urkunden wird sie Nerige, Nergie, Nerigia, Neringia, Neria genannt. Das Wort stammt aus dem Aistischen (Altpreußischen) und so ist auch an ein deutsches Näherung, Niederung nicht zu denken. Professor RHESA erklärte den Namen aus dem lettischen nereht, auswählen, und hielt ihn für eine Korruption von nerige zeme, ausgewähltes Land. Nach den neuesten

geistvollen Forschungen von NEUMANN in Elbing hängt das Wort mit dem sanskritischen nâra, Wasser, zusammen und bedeutet soviel als seichtes, versandetes Gewässer, Inselland, Tauchland. Bedenkt man, daß die Nehrung noch in historischen Zeiten von der See vielfach überflutet und durchbrochen worden, ferner, daß der Dünenrücken (durchschnittlich etwa 20, 50 und 100 Fuß hoch) erst im Laufe der Jahrhunderte durch den ausgespülten Sand der Weichsel zu der jetzigen Höhe angewachsen ist, so erscheint die Deduktion schon mit Rücksicht auf die Natur dieser Landzunge höchst treffend, ganz abgesehen von den etymologischen Nachweisen, die nicht weniger überzeugend wirken.

Aber schon tauchen die Binsen auf, welche noch tief im Haff wachsen, Schilf und andere Wasserpflanzen. Infolge des in das Haff gewehten Sandes ist dasselbe hier sehr flach. Wir halten also entfernt vom Ufer und haben auf einem hölzernen Stege noch weit zu gehen, bevor wir das Land erreichen.

Ein wunderbarer Ort, dieses Kahlberg! Man wadet in tiefem Sande zwischen spärlichen Kiefern, die alle etwas Verkrüppeltes und Verkommenes haben; denn der Sturm rüttelte an ihnen von frühester Jugend auf und der magere Sandboden versagte ihnen die spärliche Nahrung. Darum sind sie klein und unbedeutend. Blickt man nach rechts, so starren uns die Dünenberge entgegen, gelblichweiß und von den wenigen Pflanzen, die darauf wachsen, gesprenkelt wie das Fell eines Raubtieres. Die See hört man nicht rauschen, es sei denn, daß ein Sturm die Fluten an das Ufer wälzt; aber der Wind weht durch die Baumkronen der Kiefern und erzeugt jenes einförmige, melancholische Sausen, das man nicht Rauschen nennen kann. Die Nadeln der Bäume sind mit einem dichten Spinnweben überzogen; blickt man nach der Sonne, so sieht man wie durch einen Silberschleier.

Man geht weiter in das Innere und es währt nicht lange, so wähnt man sich verzaubert. Wie in jenen Märchen, die man uns als Kind erzählte; wie jener von warmen Quellen getränkte Garten in der grönländischen Eisfelderwildnis; eine Oase in der Wüste, so tritt uns eine harmonische Menschenschöpfung, ein kleines Paradies entgegen. Gleichsam im Schoße des Hauptdünenzuges, da blühen die wundervollsten Blumen in erstickender Fülle, da grünt ein Rasen von bezaubernder Frische, da stehen Orangen in großen Kübeln, wachsen Akazien, da legen die Reben sich an das Gestein der Terrassen und hüllen es in ihr lichtiges Grün. Zögernd hebt man den Fuß und wandelt durch tiefe Gänge. Da grüßen uns vertraut lächelnd alte Freunde: der Apollino aus der Tribuna in Florenz, die mediceische Venus und der Paris. Ihr blendendes Weiß kontrastiert wunderbar mit dem dunklen Blau des glühenden Himmels. Es ist wie ein Traum, ein Stück Italiens, es ist selbst der Himmel Neapels! Oder soll ich es mit etwas anderem vergleichen! — In der Gebirgswüste des Karstes, im triestiner Küstenlande, wo der Kalkboden jede Feuchtigkeit durchfließen, der Sturm kein Hälmchen aufsprießen läßt, da gibt es wunderbare Kratervertiefungen, an deren Felswänden Efeugewinde sich schaukeln und der Wein sich aufrankt, während in der Tiefe, von keinem Hauche der eisigen Bora getroffen, die Feige wächst und die Granaten und der Mais seine Blütenbüschel herabwallen läßt. Von oben blickt der blaue Himmel herein, von dem scharfkantigen Kraterande begrenzt, und spendet die Sonne ihre segenvolle Wärme. Dólina heißt eine solche Vertiefung; an sie dachte ich sofort, als ich Kahlberg sah. Dieselbe Stille, dieselbe Wärme; hier herrscht eben jener Frieden, der so wunderbar wirkt, wenn wir uns der Wildnis erinnern, die uns umgibt.

Steigen wir nun die Terrassen hinauf, so treten wir auf einen Platz vor dem sogenannten Belvedere, dem ele-

gantem Versammlungshause der Kahlberger; wir kehren uns um und blicken über die Anlagen zu unsern Füßen hinweg auf das Haff, das im Morgensonnenlichte wie ein blauer Traum daliegt, während die Sonne auf den Wellenspitzen blitzt (das tremolar della marina DANTE's). Drüben aber lagert sich der Kadiner Höhenzug mit seinen schönen Linien, ein mächtiger Schild, der sich nach Westen und Osten zu seinem Rande leise herabsenkt. —

Wenn die Haffseite so schön, was wird uns nicht auf der Meerseite erwarten! — so denken wir und eilen über die Düne dem Meeresstrande zu. Hier kommt die Enttäuschung. Tiefster Sand, verkrüppelte Kiefern, raschelndes Dünengras. Es öffnet sich der Wald (wenn man ihn so noch nennen darf) und das Meer liegt vor uns. Wohl ist das Ufer flach und ohne alle Schönheit, der Meereshorizont nicht groß, aber ist es doch das ewige Meer, das nun schon die Jahrtausende hier anrauscht, der Schöpfer dieser Nehrung, unseres schönen Heimatlandes! Sind es doch dieselben Fluten, darauf die ältesten Reisenden der neuen Zeit, Othar und Wulfstan, zum Bernsteinlande segelten, und die Wikinger ihre kühnen Fahrten unternahmen; ist es doch die Mutter des vielberühmten Bernsteins selber, den es im Kreisen des Sturmes aus seiner Tiefe spendet; ist es doch mit einem Worte das Meer! — Rasch entkleiden wir uns und werfen uns den Wellen entgegen, die uns umarmen. Es ist fürwahr eine zweite Taufe und wir erscheinen uns wie neugeboren.

Wohl ist das Ufer öde und trist, kaum mit Dünengras bewachsen, noch weniger mit Bäumen, von geringer Erhebung, ein Tummelplatz der Winde. Aber öder noch ist der Vorstrand, der Teil zwischen Ufer und Meer, der fortwährend Wandlungen ausgesetzt und im Winter bei großen Stürmen von den Wellen meist ganz überflutet wird. Der Sand besteht fast nur aus mäßig großen Quarzkörnern, und wenn man darin geht, sei's

mit Stiefeln, sei's barfuß, so knirscht er in dieser Hitze gerade so wie der hartgefrorene Schnee. Weht der Wind darüber, so laufen die Körner klirrend und schwirrend durcheinander und bilden Wellenfurchen, ebenfalls wie der Schnee. Größere Steine gibt es auf der ganzen Nehrung nicht, auch an Muscheln ist sie arm, und der Bernstein landet lieber an der samländischen Küste. An See gras fand ich wenig, noch weniger Tang, und die wundervollen Moose, welche wir so oft am Nordstrande des Samlandes gefunden, fehlten ganz. Dafür lag der Strand voll toter Käfer und anderer Flügler. Wenn ein starker Landwind weht, dann werden sie mit über die See gewirbelt, ermatten und ertrinken. Der nächste Seewind wirft sie wieder aus. Auch die höchsten Schneefelder der Alpen findet man oft mit Tierchen bedeckt, die von dem aufsteigenden Luftstrome mit in die Höhe gerissen worden. Selbst jetzt sah ich einen Schmetterling mit dem starken Südwinde kämpfen, aber es glückte ihm, das Ufer zu erreichen. — Da wo die Wellen an das Ufer spülten, wurden viele Quallen hin und her geworfen. Sie bildeten eine durchsichtige Gallertmasse von etwa drei Zoll Durchmesser und hatten in der Mitte vier rötliche Halbmonde, von denen rötliche Strahlen ausgingen. — Hier und da stehen ein paar Kähne, die man zum Fischfange braucht; sie vermehren aber noch den Eindruck des Wüsten. Nur das Meer ist ewig belebt und bewegt; wir verlassen nicht gern die „Spülung“, weichen den Wellen aus und sehen lächelnd, wie unsere Fußstapfen verlöscht werden. Endlich sah ich auf der Uferhöhe ein sonderbares Haus stehen und stieg zu demselben hinauf. Der letzte Sturm hatte das Strohdach dieser Strandhütte abgedeckt und es auf den Boden geworfen. Da lag nun alles durcheinander. Aus dem kubischen Unterbau erhob sich nur wie ein Riesenfinger der Schornstein, und daran lehnten die Sparren des Daches und die

Bretter. Klein war die Thür, klein das Fenster. Auf der einen Seite hatte man die Wand mit den Brettern eines gestrandeten Schiffes beschlagen und auf dem einen stand noch mit großen Buchstaben: ELISABET. Der tiefe Sand, das raschelnde Dünengras, der Blick auf die See vollendeten dieses sonderbare Bild, das später ein mir befreundeter Maler anmutig skizzierte. Von hier schlug ich mich landeinwärts. Eine Herde Vieh weidete auf der Düne, ich wußte nicht recht — was. Der Weg führt in ein Tal, wo man eine Zisterne für das Vieh gegraben, immer durch Kiefern, auf eine Dünenhöhe, die den Namen Blocksberg erhalten hat und über hundert Fuß hoch sein mag. Auf der Spitze hat man eine weite Aussicht nach beiden Meeren, im Süden auf das Haff und die Tolkemiter Höhen, im Nordwesten glaubt man am Meereshorizont ein blaues Land zu erblicken. Mir fiel dabei ein, daß man mir als Kind oft genug gesagt hatte: das sei Schweden, und wenn ich mich recht anstrenge, so würde ich auf einem Turme in Stockholm eine Fliege sitzen sehen, die gähne gerade und habe einen hohlen Zahn. — Auf dem Blocksberge selber steht eine einsame Fichte. Beim Heruntersteigen interessierte mich noch eine Weile der tiefe Sand, der durch den Humus des Waldes bräunlich gefärbt worden; dann aber wurde die Hitze unerträglich und ich erreichte über Liep, aus dessen Fischerhäusern es unerträglich nach Fischen roch, nur mit Mühe und Not mein Gasthaus in Kahlberg. — Diese Expedition glich der vesuvianischen an Beschwerlichkeiten vollkommen.

V.

Ein Abend in den Dünen.

Als die Hitze gegen Abend nachgelassen, unternahm ich einen weiteren Gang in die Dünen nördlich von

Kahlberg. Es dauert nicht lange, da hört der Wald auf, die letzten Bäume stehen bereits in dem herabfließenden Dünensande. Von der Gestalt dieser Dünen hat man im Lande gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung. Sieht man nämlich die weiße Linie der Nehrung sich am Horizonte hindehnen, so glaubt man, die Nehrung sei ein einziger, ungegliederter Höhenzug, der die ganze Breite der Landzunge einnimmt. Parallele Landzüge, isolierte Höhen, tiefe Täler und Schluchten vermutet niemand. Wie bei Gebirgen zieht sich in der Mitte der Nehrung die Hauptkette hin. Dieselbe wird oft von einem äußeren Höhenzug begleitet, der nach dem Haff und der See hin abfällt und mit der Hauptkette ein Längental einschließt. Bald zieht sich ein Querriegel von Kette zu Kette, eine Talkesselbildung einschließend, bald geht dieser Riegel, die Nebenkette durchbrechend (namentlich auf der Haffseite) bis in das Gewässer, ein Vorgebirge, oft auch eine bloße Untiefe (einen Haken) bildend. Hier und da, wie südlich von Kahlberg, ist der Bergrücken in der Mitte niedrig, und nur ein paar Höhen (zu denen der Blocksberg gehört) deuten seine Richtung vorzugsweise an.

Nach der See zu findet man die wenigsten Täler und Höhen, überhaupt eine nur unbedeutende Gliederung; auf der Haffseite dagegen erscheint der Nebenzug oft bedeutend ausgeprägt und wir erkennen an den steilen Böschungen und Abhängen, daß die Nehrung von dieser Seite angenagt wird.

Die erwähnte dreifache Gliederung ist am besten da erkennbar, wo die ganze Nehrung noch von Wald bedeckt wird, wo die Dünen also sich wesentlich nicht mehr verändern können. Hier überraschen tiefe Täler und Kessel, in denen die Bewohner Gärten und Felder (andere Dólinas!) angelegt haben und sorgfältig gegen den herabrinnenden Sand schützen müssen. Wo die Düne nackt und kahl daliegt, sind die Talbildungen

seltener. Gehen wir auf der Höhe der mittleren Düne, so haben wir einen Eindruck, wie etwa auf dem Kamm eines Gebirges. Wo aller Maßstab fehlt, wo auf beiden Seiten ein Meer uns begleitet und kein Baum uns erscheint, da gehört nur wenig Phantasie dazu, um diese Höhe für einen Gebirgszug zu halten und sich ein paar tausend Fuß über dem Meeresspiegel erhaben zu wähnen. Reisende, die in den Wüsten Afrikas gewesen, erzählen: daß sie oft einen Geier für eine Windmühle, einen Strauch für ein Gehölz gehalten haben, weil ihnen eben jeder Maßstab gefehlt habe. Gerade so geht es uns hier. Denn um es gleich auszusprechen, der Charakter dieser Nehrung ist vollkommen der der Wüste mit ihrer Einsamkeit und Erhabenheit. Ich stand hier oben, als die Sonne sich bereits dem Meereshorizont näherte. Ein düsterer, verschleierter Himmel bedeckte Meer und Land, und wenn ich mich hinter einen kleinen Hügel stellte und nach Norden sah, so erblickte ich nichts als die Dünenwüste, sich weit, unermesslich weit ausdehnend, zu beiden Seiten von den bleifarbenen Wasserflächen begrenzt. Eine vollkommene Stille herrschte hier oben. Selbst das Dünengras, das ewig geschwätzige, schwieg; nur von Zeit zu Zeit, flog ein vereinsamter Falke oder eine Schar der hier eingewanderten Kormorans nach Südwesten zu; alle in der Richtung der Nehrung. Auch diese Vögel schwiegen, oder sie flogen so hoch, daß ich ihre Stimme nicht mehr vernehmen konnte. — Der Boden, darauf ich lautlos einherschritt, war nichts als Sand, ewig nur der feinkörnige Quarzsand des Meeres. Darüber zog sich ein wunderliches Netz. Um nämlich den Sand „zum Stehen“ zu bringen, bepflanzt man die Flächen im Herbst oder Frühjahr, also in der feuchten Jahreszeit, mit dem Dünengras (*arundo arenaria*). Denn die Natur, die vieles scheinbar Böse geschaffen, hat gegen das Übel meist auch das Heilmittel gewährt. Diese Pflanzen werden in Quadraten neben-

einander gepflanzt, und zwar so, daß die Ecken derselben immer zusammenstoßen; in die Mitte eines jeden dieser Vierecke aber, deren Größe etwa 25 Quadratfuß beträgt, wird eine eigentümliche Pflanze, *artemisia maritima*, gesetzt, welche sich an einer einzigen Stelle tief in den Boden senkt und von diesem Zentrum aus einzelne Strahlen über die Sandfläche hin ausschickt. Denn bei diesen Dünen kommt eben alles darauf an, ihr Fortschreiten zu hindern, die einzelnen Körner aneinander zu binden. Das geschieht aber dadurch, daß der Boden systematisch befestigt wird. Eine solche Befestigung ist es auch, wenn man bei Flüssen innerhalb der Deiche das Vorland dadurch schützt, daß man Weidenruten rings im Kreise in die Erde steckt (sogenannte Nesterpflanzungen). Einen ähnlichen Zweck hat es, wenn man den Schnee auf stark geneigten Alpenweiden mittelst eingeschlagener Stäbe gleichsam annagelt, um sein Herabgleiten und die Lawinenbildung zu verhindern. Auf unseren Dünen erreichen diese Pflanzungen ihren Zweck vollkommen. Denn es kommt nicht gerade darauf an, jedes einzelne Korn zu fesseln; die Hauptsache ist, daß der Wind keine Löcher wühle und nicht die Düne wie an einer Handhabe fasse.

Nur erst ein kleiner Teil der Dünen, die sich von Kahlberg bis vor Altief hin erstrecken, ist auf diese Weise gefesselt; wo dieses nicht der Fall, da sind sie in fortwährenden Neubildungen begriffen und durch ihr Fortschreiten höchst gefährlich für die wenigen Stellen, welche noch bewohnt und kultiviert werden. Wie manches Dorf hat der Sand nicht schon verschüttet hier und auf der Kurischen Nehrung. Die Düne respektiert nicht Schutzwall, nicht Mauern. Auch Kirchen haben sie begraben. Die Chronisten erzählen von einem Ort Narmel und Narmedien auf der Frischen Nehrung: Wo sind sie hin? Das Dorf Schmeergrube (nicht weit von Kahlberg) bestand wahrscheinlich noch

im Jahre 1636, im Jahre 1728 wird es schon als versandet bezeichnet.

Einst sollen die beiden Nehrungen von einem einzigen großen Wald bedeckt gewesen sein, darin Herden edlen Wildes, namentlich das Elen hauste und eine große Zahl von Bewohnern sich nährte. Und zwar behauptete das Volk konsequent, daß es ein Laubwald gewesen, allen Ungläubigen zum Trotz, die sich das Gedeihen von Laubholz auf dem reinen Sandboden nicht denken konnten. Durch neuere Untersuchungen ist nun auch diese Sage in ihre Rechte eingesetzt worden. Auf beiden Nehrungen ziehen sich nämlich unter der jetzigen Oberfläche in geringerer und größerer Tiefe Erdschichten hin, die sich durch ihre dunklere Färbung auszeichnen und demjenigen Boden gleichen, in welchem die heutigen Wälder wurzeln. Untersucht man diese Schichten näher, namentlich durch das Mikroskop, so findet man, daß die Färbung durch vegetabilische Stoffe (Humus) hervorgerufen ist und in den helleren Schichten von Nadelhölzern her stammt. In der dunkelsten (kaffeebraunen) Schicht sind es die Reste eines Laubwaldes, was man entdeckt, d.h. des dereinst hier untergegangenen Urwaldes. Man nennt daher auch wohl die von solchen Schichten bedeckten Dünen die der ältesten Formation. Die unter dem jetzigen Waldboden ruhenden gehören der zweiten und die neuesten Sanddünen der dritten Formation an.

Daß erst die Wälder den Dünen vollen Schutz verleihen, und daß alle anderen Anpflanzungen nur die Vorbereitung, gewissermaßen nur der Dünger für dieselben sind, bedarf kaum eines Beweises. Um so mehr muß man die Leichtfertigkeit verwünschen, mit welcher man einst diese Wälder vernichtet hat. So weit das Danziger Territorium reicht, ist es zu einer solchen brutalen Verwüstung niemals gekommen. Der Wald bildet hier eine reiche Einnahmequelle für die Kämmereikasse. Auf preußischem Gebieté jedoch,

d. h. auf der nördlichen Hälfte der Nehrung wurde auf Beraten eines Herrn VON KORF, dessen Name neben dem anderer Herostrate genannt zu werden verdient, unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. der Wald so vollständig niedergehauen, daß die Dünen entfesselt ihren taumelnden Reigen begannen. Der Untergang mehrerer Dörfer, die Vernichtung alles Kulturlandes, die Versandung des Haffs war die Folge dieser unseligen Maßregel. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat man sein Augenmerk wieder diesem Landstriche zugewandt. Ein großer Teil ist auch nicht allein zum Stehen gebracht, sondern selbst bewaldet; der größere aber liegt noch in seiner blendenden Weiße da und harret des „rodischen Genius“, seines Herrn.

Auf der Danziger Seite war im Laufe der Zeiten gleichfalls manches versehen worden; namentlich die auf der sogenannten Außennehrung, im Weichseldelta liegenden Dörfer hatten von Versandungen viel zu leiden. Da trat ein in Danzig eingebürgerter Däne SÖREN BJÖRN am Anfange dieses Jahrhunderts an die Spitze des Dünenwesens und wußte die entfesselten Gewalten mit so großer Sachkenntnis und so nachhaltig zu bekämpfen, daß sie sich in verhältnismäßig wenigen Jahren in ihre alten Schranken weisen ließen. Ihm verdankt man namentlich die Befestigung der Dünen durch Pflanzungen. Früher hatte man meist zu Palliativmitteln seine Zuflucht genommen. So war es namentlich Sitte, daß man auf dem Rücken der Dünen meilenlange Strauchzäune errichtete, um den jagenden Sand aufzuhalten. Er setzte sich wohl daran fest, aber, wie bei einem Schneetreiben, nur so lange, bis der angesammelte Sand die Höhe des Zaunes erreichte. Man erzielte nichts als eine Erhöhung der ohnehin hohen Dünen. — SÖREN BJÖRN lebt noch jetzt im Munde der Menschen. Er hatte den Wahlspruch: Durch Beharrlichkeit wird der Fels zur Pyramide. An seine Hütte auf der Nehrung, in der er sich vor Wind

und Wetter zu schützen pflegte, schrieb man einst die folgenden mehr gutgemeinten als musterhaften Verse:

O Björn! wenn einst nach vielen Jahren
Ein hoher Wald um deine Hütte steht,
Dann wird die Nachwelt es erfahren,
Was Fleiß und Kunst vermag. Dann geht
Im Schatten der von dir gepflanzten Bäume
Der Enkel froh und segnet dich;
Er sieht realisiert die Träume
Der Vorwelt und fühlt glücklich sich.

Im Kahlberger Album steht auch ein Gedicht auf HÄRTEL, den Schöpfer der wundervollen Anlagen, zu denen im Jahre 1843 Steine und Erde von fernher und zu Schiffe gebracht worden sind, gerade so, wie einst die Pisaner die Erde zu ihrem campo santo aus dem gelobten Lande herholen ließen. Scheiden wir nicht ohne Dankgefühl für dieses Dioskurenpaar von diesem schönen Lande. Der eine hat es befestigt, der andere verschönt. Wo feiern Natur und Kunst eine glücklichere Vereinigung!



In einer Zusammenfassung von Aufsätzen, Reden, Abhandlungen und Erzählungen versucht dies Buch die geistige Leistung Altpreußens, durchaus gemeint vom Landschaftlichen her, aufzuzeigen.

Nicht nur aus Neigung und Verehrung heraus erscheint uns dieses Unternehmen sinnvoll. Namen von der alles überragenden Bedeutung eines KANT, eines KOPERNIKUS, die das Weltbild von Jahrhunderten bestimmt haben, lassen eine derartige Huldigung eher in einem zweifelhaften Lichte erscheinen. Aber die Betrachtung der gesamten sich über Jahrhunderte erstreckenden Leistung bietet hinsichtlich der Geisteshaltung ein Bild von geradezu erstaunlicher Geschlossenheit und Eigenart: das Bild einer geistigen Provinz von weltweiter Bedeutung. Und darin glauben wir eine Rechtfertigung unseres Vorhabens erblicken zu dürfen.

Eine solche Zusammenschau schließt den Begriff äußerster Beschränkung von vornherein in sich. Sie ergab sich von selbst: auf das Gebiet der Prosa, weil hier die Ergebnisse besonders sinnfällig sind und den größten Kreis allgemeinen Interesses umspannen. Diese letzte Forderung war auch maßgebend für die Wahl der einzelnen Beiträge aus der Fülle des vorliegenden Materials.

Auch zeitlich mußte eine Grenze eingehalten werden. Sie durften wir nicht überschreiten, sollte der Wert unserer Betrachtung nicht allein dadurch fragwürdig werden. Die Leistungen der jüngeren Vergangenheit und erst recht die

unserer Zeit dürfen den reinen abgeklärten Atem, der uns aus vergangenen Jahrhunderten herüberweht, nicht trüben, denn unser Ohr ist nicht fein genug, aus den uns nahen Stimmen diejenigen mit Sicherheit zu erkennen, deren Kraft hinreicht, sie noch in die kommenden Jahrhunderte hinüber zu tragen.

Getrost dürfen wir die Grenze unserer Betrachtung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ziehen. Ehrfurchtgebietend ist die Größe der geistigen Leistung Altpreußens, die sich uns bis dahin darbietet, beglückend die Weite und Tiefe ihrer Zeugnisse, die wir hier zusammengetragen haben, die uns liebenswert und immer wieder lesenswert erscheinen und von denen wir glauben, daß sie es auch für andere sind.



INHALTSVERZEICHNIS

MIT QUELLENANGABE

NIKOLAUS KOPERNIKUS,

19. II. 1473 bis 24. V. 1543.

Vorrede zu den Büchern der Kreisbewegungen
an den Heiligsten Herrn, Papst Paul III. 7

Nikolaus Kopernikus, Über die Kreisbewegungen der Weltkörper. Übersetzt und mit Anm. vers. von C. L. Menzzer. Thorn 1879.

JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED,

2. II. 1700 bis 12. XII. 1766.

Akademische Rede von den Vorzügen und
Vollkommenheiten des Menschen und der da-
her entstehenden menschlichen Glückseligkeit 14

Johann Christoph Gottscheds Gesammelte Reden. Leipzig 1749.

IMMANUEL KANT,

22. IV. 1724 bis 12. II. 1804.

Beobachtungen über das Gefühl des Schönen
und Erhabenen 26

Immanuel Kants sämtliche kleine Schriften. Königsberg und Leipzig 1797.

IMMANUEL KANT,

Träume eines Geistersehers 93

Immanuel Kants sämtliche kleine Schriften. Königsberg und Leipzig 1797.

JOHANN GEORG HAMANN,

27. VIII. 1730 bis 21. VI. 1788.

Brocken 168

Hamanns Schriften herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821.

JOHANN GEORG HAMANN,

Sokratische Denkwürdigkeiten 183

Hamanns Schriften herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821.

THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL,

31. I. 1741 bis 23. IV. 1796.

Handzeichnungen nach der Natur 206

Th. G. v. Hippel's sämtliche Werke. Berlin 1828.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

25. VIII. 1744 bis 18. XII. 1803.

Das eigene Schicksal 250

Johann Gottfried von Herders sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Wien 1813.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

Über die menschliche Unsterblichkeit . . . 267

Johann Gottfried von Herders sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Wien 1813.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

Nikolaus Kopernikus 286

Johann Gottfried von Herders sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Wien 1813.

GEORG FORSTER,

27. XI. 1754 bis 10. I. 1794.

Auf O-Tahiti 294

Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775.

LUDWIG VON BACZKO,

8. VI. 1756 bis 27. III. 1823.

Über einen volkstümlichen Zug im deutschen Nationalcharakter 348

Ludwig von Baczko, Historische Unterhaltung für gebildete Leser. Halle und Leipzig 1826.

JOHANNA SCHOPENHAUER,

9. VII. 1766 bis 16. IV. 1838.

Die Speicherinsel in Danzig 358

Johanna Schopenhauer, Jugendleben und Wanderbilder. Danzig 1884.

ERNST TH. AMADEUS HOFFMANN,

24. I. 1776 bis 25. VI. 1822.

Das Majorat 366

E. T. A. Hoffmann, Gesammelte Schriften 1—12, Berlin 1871—73.

ARTHUR SCHOPENHAUER,

22. II. 1788 bis 21. IX. 1860.

Vom Unterschied der Lebensalter 460

Arthur Schopenhauers sämtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Leipzig 1873.

BOGUMIL GOLTZ,

21. III. 1801 bis 12. XI. 1870.

- Mein Vater oder das Konterfei eines Mannes
von altem Korn und Schrot 486
Bogumil Goltz, Buch der Kindheit. Berlin 1905.

FERDINAND GREGOROVIVS,

19. I. 1821 bis 1. V. 1891.

- Die Kunst und das Leben 519
*Eine Bildergalerie. Königsberger Kunstausstellung im Herbst
1848 nebst einer Abhandlung „Die Kunst und das Leben“ von
Ferdinand Gregorovius. Königsberg 1848.*

FERDINAND GREGOROVIVS,

- Die Insel Capri 536
*„Figuren. Geschichte, Leben und Szenerie aus Italien“ von
Ferdinand Gregorovius. Leipzig 1870.*

LOUIS EHFLETT,

12. I. 1825 bis 4. I. 1884.

- Aus den Römischen Tagen 594
Lehrer Ehflett, Römische Tage. Berlin 1867.

WIG PASSARGE,

5. VIII. 1825 bis 19. VIII. 1912.

- Wanderungen am Frischen Haff 629
*Lehrer Passarge, Aus Bütischen Landen. Studien und Bilder.
Glogau 1875.*